Ueber mich ſelbſt

und

meine Unglücksgefährten

die Blinden

von

Ludwig von Baczko
Profeſſor der Geſchichte bei der Artillerie-Akademie zu Königsberg
und verſchiedner gelehrten Geſellſchaften Mitgliede.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Steigende Humanität, aber ach! vielleicht auch nur das Sehnen, mit etwas Neuem und Außerordentlichem zu glänzen und ſich auch wohl dabei einen neuen Erwerbszweig zu öffnen, haben in unſern Tagen die Erziehungsanſtalten für ſolche Unglückliche, denen die Hand des Schickſals einen oder mehrere Sinne nahm, und zugleich die Schriftſteller über dieſen Gegenſtand vermehrt. Es wäre ſchändlich und von einem Manne in meiner Lage, der das Schickſal ſeiner Unglücksgefährten mit doppelter Theilnahme fühlen muß, höchſt undankbar, wenn er nicht den redlichen Eifer, den Scharfſinn, Beobachtungsgeiſt, die nicht gemeine und doch immer nur ſchlecht belohnte Mühe der edlen, menſchenfreundlichen Männer erkennen ſollte, die hiebei ſo außerordentlich viel geleiſtet haben. Allein da derjenige Mann, der ſelbſt ſeine Mängel fühlt, und der die Hinderniſſe, die ihm das Schickſal entgegenſtellte, ſeit beinahe dreißig Jahren zu über-

winden trachtet, ſo manches hierüber aus eigner Erfahrung ſagen kann, ſo hoffe ich hier nicht unzweckmäßig öffentlich aufzutreten. Oft habe ich mich ſelbſt getäuſcht, ſchon auf dieſem oder jenem Wege etwas erreicht zu haben geglaubt, mir manche anſcheinend kleine Fertigkeit erſt durch langen und mühſamen Fleiß zugeeignet, und ich bin folglich überzeugt, daß ſo gut, wie der aufmerkſame und nicht ungebildete Blinde ſich ſelbſt zu täuſchen im Stande iſt, dieſes auch zuweilen bei dem redlichſten Erzieher des Blinden und Taubſtummen der Fall ſeyn könne. Hiedurch dürfte denn wohl ſo manches, das man für richtig erlangten Begriff und wirkliche Kenntniß hält, zu einer mechaniſchen Abrichtung ausgeartet ſeyn, wodurch ausdauernder Fleiß bei Thieren, beſonders Hunden und Pferden, ſo manches zu bewirken im Stande iſt.

Mich ſchaudert bei dem Gedanken, daß der Menſch, und noch überdem der Unglückliche, zuweilen ſo gemißbraucht werden könne; und da ich ſeit dem Verluſte meines Geſichts und bei meiner durch Erziehung und Temperament bewirkten Lebhaftigkeit und raſtloſen Thätigkeit ſo viel als mir möglich war, zu leiſten ſtrebte, ſo ließ ich kein Mittel unverſucht, wodurch ich mir bei meiner Blindheit einige Erleichterung ſchaffen konnte. Da überdem gelehrte und einſichtsvolle Männer, die mich nicht unter ihrer Aufmerkſamkeit fanden, bei Anknüpfung der Bekannt-

ſchaft ſich häufig mit mir über mein Schickſal und die mir noch übrigen Hülfsmittel unterhielten, ſo wurde ich wenigſtens, um nichts Unzweckmäßiges zu ſagen oder wohl gar Blößen zu geben, häufig über dieſen Gegenſtand nachzudenken gezwungen, und es wurde zugleich ſo manche neue Idee in mir rege gemacht, die zu prüfen und auszuführen mein eigner Vortheil erforderte. Ich ſuchte aus ähnlichen Gründen die Bekanntſchaft jedes Blinden, ſuchte von merkwürdigen Blinden ſo viel Nachrichten als möglich zu ſammeln, durch Aufmerkſamkeit und Geduld mir die Fertigkeiten anderer zu eigen zu machen, ſtrebte darnach, die Sehenden in Bezug auf den Blinden zu beobachten; und da ich ſelbſt bis ins einundzwanzigſte Jahr mein Geſicht hatte, dies nur allmälig verlor, in meinen frühern Jahren eine wiſſenſchaftliche Bildung erhielt und ſchon in meiner Kindheit durch mancherlei Schickſale in entfernte Gegenden und viel unter Menſchen umhergetrieben wurde: ſo glaube ich durch Zuſammenſtellung vieljähriger Beobachtungen und die Reſultate derſelben ſowohl für die Eltern und Erzieher des Blinden, als auch für den empiriſchen Pſychologen hier ſo manches aufzuſtellen, wodurch die Maaßregeln der Eltern beſtimmt, die Mühe des Erziehers erleichtert werden dürfte. Da — man verzeihe mir dieſe kleine Eitelkeit — der verewigte

Kant mich ſchon in meinen jüngern Jahren, in Hinſicht auf Anthropologie, für ſeinen nicht unwürdigen Schüler erklärte, ſo dürfte vielleicht auch meine Neigung für dieſe Wiſſenſchaft einigen Einfluß auf dieſe Schrift gehabt haben. Doch ſtrebte ich ſorgfältig, nicht ſowohl Hypotheſen aufzuſtellen, als vielmehr Erfahrungen zu liefern. Die Probe, die ich vor einigen Jahren im deutſchen Merkur abdrucken ließ, wurde vom Herausgeber mit einer ſo gütigen Anmerkung begleitet, aus dem Merkur im Bürgerblatte abgedruckt, und, ſo viel ich weiß, ſo günſtig aufgenommen, daß ich die Herausgabe der ganzen Schrift um ſo füglicher wagen zu können glaube.

Meinem Herzen, das vielleicht oft zu warm, zu theilnehmend ſchlägt, konnte wohl niemand näher ſeyn, als der Blinde; und daher entſprang ſchon längſt bei mir der Wunſch, daß, ſo wie man Inſtitute für Taubſtumme anlegt, auch Inſtitute für Blinde angelegt werden möchten, und zu meiner nicht geringen Freude hat der edle Hauy zu Paris zum Theil dieſen Wunſch erfüllt. Bei meinem Glauben, daß jedes Gute, ſobald es einmal rege gemacht iſt, ſich weiter verbreite, hoffe ich auch, daß mehrere Inſtitute dieſer Art entſtehen, gute und edle Menſchen hiezu die Hand bieten werden. Bei der Einrichtung dieſer Inſtitute dürfte wohl der Blinde kein inkompetenter Rathgeber ſeyn. Deshalb eilte ich mit Herausgabe dieſes Werks, welches ſonſt aus mancherlei Gründen noch lange in mei-

nem Pulte verſchloſſen, vielleicht unbeendet geblieben wäre. Daß ich darin ſo viel von mir ſelbſt ſpreche, iſt mir zum Theil ſelbſt mißfällig; aber ich konnte aus keiner Quelle ſicherer ſchöpfen; und daß es nicht bloßer Egoismus ſey, wird hoffentlich die Offenheit beweiſen, womit ich, um Gutes zu bewirken, auch eigne Mängel einzugeſtehen, kein Bedenken trug. Herzliche Freude würde es mir machen, wenn ich durch dieſe Schrift meinen Unglücksgefährten nützlich werden könnte. Der beſte Wille lag wenigſtens bei mir zum Grunde. Ich wollte anfänglich alle Blinden auffordern, mir Selbſtbemerkungen mitzutheilen; allein da wäre mir viel Bekanntes mitgetheilt, hingegen manches, worüber ich Berichtigung und Zuſätze wünſche, gar nicht berührt worden. Jetzt aber liegt mein Buch, mit ihm jede meiner Ideen vor den Augen des Publikums; und Mittheilungen von Zweifeln, Berichtigungen und eignen Bemerkungen können mir nicht anders als willkommen ſeyn. Sollte manches darunter mit meiner eignen Meinung im Widerſpruche ſtehen, ſo werde ich, deſſen Kopf und Herz der Belehrung wahrlich nicht verſchloſſen iſt, und der ich durch dieſes Werk nicht glänzen oder meine Meinungen jemanden aufbürden will, ſondern Nutzen zu ſtiften ſtrebe, jede fremde Ueberzeugung mit aller mir möglichen Geiſtesruhe prüfen, meine Bemerkungen im ruhigſten Tone hinzufügen, und, was mir irgend auf dieſe Weiſe

von nützlichen Materialien zu Theil wird, zu einem zweiten Theile, zu einem kleinen Nachtrage, oder bei einer zweiten Auflage dieſes Buchs, je nachdem ich viel oder wenig mitgetheilt erhalte, benutzen. Hier aber halte ich es noch für Pflicht, Herrn Licent-Buchhalter Liedtke zu Memel für die vielen mir mitgetheilten Beiträge öffentlich meinen Dank abzuſtatten. Bloß Menſchenliebe hat ihn angereizt, an der Erziehung eines Blinden Theil zu nehmen, und er hat um dieſen Zwecks willen vieles beobachtet und geſammelt. Möchten ihn doch bald günſtige äußere Verhältniſſe in die glückliche Lage ſetzen, ſeinem menſchenfreundlichen wohlthätigen Herzen ganz anügen zu können! Auch halte ich es für Pflicht Herrn Doktor Reimick zu Danzig für die vielen mir mitgetheilten Nachrichten hier öffentlich zu danken.

Erſter Abſchnitt.

Einleitung.

Einige allgemeine Bemerkungen über die Verhältniſſe und das Benehmen der Blinden.

Kein Unglücklicher erhält, wenn er von ſeinem Schickſal niedergebeugt wird, ſo allgemeine Theilnahme, und, wenn er ſich dieſem Unglücke zu entwinden ſucht, ſo ausdauernde Gönner, ſo nachſichtsvolle Freunde; aber kein Unglücklicher, wenn ihm ſein Emporſtreben einigermaßen gelingt, auch zugleich verhältnißmäßig eine ſo große Menge von Gegnern, als ein Blinder. Die Wahrheit dieſes Satzes kann ich aus eigner Erfahrung und aus den Erfahrungen einiger Blinden, mit denen ich in freundſchaftlicher Verbindung ſtehe, beweiſen. Der letztere Theil dieſer Aeußerung, daß ein Blinder, der ſeinem Schickſal mit Erfolg entgegenſtrebt, eine Menge von Gegnern erhalte, ſcheint mit den frühern, ſo häufigen Aeußerungen des Wohlwollens und der Theilnahme im Widerſpruche zu ſtehen; und es ſey mir deshalb erlaubt, die anthropologiſchen Gründe hier auseinander zu ſetzen, weil mancher Blick ins menſchliche Herz, manche Klugheits- und Lebensregel für meine Unglücksgefährten darauf begründet werden kann.

Ein Tauber, Stummer, oder Gebrechlicher wird oft verlacht; denn jede Abweichung von der gewöhnlichen Form macht auf uns entweder einen unangenehmen oder komiſchen Eindruck, und es hängt ganz von dem Benehmen des Krüpplichten ab, welche dieſer beiden Empfindungen er erregen will. Trägt er ſeine Gebrechen zur Schau, ſo iſt erſteres, ziert er ſich, um ſie zu verbergen, gewöhnlich letzteres der Fall, und wenige treffen hier nur die gröſtentheils löbliche Mittelſtraße. Der Stumme erregt, wenn er, ſtatt Worte, unartikulirte Töne ausſtößt, anfänglich Mitleiden; aber dieſer erſte Eindruck geht, weil dem Stummen die Gelegenheit zur beſtimmten Mittheilung fehlt, und deshalb die Theilnehmung für ihn, als ein blos rege gemachtes Gefühl, keinen bleibenden Eindruck macht, auch ſchnell verloren. Seine Töne, denen der Thiere höchſt ähnlich, ſcheinen ihn bald bei andern Menſchen herab zu würdigen, und der Glaube, daß er ſeine Leiden weniger fühle, ſchleicht ſich hierdurch allmählig ins Herz ſeiner Nebenmenſchen, die ihn wegen ſeiner Zeichenſprache beinahe ſo wie ein gut abgerichtetes Thier betrachten, und auf die Mühe, welche die Erlernung derſelben erforderte, weiter keine Rückſicht nehmen. Der Taube macht, wenn er am allgemeinen Geſpräch Theil nehmen will, oder durch verkehrte Antworten, nicht ſelten ein allgemeines Gelächter rege. Man ſieht während deſſelben Züge von Befremdung, Mißtrauen, Zorn, die an Verzerrung gränzen; und die Veranlaſſungen zum Lächerlichen werden hierdurch vermehrt. Wenn hingegen der Blinde einen Fehler begeht, z. B. etwas umwirft oder zerbricht, ſo iſt für ihn immer eine gewiſſe Beſchä-

mung, oder, wenn er ſich aus Unvorſichtigkeit ſtößt oder verletzt, ein kleiner Schmerz hiermit verbunden, und beides wird ſogleich, ſo wie der Ausdruck hiervon, in den Geſichtszügen des Blinden einem jeden anſchaulich. Um dieſes aber zu vermeiden, ſucht man dem Blinden allgemein behülflich zu ſeyn, und dies um ſo williger, weil man ihn in den mehreſten Fällen ſehr leicht, den Tauben und Stummen aber nicht ohne große Schwierigkeiten zurecht weiſen kann. Je hülfloſer ein Geſchöpf iſt, um deſto weniger wird es vom Stärkern beſchädigt. Mir iſt kein Beiſpiel bekannt, daß ein beißiger Hund ein kleines Kind beſchädigt habe. Dagegen erzählen Reiſebeſchreiber, daß, wenn der Elephant auf ſeinem Wege ſpielende Kinder antreffe, er ganz breit ſchreite, damit ſie ruhig liegen bleiben können, oder ſie mit Hülfe ſeines Rüſſels aus dem Wege ſetze; ein Trunkenbold, welcher jeden, der ihm im Wege ſteht, überläuft, geht gewöhnlich einem Kinde aus dem Wege. Dieſe ſchöne natürliche Anlage iſt beim gebildeten Mann vervollkommnet. Die Hülfloſigkeit des Blinden fällt jedem ins Auge, und wird ein neuer Bewegungsgrund, ſich ſeiner anzunehmen. Außer dem von Heilmann in den franzöſiſchen Miszellen, ſechſten Bandes zweytes Stück, iſt mir auch kein Beiſpiel bekannt, daß ſelbſt der Pöbel den Blinden zum Gegenſtande des öffentlichen Geſpöttes gemacht habe. Jeder Anblick von Kraft und Stärke thut dem Menſchen wohl, beſonders von einem gleichgearteten Geſchöpfe. Der Anblick von der Stärke eines Thieres feſſelt weniger, als der von der Stärke eines Menſchen, und ſelbſt der gebildete Mann, der einen kleinen Knaben auf der Straße einen

größern überwältigen ſieht, blickt auf den kleinen Sieger mit Wohlgefallen. Die Ueberwindung von Hinderniſſen iſt mit dem Begriffe von Aeußerung der Kraft in unſerer Idee unzertrennlich verbunden, und dieſes erzeugt bei uns eine wohlgefällige Empfindung. Es iſt uns angenehm, wenn wir leſen, wie Hannibal über die Alpen drang; Columbus Guanahani erblickte; Preußens Friedrich die Uebermacht beſiegte; Xenophon und Moreau die Rückkehr ins Vaterland erkämpften; Luther ohne Rückſicht ſeine Ueberzeugungen geltend machte; Franklin dem Blitze ſeine Bahn bezeichnete. Erinnerung an ſolche Handlungen und Thaten iſt ein herzerhebendes Gefühl, denn alles dieſes zuſammen genommen, ſchmeichelt uns ſelbſt. Wir ſehen im lebendigen Weſen ein Beiſpiel unſerer eignen Lebenskraft und Thätigkeit; fühlen zugleich den Keim eigner Kraft, der in der menſchlichen, folglich auch in unſerer Seele zur Ueberwindung von Gefahr und Hinderniſſen ſchlummert, ohne uns dieſes Gedankens einmal recht deutlich bewußt zu ſeyn. Ewige Finſterniß hat für den Menſchen etwas ſo gräßliches, daß beinahe alle Nationen ſie und ewige Flammen für die ſchrecklichſten Mittel zur Beſtrafung der Verbrecher jenſeit des Grabes erklärt haben; und der Mann, den ewige Finſterniß umgiebt, ſcheint uns folglich im ſchrecklichſten Zuſtande zu ſeyn. Deshalb freut ſich auch der edle und gute Mann der Thätigkeit und der Kraft des Blinden, der ſeinem Schickſale entgegen zu ſtreben ſucht; er freut ſich, daß ſo viele verborgene Kräfte auf den Nothfall vorräthig da liegen. Je größer, je edler er ſelbſt iſt, je mehr

ihm eigne Thätigkeit Freude macht, um ſo wohlwollender iſt er nun auch gegen den Blinden. Jeder neue Beweis von Thätigkeit erzeugt wieder in ihm dieſe angenehme Empfindung, und daher werden edeldenkende Männer ausdauernde Freunde und Gönner eines thätigen Blinden. Der Mann, der frei von Stolz und Eigendünkel ſich ſelbſt durch Talent oder Verdienſt emporarbeitete, die Schwierigkeit bei Ueberwindung ſo mancher Hinderniſſe fühlte, iſt überzeugt, daß dieſe Hinderniſſe bei einem Blinden ſich verdoppeln, und dieſes hat Nachſicht gegen ihn zur Folge. Der Blinde kann den Menſchen nur durch ſeine mündlichen oder ſchriftlichen Aeußerungen, nicht aber nach ſeinen Mienen oder der oft zweideutigen Gebehrdenſprache kennen lernen, womit er ſeine mündlichen Aeußerungen begleitet. Es thut dem Menſchen wohl, jede ſeiner Aeußerungen ſogleich für Wahrheit angenommen zu ſehen. Es kitzelt dem eignen Stolze, daß manches zweideutige dabei unbemerkt blieb, uud es ſchmeichelt auch wieder auf der andern Seite ſo ſehr, Beweiſe des Wohlwollens und der Achtung zu erhalten, daß der Blinde, der ohnehin ſeines Nebenmenſchen in einem höhern Grade bedarf, ſolche Aeußerungen ſogleich, wie eine Münze, deren Gepräge beſtimmt iſt, annimmt, ohne argwöhniſch nach dem Gehalt zu forſchen; und dieſes hat denn wieder von denen, die er wegen ihrer edlen Geſinnungen oder auch nur aus den vorhin berührten Gründen für ſich gewann, Aeußerungen des Wohlwollens, und dagegen wieder Aeußerungen des Danks von Seiten des Blinden zur Folge, die gerade aus dem angezeigten Grunde leb-

hafter und inniger ſind, weil die Veranlaſſung dazu als unbezweifelt gültig angenommen wird. Denn der Blinde, wenn er nur Herzensgüte beſitzt, fühlt ſich dadurch wieder zu allgemeinem Wohlwollen verpflichtet, offen, weil ihm keine zweideutige Miene eines Dritten Behutſamkeit lehrt, und weil er, der weniger ſinnliche Eindrücke erhält, mehr mit ſeinem Ich beſchäfftigt iſt, theilt er jedem ſeine Empfindungen, die Aeußerungen ſeines Danks, ſeines Wohlwollens mit, und gewinnt durch dieſe Ungeſchmücktheit ſeiner Aeußerungen die Nachſicht und das Wohlwollen edeldenkender Freunde.

So viel von der ſchönen Seite des Gemäldes und zum Schatten.

Jede Abweichung von der gewöhnlichen Ordnung oder Form zieht auch unwillkührlich das Auge auf ſich. Wenn ein Knopf am Rocke eines wohlgekleideten Mannes fehlt, ſo wird dieſe kleine Unordnung ſicher allgemein bemerkt werden, und es war keine unrichtige Spekulation der Damen, die ihre Schönheit durchaus bemerkt haben wollten, in der Nachbarſchaft eines feurigen Auges oder einer friſchen Wange, worein das Lächeln ein Grübchen drückte, ein Pfläſterchen zu legen, weil man gerade wegen dieſes ſchwarzen Fleckchens häufiger dahin ſah. Deshalb zieht auch gerade das verſtümmelte Auge des Blinden unaufhörlich die Aufmerkſamkeit an ſich. Derjenige, der einem Bettler im Vorübergehen eine Scheidemünze ſchnell hinwirft, um auf einige Augenblicke ſein Winſeln verſtummen zu machen, fühlt beim Anblick des überzogenen, eingedrückten oder hervorgetriebenen Auges des

Blinden, wovon er einmal ſeinen Blick unwillkührlich nicht abwenden kann, bei ſeinem ſchwachen Nervenſyſtem, ſo lange bis ihm Gewohnheit den Anblick gleichgültig macht, einen äußerſt verzeihlichen Schauder, der aber doch die Folge hat, daß er den Blinden gern von ſich entfernt hält. Herr Hauy hat, um dies zu verhüten, die Augen der Blinden in ſeinem Inſtitute durch grüne Binden bedeckt. Ich habe ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß ein jedes Band um die Augen zur Entzündung reize, und daß hingegen die Gewöhnung der Augen, beſonders an die kalte Winterluft ſie von der Entzündung nach und nach befreie. Ich geſtehe auch, daß mir die Anlegung einer ſolchen grünen Binde jederzeit eine ſehr ſchmerzliche Erinnerung ſeyn, und ich ſchon deshalb mich weniger unter Menſchen wagen würde. Dem Blinden dürfte auch hierdurch ein außerordentlicher Nachtheil erwachſen. Jetzt wird meine Blindheit ſo häufig von meinen Bekannten vergeſſen, und von Menſchen, die mich nicht genau kennen, wird mir noch oft ein ſolcher Ueberreſt des Geſichts zugetraut, daß mir ſelbſt zuweilen ein Gegenſtand zum Beſehen überreicht und häufig gefragt wird, ob ich nicht dieſes oder jenes neue geſehen hätte? Dadurch komme ich in gewiſſer Art den Sehenden wieder gleich, und man behandelt mich unbefangener. Allein wäre die grüne Binde unaufhörlich für den Sehenden eine Erinnerung, ſo würde ein jeder, in gewiſſer Art vorbereitet, ſich mit mir einlaſſen; ich hingegen unvorbereitet mit der einem Blinden gewöhnlichen Offenheit handeln, folglich beſtändig im Nachtheil ſtehen, und nie die Menſchen, mit denen ich zu

thun habe, wenn ſie ſich vergeſſen, zu beobachten im Stande ſeyn. Jetzt freue ich mich noch hinzufügen zu können, daß dieſe meine Bemerkung bewährt gefunden iſt, denn Herr Hauy hat mich bei ſeiner Durchreiſe durch Königsberg verſichert, auch die grüne Binde bei den Blinden in ſeinem Inſtitute abgeſchafft zu haben.

Ich kehre zu der Wirkung zurück, die der Anblick des Blinden bey den Sehenden hervorbringt. Oft wirken bei letztern Vorurtheile aus der Ammenſtube, z. B. das ſaubre Sprichwort: „Hüte dich vor denen, die Gott gezeichnet hat,“ das weder Menſchenliebe noch das Evangelium eingab; ferner der Gedanke, daß Gott einen ſolchen Unglücklichen beſonders beſtraft habe, und dieſes letztere führt denn wieder unwillkührlich bei vielen auf den Gedanken, daß der Blinde beſſer thäte, ſein Leben in Reue und aſcetiſchen Uebungen hinzubringen, als ſich wieder unter die Menſchen zu drängen. Dieſes erzeugt bey vielen, die dem ungeachtet recht gute und vortreffliche Menſchen ſeyn können, eine gewiſſe Abneigung gegen den Blinden, die oft, wenn der Blinde ſich in die Welt wagt und thätig wird, ſelbſt bis zum Unwillen ausartet, weil es ſehr gewöhnlich iſt, dieſen gegen denjenigen zu fühlen, der einer andern Meinung iſt und anders handelt, als wir es in ſeiner Lage für zweckmäßig halten. Es muß deshalb eine Geſellſchaft, deren Vergnügen ein gegenwärtiger Blinder, an den man noch nicht gewöhnt iſt, nicht ſtöhren ſoll, einen hohen Grad von Humanität beſitzen. Der Blinde, der dieſen durchgängig fordert, verlangt in der That zu viel; aber es iſt ihm doch auch nicht zu verargen, wenn Beweiſe

des Gegentheils ſeine Empfindlichkeit aufreizen. Jede Aeßerung des Unwillens oder der Empfindlichkeit, die mit Hülfloſigkeit verbunden iſt, erzeugt Spott oder Lächerlichkeit. Beides will der Blinde vermeiden. Die Aufmerkſamkeit, worin er nothwendig beim Mangel des Geſichts unaufhörlich ſeyn muß, erzeugt bei den mehreſten Blinden, wegen der damit beſtändig verbundenen Anſtrengung, Nervenſchwäche, wenigſtens erhöhte Reizbarkeit, und dieſes giebt, wenn aufgereizter Unwille ſie noch vermehrt, ſeinem Ausdrucke, dem einzigen, wodurch er zeigen kann, daß er nicht hülflos iſt, eine ſolche Bitterkeit, daß ſeine Aeuſſerung gewöhnlich ſeinem Gegner entweder ſehr wehe thut, oder ihn gar lächerlich macht. Zur Erläuterung hier ein paar Beiſpiele aus meiner eignen Geſchichte. Es erregte anfänglich einigen Unwillen, als ich in meinen frühern Jahren an öffentlichen Vergnügungen Theil nahm. Bei einem Conzerte hörte ich, daß zwei Perſonen ſich von mir unterhielten. Ey! ſagte der eine, der blinde Menſch ſollte doch lieber zu Hauſe bleiben. Ich ſtand von meinem Sitze auf, machte eine Verbeugung und ſagte: Verzeihen Sie, meine Herren, die Bitte, da ich an den Ohren nicht blind bin, doch ein paar Schritte weiter zu gehen, wenn Sie etwas mir unangenehmes ſagen wollen. Ein ander Mal da ich an einem Sonntage ins Schauſpielhaus ging, ſtanden verſchiedene Perſonen, wie ich am Dialekte hörte, aus der niedern Volksklaſſe neben dem Eingange, die ſich darüber wunderten, zum Theil Unwillen äußerten, daß ein ſolcher Menſch wie ich ins Schauſpiel ginge. Die Leute, ſagte ich, indem ich mich zu meinem Begleiter

wandte, müſſen es gar nicht wiſſen, daß ich alle Sonntage ſehen kann. Dies erregte Erſtaunen. Sie fragten ſich unter einander, ob dies wahr, ob dies möglich ſeyn könne? betheuerten, daß ich es augenblicklich geſagt hätte, und die gebildetern Perſonen, welche am Eingange ſtanden, lachten herzlich. Durch dergleichen Aeußeruugen ſchaffte ich mir damals einige Schonung; aber nun gings mir wie dem Hündchen, das einſt einen Quäcker anbellte. Ich will mich, ſagte der fromme Mann, nicht über dich erzürnen, mich auch, wenn ich gleich einen Stab in der Hand habe, nicht an dir rächen, denn beides wäre unchriſtlich, ſondern blos wegen deiner Ungezogenheit dich in böſen Ruf bringen. Er ging mit ſtarken Schritten und ſchrie: lieben Leute! hütet euch, der Hund iſt toll. Jeder lief und ſchrie mit, bis ein roher Kerl hinzukam und den angeblich tollen Hund erſchlug. So wenig elegant dies Gleichniß iſt, ſo paſſend bleibt es doch, und mancher wird bei ähnlichen Umſtänden auch ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Hat der Blinde noch überdem frohe Laune, vergißt er ſein Schickſal zuweilen ganz und fühlt ſich den übrigen Menſchen gleich, ſo wird er freilich hin und wieder einen Freund mehr, aber auch ſicher manchen Gegner erwerben. Er mag den Geſetzen der Moralität pünktlich getreu bleiben und mit Feſtigkeit handeln, es werden dennoch viele Menſchen ſeinen Frohſinn nicht von Leichtſinn zu unterſcheiden wiſſen.

Bei vielen kommt alsdenn noch wohl eine ſchwärzere Seite zum Vorſchein. Entwindet ſich der Blinde, wenn das Zuſammentreffen günſtiger Umſtände ſeine Entwürfe begünſtigt, ſeinem ungünſtigen Schickſale; zeichnet er ſich

vortheilhaft aus, dann wird bald der Neid gegen ihn rege. Mancher, der, um den nämlichen Zweck zu erreichen, eben ſo viel, vielleicht noch mehr that, glaubt ſich zurückgeſetzt, weil der Blinde mit einem Sinn weniger mehr erhielt oder leiſtete. Er fühlt dies als eine Art von eigner Zurückſetzung. Den eigentlichen Grund will oder mag er ſich aus Selbſtliebe nicht eingeſtehen, ſondern er betrachtet den Lebenslauf des ihm gehäſſigen Mannes, wie mancher Rezenſent ein Buch, deſſen Verfaſſer ſein Privatfeind iſt, welches er deshalb ſchon mit der Ueberzeugung in die Hand nimmt, daß es durchaus nichts taugen könne. Daß es gar nicht ſchwer wird unter einem ſolchen Brennpunkte recht viel Gehäſſiges aufzufaſſen, giebt die leidige Erfahrung. Man darf ſich zuvörderſt nur ein vollkommnes Ideal bilden und anzeigen, wie viel an Erreichung deſſelben noch fehle. Man darf nur recht viel hineinlegen und deuten, und man findet und ſieht bald, was vorher Niemand bemerkte. So brachte einſt ein Buchhändler einem mir bekannten Gelehrten, einem vortrefflichen, aber hypochondriſchen Manne, ſein in Kupfer geſtochenes Bildniß von der Meſſe mit. Der Gelehrte, der von ſich keine hohe Meinung hatte, kam allmählich auf den Gedanken, man habe ihn in Kupfer geſtochen, um ihn lächerlich zu machen. Er beſah in dieſer Vorausſetzung das Bild von allen Seiten; endlich ſchienen ihm die Ohren etwas gröſſer als die ſeinigen zu ſeyn. Voll Unwillen ſah er nun nach dieſen Ohren; ſie erſchienen ihm bald entſetzlich groß, und er ſchrieb an den Buchhändler einen Brief voll Klagen und Bitterkeit, weil man ihn mit Eſelsohren

in Kupfer geſtochen habe. So geht es vielen, die durchaus etwas ſehen und finden wollen.

Wenn Neid Quelle unſerer Handlungen wird, ſo will ſich Niemand ſelbſt gerne dieſen Grund eingeſtehen. Aber gerade beleidigte Selbſtliebe, die den Neid erzeugte, machte immer die unverſöhnlichſten Feinde, und der Blinde, der es ſich oft nicht einbilden kann, einen Mann hierdurch beleidigt zu haben, dem er in jeder Hinſicht nachzuſtehen glaubt, iſt größtentheils unvorſichtig genug, dieſe ihm widrige Stimmung zu vermehren. Jedermann ſpricht gern von überwundenen Hinderniſſen, weil ihm eine ſolche Rückerinnerung Vergnügen macht. Der Blinde, dem die Ueberwindung großer Hinderniſſe oft unſäglich ſchwer wird, muß deshalb auch am häufigſten davon ſprechen. Die Aeußerungen der Theilnahme und Freude, die Beweiſe des Wohlwollens, die er von denjenigen ſeiner Freunde erhielt, die ſo ausdauernd und wohlwollend ſeine Abſichten beförderten, thaten ihm ſo gütlich, daß er, der die Menſchen nicht ſieht, überall ähnliche Gefühle zu erregen, ähnliches Vergnügen einzuerndten hofft. Deshalb ſetzt er jeden Genuß, jede Freude, die ihm zu Theil wurde, einem jeden auseinander. Ward ihm Freude kärglich zu Theil, ſo wird ſein Vortrag gerade um ſo lebhafter. Er kann das erhaltene Gute nicht vergeſſen; er will, alle Welt ſoll ſich mit ihm freuen, und weil die Stimmung der meiſten, der ſeinigen mehrentheils nicht gleich iſt, ſo macht er hierdurch den Unwillen rege. Man überſieht ſeine Blindheit, hält ihn nach ſeinen Aeußerungen für einen höchſt glücklichen Menſchen, und wie viele unſerer Nebenmenſchen

haben eine ſolche Reinheit, eine ſolche Unſchuld des Herzens, um ſich am Glücks-Genuſſe anderer weiden zu können? Wenigſtens bemerkt ſchon Horaz B. 1. Br. 17. daß, wer ſchweigend genießt, weniger Neid und Gezänk zu befürchten habe. Der Blinde macht ſich daher durch ſeine eigne Unvorſichtigkeit Neider.

Mancher der letztern iſt gutmüthig genug, es nur ſo lange zu bleiben, als der erſte Eindruck währt. Aber manche Aeußerung des Unwillens oder Spottes entfährt ihm doch in dieſer Zeit, und weil die ſchönſte Lobrede ungeleſen bleibt, hingegen das elendeſte Pasquill häufig mitgetheilt und geleſen wird, läßt ſich wohl die Meinung des Helvetius, daß der Menſch, der allgemein gefallen will, verläumden muß, nicht ganz widerlegen. Solche Leute nun, die durch das Umhertragen von Anekdoten gefallen wollen, faſſen eine ſolche Aeußerung oder einen ſolchen Einfall, den ein übrigens achtungswerther Mann im erſten Unwillen oder Anfall übler Laune oder vielleicht deshalb, weil er einen witzigen Einfall nicht unterdrückte, ausſtieß, hurtig auf, und tragen ihn um ſo eifriger umher, weil ihnen der blinde Mann ſelbſt zuwider iſt, oder nicht wichtig genug ſcheint, um es ihm abgeben zu können. Derjenige aber, der den Einfall ausſtieß, hört ihn als witzig wiederholen. Eine kleine Eitelkeit hindert ihn, ſich dieſer Geiſtesgeburt zu entſchlagen. Der Einfall wird nun verſchönert, erweitert, und durch ähnliche Aeuſſerungen fortgeſetzt. Oft würde ein ſolcher Mann, der den erſten Schritt im Unwillen that, den zweiten unterlaſſen, wenn nicht von ſeinem erſten Schritte zu viel Lärm gemacht worden wäre. Er will keine Blöße geben; will

nicht inkonſequent ſcheinen, und ſchreitet deshalb in ſeiner Widerwärtigkeit fort. Der Blinde vermehrt dieſe Stimmung gröſstentheils wieder durch ſeine eigene Schuld. Bei ſeinem Vertrauen auf die Menſchen wird durch jede Ueberzeugung, ſich ſelbſt getäuſcht zu haben, ſeine eigne Eitelkeit gekränkt, und hierdurch ſeine Bitterkeit geſchärft.

Oft kränkt der Blinde ſeine Nebenmenſchen unwillkührlich, wenn er die Leichtigkeit erzählt, womit er Hinderniſſe überwand, weil die Sache einem andern nicht ſo leicht iſt. Oft verſtöſst der Blinde gegen bürgerliche Verhältniſſe. Denn wenn gleich der Einfall Juſtinians, daſs der Blinde den Glanz der Majeſtät nicht ſehen könne, lächerlich bleibt, ſo iſt doch immer etwas wahres an der Sache. Der Blinde hört blos die Menſchen. Die äuſſern Zeichen des Ranges, den Anſtand, wodurch mancher Groſse die Menſchen von ſich entfernt, oder ihnen Ehrfurcht gebietet, bemerkt er nicht. Deshalb, wenn er gleich die Gränzen der Höflichkeit und Beſcheidenheit nie vergiſst, beobachtet er doch oft nicht gehörig ſeinen Abſtand, ſondern beleidigt oder entfernt wenigſtens ſo manchen durch das Freimüthige ſeiner Aeuſserungen und ſein ungezwungnes Betragen. So antwortete jener blinde Chemiker, von dem uns d'Alembert erzählt, dem Polizeilieutenant Herault zu Paris, der ihn in ein finſteres Loch werfen zu laſſen drohte, indem er die Drohung belächelte, daſs er ſich ja ſchon ſeit 25 Jahren in der Finſterniſs befände. Wodurch aber der Blinde ſich vorzüglich ſchadet, dies iſt ſeine Verwöhnung durch Wohlwollen und Theilnahme. Man iſt ihm ja beides nicht durchaus ſchuldig,

und doch, wenn er ſtatt ihrer nur Kälte findet, fühlt er ſich ſchon nicht ſelten gekränkt.

Ueberhaupt aber macht die beſtändige Anſpannung ſeiner Fähigkeiten, wie ich ſchon oben berührte, jeden Blinden äußerſt reizbar, wodurch auch vorzüglich jene Feinheit in den Abſtufungen des Ausdrucks beim Vortrage blinder Tonkünſtler entſteht. Deshalb bleibt nichts dem Blinden unbemerkt; alles faßt er ſchnell auf. Er kann nicht aus der Miene deſſen, der etwas ſagt, folgern, in wie fern ein Ausdruck unſchuldig und übereilt hingeworfen, oder ihn zu beleidigen beſtimmt ſey. Er iſt deshalb empfindlicher und beleidigt oft nun durch ſeine Gegenäußerungen Menſchen, die ihn nicht beleidigen wollten. Jedes erlittene Unrecht, jede Beleidigung iſt für ihn doppelt ſchmerzhaft, gerade, weil ſie mit den vielen Aeußerungen der Liebe und des Wohlwollens ſo lebhaft kontraſtirt; und wie, in einem Gemälde von übrigens hellen Farben, ein tiefer Schatten ohne allen Uebergang um deſto greller abſticht, ſo fühlt er doppelt eine Unannehmlichkeit, die einem andern minder ſchmerzlich ſeyn würde; und ſeine Aeußerungen ſtehen dann hiermit im Verhältniß.

Der Blinde, der geſunden Menſchenverſtand und Herzensgüte beſitzt, erinnert ſich unaufhörlich, wie viel er den Menſchen verdankt. Seine Dankbarkeit ſchlummert ſelbſt nicht bey den Todten im Grabe. Denn der Verſtorbene, den er nie ſah, iſt ihm nicht ſo ſehr entrückt, als dem Sehenden, der ihn auch aus dem Auge verlor. Er iſt daher warmer und dankbarer Freund; bleibt Vertheidiger, ſelbſt Lobredner, und wird dadurch manchem zuwider, der

von dieſen Perſonen anders, als er, denkt. Er glaubt, was er empfing, den Menſchen wieder geben zu müſſen; nimmt, weil er auch ſelbſt den Druck des Unglücks fühlte, am Schickſal anderer lebhaften Antheil; miſcht ſich hierdurch in ſo manches, wozu ihn gerade nicht die Nothwendigkeit zwingt; ſpricht, weil er die vor ſich ſtehenden Menſchen nicht ſieht, ſo wie er denkt; vertheidigt ſeine Meinung mit Wärme. Dieſe Wärme reißt ihn wieder zu ſtrengen Urtheilen hin; und da tritt denn mancher auf und fragt im Tone eines Phariſäers, der Verwunderung und Wehmuth zugleich ausdrückt: weshalb der blinde Mann an ſo vielen Dingen zugleich Antheil nehme? und mancher, der es blos mit denen hält, die ihre Pfeife ruhig im Lehnſtuhle rauchen und an allem, was außer ihnen vorgeht, keinen Antheil nehmen, fügt bedenklich hinzu, daß es ein gar unruhiger Mann ſey; zuletzt kommt wohl noch gar der Dritte hinzu und macht aus dem unruhigen einen gefährlichen Mann. Mit dem gefährlichen Mann, wenn gleich keiner recht beſtimmt weiß, was er ſich dahinter denken ſoll, will Niemand gern viel zu thun haben. Man geht ihm aus dem Wege und betet nun, weil man aus eigner Ueberzeugung nichts beſſeres weiß, ohne ſich dabei etwas Arges zu denken, das fremde Urtheil weiter nach.

Viele Menſchen, die aus Gemächlichkeit, oder auch mit andern Gegenſtänden beſchäfftigt, nicht alles genau prüfen wollen oder können, glauben, wenn ſie das Aeuſſere eines Gegenſtandes oder ein einziges Exemplar aus einer ganzen Klaſſe kennen, mit der ganzen Sache genau bekannt zu ſeyn; und gerade der Hülfloſeſte, der am tiefſten herabgeſunkene Blinde iſt derjenige, der, um von

der Milde ſeiner Nebenmenſchen Vortheile zu ziehen, ſich am häufigſten und öffentlichſten in ſeiner ganzen Hülfloſigkeit darſtellt, und Tauſende von Menſchen, die von Homer und Oſſian, Milton, Saundersſon, Pfeffel, Dülon, der Paradies und den vormals hier in Preußen berühmten Blinden, dem Magiſter Schönberger und Griſinger, keine Sylbe gehört haben, ſind die blinden Bettler am Wege bekannt, die ohne den Beiſtand eines Kindes, das ſonſt noch niemanden beizuſtehen vermag, von der Stelle, auf der ſie hülflos lagen, nicht einmal weggehen können. Die frühſten Eindrücke unſerer Jugend wurzeln feſt, und bei dem Worte Blind denkt ein ſolcher Menſch ſich häufig die erbärmlichſte Gattung von Menſchen. Von der Abſtufung kann er ſich nicht leicht einen Begriff machen; er glaubt alſo, der Blinde, der für mehr gelten wolle, ſey anmaßend und treibe Charlatanerie, und erlaubt ſich daher, wovon ich ſelbſt traurige Erfahrungen gemacht habe, Urtheile gegen Blinde, die dieſem zuweilen einen Schauder abjagen. So wurden mir von einem übrigens gelehrten Manne, der mir, ohne daß ich den eigentlichen Grund anzugeben weiß, abgeneigt war, meine Bemühungen, einige Kenntniſſe in der Naturgeſchichte zu erwerben, nachtheilig ausgedeutet. Um dieſe Zeit beſuchte mich ein nicht unverſtändiger Mann und verlangte, daß ich ihm meine Sammlungen vorzeigen ſollte. Ich that dies völlig unbefangen. Unvermerkt nahm er nun einige Conchylien, legte ſie unter andere Ordnungen und fragte mich nach den Namen, indem er mir den Platz anzeigte, auf dem die von ihm dahin gelegte Conchylie lag. Ich nahm ſie

in die Hand, ſagte ihm ihren rechten Namen und legte ſie auf ihren rechten Platz. Auf die nämliche Weiſe verfuhr er bei den Mineralien. Hier wurde ich aufmerkſam, prüfte die Mineralien, die nicht auf ihrer Stelle lagen, behutſam durchs Gefühl, den Geruch, und indem ich ihre Schwere in den Händen abwog, ſagte ich ihm, was es für ein Mineral ſey und daß es wahrſcheinlich durch ein Verſehen eine unrechte Stelle im Behältniß erhalten habe. Jetzt brach er in laute Lobſprüche aus. Ich wußte nicht, woher der Mann mit einmal dieſen Ton anſtimmte; gerieth aber in die äußerſte Verlegenheit, als er mir erklärte, daß er jetzt von den Blinden und im Betreff meiner eine beſſere Meinung bekomme, indem er bis jetzt geglaubt habe, daß ich die Menſchen zu hintergehen und mit Kenntniſſen, die mir gar nicht eigen wären, zu prahlen ſuche; jetzt aber ſey er vom Gegentheil überzeugt.

Noch unangenehmere Auftritte, die ich erlebte, mag ich nicht einmal erzählen. Die falſche Beurtheilung der Blinden, und daß man ihnen in der Regel ſo wenig zutraut, kommt vorzüglich daher, weil nur wenige Menſchen ſo wie Leſſing (Colectaneen Bd. 2. S. 449) urtheilen: „Wir kennen den Umfang der menſchlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht; wir wiſſen noch lange nicht, wozu ein Menſch durch Fleiß und Uebung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in ſeinem Organismus ſich äußern, ohne ſeiner Erhaltung und Geſundheit hinderlich zu ſeyn.“ — Und gerade ſolche Menſchen, die, am Geiſte verkrüppelt, außer Stande ſind, ſich ſelbſt etwas Aehnliches zu denken, die gerade nicht immer einen vernünftigen Mann bei der Hand ha-

ben, der ſie belehrt, und denen es doch ein gewiſſes heimliches Selbſtgefühl ſagt, welche traurige Rolle ſie ſelbſt als Blinde ſpielen würden, — gerade dieſe Claſſe menſchlicher Weſen iſt es, die den Blinden, wenn ſie dazu die Kraft hat, mit grenzenloſer Inhumanität, empörender Härte, Zurückſetzung und Verachtung behandelt. Solchen Menſchen fehlt denn auch wohl beſſere Erkenntniß und ſittliches Gefühl, um den gedankenlos Niedergetretenen wieder aufzurichten. Vom Gegentheile habe ich ein paar ſchöne Beweiſe von guten und edlen Menſchen, wovon der eine gegen mich, der andere gegen einen meiner blinden Freunde zu falſchen Maaßregeln verleitet, alles mit einem Edelmuth zurücknahm und vergütete, der ihnen meine höchſte innigſte Verehrung erwarb. Aber dies iſt nur die Eigenſchaft nicht gemeiner Seelen und wahrhaft guter und verſtändiger Menſchen. Welcher Blinde ſollte nicht von ganzem Herzen, wenn ihm ein ſolcher Mann wirklich wehe that, alles vergeſſen? Aber ganz anders iſt es mit den Alltagsmenſchen beſtellt; denn wird mancher dieſer liebloſen Beurtheiler in der Folge eines Beſſern überzeugt, dann begafft er nicht ſelten den Blinden wie ein Wunderthier und macht ihn oft durch ein derbes Lob beinahe eben ſo unwillig, als vorher durch ſeinen ungerechten Tadel. — Aeußert dies der Blinde — und oft wird er dabei ſo gepreßt, daß er ſich deſſen nicht erwehren kann — ſo hat er einen Gegner mehr.

Es tritt zuweilen noch der ſonderbare Fall ein, daß Männer, die übrigens Verſtand und Kenntniſſe beſitzen, aber doch ſo wie andere Menſchenkinder nicht frey von

Vorurtheil und Leidenſchaft ſind, durchaus nicht nach ihrem Gefühle, ſondern einzig nach Grundſätzen und der Ueberzeugung ihres Verſtandes handeln wollen; wenn ſolche Männer nun, wie ich aus Erfahrung weiß, dem Blinden geradezu erklären, ihm weniger, als jedem ſeiner Nebenmenſchen, ſchuldig zu ſeyn, weil er ſchon die Präſumtion gegen ſich habe, bei dem Mangel des Geſichts dem menſchlichen Geſchlechte und dem Staate weniger als jeder Sehende nützlich zu ſeyn; wenn man ferner dem Blinden geradezu ins Geſicht ſagt, ohne auf das, was er wirklich geleiſtet hat, die geringſte Rückſicht zu nehmen, daß er wegen ſeiner Blindheit nichts leiſten könne, ſo müßte der Blinde ein kalter unempfindlicher Menſch oder ein Halbgott ſeyn, wenn er ſich durch ſolche und ähnliche Herabwürdigungen nicht empört fühlen ſollte; und mir würde vor demjenigen meiner Unglücksgefährten ſchaudern, der Kälte oder Heuchelei genug beſäße, ſeinen Unwillen in einem ſolchen Fall ungeäußert zu laſſen.

Der Blinde aber fühlt ſich zum Theil bei Beweiſen der Geringſchätzung und Verachtung deſto ſchmerzlicher zu Boden gedrückt, weil ihm, wenn er ſich frei von Vorurtheil betrachtet, die Ueberzeugung häufig zu Theil wird, daß er in manchen Dingen zurückkommen müſſe. So kann ich z. B., der ſeit 29 Jahren keinen Buchſtaben ſah, keinen lateiniſchen Dichter mit eigenem Auge las, wenn man mir eine Frage in Betreff der Orthographie und Scanſion vorlegt, — Dinge, die mir ſonſt Kleinigkeiten waren, — nicht augenblicklich beantworten, ſondern muß mir zuvörderſt die Regeln ins Gedächtniß zurückrufen; und da mancher Blinde

kein ſo getreues Gedächtniß hat und auch wieder in andern Fällen zurückgekommen ſeyn mag, ſo kann es ſich leicht zutragen, daß ein Blinder zuweilen eine auffallende Blöße giebt. Der Mann, der dies bemerkt und darüber nicht nachdenken will oder mag, ſpricht dann nicht ſelten völlig über den Blinden ab und dankt dem lieben Gott, wie der Phariſäer im Evangelio, daß er nicht ſo wie dieſer Sünder ſey; wenn alsdann der Blinde, der nach ein Paar Sekunden Bedenkzeit die Blöße nach allen Regeln der Kunſt verbeſſern kann, die Worte des Zöllners mit einer kleinen Variation: Gott ſey dir armen Sünder gnädig! ausruft, oder wenigſtens denkt, ſo wird es ihm jeder gute Menſch wohl ſchwerlich verargen.

Beiläufig muß ich noch einer kleinen Unannehmlichkeit erwähnen, um derentwillen ich zuweilen verkannt wurde. Herr Armen-Bezirksdirektor Klein zu Wien ſagt: daß es dem von ihm erzogenen Blinden Jacob Braun ſehr unangenehm ſey, an ſeine Blindheit erinnert zu werden; allein es iſt ſehr gewöhnlich, daß jeder den Unglücklichen, deſſen körperliche Gebrechen ſogleich ins Auge fallen, tröſten und hiedurch ſeine Theilnehmung äußern will. Dies war ſchon nicht ſelten der Fall, da ich nur noch lahm und einäugig war. So ſaß ich einſt in einem öffentlichen Garten, als ein kleines bucklichtes verzerrtes Männchen, das ich vorher zwar geſehen, aber nie geſprochen hatte, zu mir trat und mich nach einigen oberflächlichen Einleitungen zu tröſten anfing. Ich ſuchte abzubrechen; das wollte er nicht. Ich ſchwieg, und dies mochte er nun für Aufmerkſamkeit halten; da er aber, ob ich ihn gleich

einigemal meiner zu ſchonen und über dieſen Gegenſtand zu ſchweigen gebeten hatte, gar kein Ende finden konnte, ſtieg auch mein Unwille und ich fing zuletzt an, ihn auch wegen ſeines Buckels zu tröſten. Das Männchen wurde wüthend. Sie ſind unbeſcheiden, ſagte ich, denn Sie haben mich zweier großer körperlicher Fehler wegen beinahe eine Stunde lang getröſtet, und ich habe geduldig zugehört; jetzt tröſte ich Sie wegen eines ſo unbedeutenden Fehlers, als ein Buckel iſt, kaum eine Minute lang, und Sie gerathen in Unwillen. Man lachte allgemein, legte mir aber doch dieſen Zug als bösartig aus, da er doch einzig in aufgereizter übler Laune ſeinen Grund hatte. Den Troſt guter, edler Seelen habe ich nie verkannt; aber er äuſſert ſich gewöhnlich nur durch Handlungen und einzelne herzliche Worte der Theilnehmung. Es giebt Männer, die mich bei irgend einer traurigen Veranlaſſung oder bei einer mit ihnen zufällig gemachten Bekanntſchaft durch eine anſcheinend hingeworfene Aeußerung ſo innig verpflichtet haben, daß ich jetzt nach Verlauf vieler Jahre mich ihrer noch immer mit der nämlichen Liebe und Achtung erinnere; aber weit iſt von dieſen der fühlloſe Selbſtſüchtige entfernt, der durch den Schein von Theilnehmung glänzen will. Er verſteckt ſich gewöhnlich hinter ein Geplärre von Troſtgründen und Gemeinſprüchen, die, ſtatt den Blinden zu beruhigen, nur das Gefühl ſeines Unglücks unaufhörlich wecken; und wenn der Unglückliche, der dies Bewußtſeyn ſo gerne vergeſſen möchte, ſich dieſen Aeußerungen zu entziehen, nicht gerne über ſein Schickſal viel zu ſprechen ſucht und deshalb, wie ich's wohl vormals zu thun pflegte, das

Geſpräch durch die Aeußerung abbricht, daß Gewohnheit das Unglück erträglich mache, und durch die Güte der Vorſehung im Menſchen ſelbſt ſo manche Kraft zur Ueberwindung ſeiner Leiden vorräthig liege: ſo wird ihm dies von manchen fälſchlich als Stolz ausgelegt und vielleicht ſein Unglück, ohne daß die Herren den guten Bonnet *) kannten, für eins derjenigen erklärt, welches durch ſich ſelbſt eines glücklichen Erſatzes fähig ſey.

Alles dieſes zuſammengenommen, liefert die Gründe der erſten Behauptung, daß ein Blinder in dem Verhältniß, wie er ſich emporarbeitet, das Unangenehme, Niederbeugende ſeines Schickſals zu überwinden ſucht, die Zahl ſeiner Gegner und Feinde außerordentlich vermehre, vielleicht nothwendig vermehren müſſe. Kommt er wieder auf einen gewiſſen Punkt der Ruhe, ſo daß ſein weiteres Fortſchreiten nun aufhört, ſo läßt freilich vieles nach und wird vergeſſen. Auch von meinen ehemaligen vielen Gegnern ſind nur wenige noch übrig, und groß iſt hingegen die Zahl derjenigen, die mir Beweiſe von Freundſchaft und Wohlwollen geben, und dies dürfte denn auch wohl der Fall bei jedem Blinden ſeyn, dafern er ſelbſt Reſignation genug hat und in die Lage kommt, nichts weiter diesſeit des Grabes

---

*) Bonnet Essai analytique sur l'Ame. Note d'Auteur §. 817. p. 287. On feroit un assez gros Livre des prodiges que la nécessité a enfantés, et je desirerois que nous eussions un tel Livre, parce que rien ne seroit plus propre à nous faire juger des heureuses compensations, dont certaines adversités peuvent être susceptibles.

wünſchen und hoffen zu dürfen oder zu wollen. Wäre ich nicht Hausvater und läge mir nicht das Wohl meiner vielen Kinder am Herzen, wäre nicht meine Geſundheit ſo ſehr erſchüttert, ſo würde ich zum Theil jetzt in dieſer Lage ſeyn, mich von allem zurückziehen, und an wenig mehr, was um und neben mir vorgeht, Theil nehmen; ich würde ſelbſt jetzt gerne, wenn es meine Verhältniſſe nicht anders erforderten, mich nicht einmal mehr mit Schriftſtellerei beſchäftigen. Freilich ſind Ruhe und Frieden, die der Blinde auf dieſem Wege erlangt, nicht der Frieden des Paradieſes, den ſich niemand zu verlaſſen ſehnt, ſondern ſie gleichen der Ruhe des Kirchhofes, die der, den ſein Schickſal und ſeine Nebenmenſchen dort einmal hingebracht haben, auch nicht mehr verlaſſen kann. Doch iſt es ſchon Glück für den Blinden, auf dieſen Punkt zu kommen. Um indeß — da der Menſch in dieſer Welt nicht zum Glück und zur Freude, ſondern zur Erfüllung ſeiner Pflichten und Ausbildung ſeines Geiſtes für dieſe und jene Welt beſtimmt iſt — meine Unglücksgefährten nicht muthlos zu machen, ſondern vielmehr um ſie mit Muth und Kraft zur Erreichung ihres hohen Zwecks zu beleben, will ich vielmehr auseinander ſetzen, was der Blinde noch zu leiſten vermag. Deshalb liefere ich hier ohne Hinſicht auf Stand und Beſchäftigung ein Verzeichniß merkwürdiger Blinden. Daß ich manche darunter, z. B. einen Eli, Simſon, Tyreſias u. a. m. ausließ, bedarf wohl keiner Entſchuldigung; dieſe hoffe ich aber deshalb zu erhalten, daß ich manchen, von dem ich nicht mehrere Nachrichten auftreiben konnte, nur ſehr oberfläch-

lich anführe; manchen verdienſtvollen Blinden ausließ. Ich werde mich häufig auf die hier angezeigten Blinden berufen, wenn ich die Hülfsmittel auseinander ſetze, wodurch Blinde ſich Kenntniſſe erworben haben und den Mangel des Geſichts zu überwinden ſtrebten. Möchte doch das Beiſpiel ſo vieler Blinden, die ihrem Schickſal mit günſtigem Erfolg entgegen wirkten, das Vorurtheil der Sehenden, im Betreff der völligen Kraftloſigkeit der Blinden, und die darauf ſich gründende Geringſchätzung ſchwächen, und möchte doch wieder auf der andern Seite durch die hier aufgeſtellten Beiſpiele bei meinen Unglücksgefährten Hoffnung auf den Beiſtand der Vorſehung und zugleich die unwandelbare Ueberzeugung erwachen, daß Muth und Geduld ſelbſt die von der Natur entgegengeſetzten Hinderniſſe zu überwinden im Stande ſind!

Zweiter Abſchnitt.

Nachrichten von einigen merkwürdigen Blinden.

Abulola Achmed Ebn Abdalla Ebn Solimann, oder, wie er nach Adelung in einem Manuſcript ſeiner Gedichte in der Königlichen Bibliothek zu Paris genannt wurde, Abul Olo Mohamed ben Soliman al Tenuki, geboren zu Maarra in Syrien im Jahr 970, verlor ſein Geſicht im dritten Jahre durch die Blattern und ſtarb, von den Muhamedanern verketzert, im Jahr 1057. Golius und Fabricius haben Proben ſeiner Gedichte drucken laſſen, von denen Reiske in einem Briefe an Leſſing ſagt, daß ſie ſehr zart und beſchreibend ſind. Sie enthalten nach dem Zeugniß des Golius viele Metaphern und Schilderungen ſichtbarer Gegenſtände, denen es weder an Wahrheit noch an Lebhaftigkeit fehlt. Sein Gedicht Siktazzendi, der Funke, hat einen ſehr verſchiedenen und mannichfaltigen Inhalt; doch ſcheint das Lob eines berühmten Arabers der Hauptzweck. Das zweyte, Lozum ma la jalzom, von der Eitelkeit der Welt und unſichtbaren Dingen, enthält mehr als zehntauſend Verſe, und beyde Gedichte befinden ſich im Manuſcript in der Bibliothek zu Leiden.

Appius Claudius, der ſpäterhin den Beynamen Cócus, der Blinde, erhielt, verwaltete zu Rom die angeſehenſten Aemter, die Cenſor- und Conſulwürde. Er

wurde durch Heftigkeit und Ehrgeiz zuweilen irre geleitet, zeichnete ſich aber auch wieder als einſichtsvoller und beredter Mann aus; legte die erſte Waſſerleitung zu Rom und jene berühmte Landſtraße an, die von ihm den Namen der appiſchen erhielt und wovon noch wichtige Ueberreſte vorhanden ſind. Im hohen Alter erblindet, blieb ihm die Liebe und Achtung ſeiner Familie und ſeiner Landsleute. Doch hatte er ſich wegen ſeiner Blindheit von allen Staatsgeſchäfften zurückgezogen, als der Krieg der Römer mit dem Pyrrhus begann. Dieſer ſiegte mit Hülfe ſeiner Elephanten, hielt es aber doch am zweckmäßigſten, den Römern ſofort einen vortheilhaften Frieden anzubieten, und dieſe ſtanden im Begriff ihn anzunehmen, als der blinde Appius ſich in die Verſammlung des Senats tragen ließ. Er reizte den Stolz der Römer, ſchilderte ihnen die nachtheiligen Folgen, wenn ſie ſich jemals darauf einlaſſen könnten, als Beſiegte Frieden zu ſchließen, und bewirkte hierdurch die Fortſetzung des Krieges, der ſich für Rom höchſt vortheilhaft endigte.

D'Avis war ungeachtet ſeiner Blindheit Profeſſor der Grammatik und Logik beim Erziehungsinſtitut für Blinde zu Paris, und die Sammlung ſeiner Gedichte iſt in der bei dieſem Inſtitut befindlichen Buchdruckerei von Blinden ſelbſt gedruckt. Er hatte ſich mit einem in dieſem Inſtitut erzogenen blinden Frauenzimmer vermählt und ruht ſeit Kurzem im Grabe.

Bela (der Blinde) wurde ums Jahr 1131 König der Ungarn, ob ihn gleich ſein Vaterbruder die Augen hatte ausſtechen laſſen. Er regierte löblich. Seine Gemahlin Helena reizte die Ungarn, diejenigen, welche Be-

la's Blindheit verurſacht hatten, zu beſtrafen. Es entſtand darüber ein blutiger Krieg, worin Bela ſiegte; der ſich aber nun der Trunkenheit ergab und hierdurch ſeinen Tod beförderte.

Behrend (Michael) lebte nach dem Zeugniß des preußiſchen Naturforſchers Helwing im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ohnweit Angerburg im Dorfe Stulichen und war damals 30 Jahr alt, ſeit dem vierten Jahre blind, hatte ſich verheurathet und ernährte ſich durch Handarbeit. Im Winter war dies Dreſchen, Verfertigung von Leitern und ähnlichen Arbeiten; er band Beſen und während des Sommers beſchäfftigte er ſich vorzüglich mit Krebsfangen im Fluſſe Angerap, der von ſo beträchtlicher Tiefe iſt, daß ihm das Waſſer oft bis an den Hals ging. Er trug den Arbeitern Eſſen aufs Feld, ging ohne Führer in die Kirche, brachte, was er zu verkaufen hatte, nach Angerburg, wo er jedes Haus finden und die Leute an der Stimme erkennen konnte, und ging auch von da wieder zurück, ob er gleich über zwei Brükken gehen muſte.

Blacklock (Thomas), der Sohn eines armen Handwerkers, geboren zu Annan in Schottland 1721, verlor in der Kindheit ſein Geſicht durch die Blattern. Aber lebhafte Einbildungskraft und ein außerordentliches Gedächtniß erſetzten den Mangel des Geſichts. Er verlor ſeinen vortrefflichen Vater ſchon im Jahr 1740; aber Docter Stevenſon nahm ſich ſeiner an, ließ ihn nach Edinburg kommen, wo er zuerſt Schulunterricht genoß, nachher die Akademie bezog. Er zeichnete ſich im Fach der klaſſiſchen Litteratur aus, begab ſich aufs Land, lieferte

im Jahr 1745 die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte, wovon im Jahr 1754 eine zweite Auflage herauskam; und in einer Ausgabe dieſer Gedichte in Quart empfahl Spencer den unglücklichen Dichter der Aufmerkſamkeit des Publikums; und der Ertrag dieſer Gedichte verſetzte den Verfaſſer in eine bequeme Lage. Sein eigentliches Studium war die Gottesgelahrtheit. Er wurde im Jahr 1760 ordinirt, wurde 1766 Doctor der Theologie und ſtarb im Jahr 1791. Seine Werke ſind, außer den bereits angeführten Gedichten: 1) Paraclesis or Consolations deduced from natural and revealed Religion. 8. 1767. 2) Two Discourses on the Spirit and Evidences of Christianity; translated from the French. 8. 1768. 3) The Graham an heroic Ballad in 4 Cantos. 4. 1774. 4) Remarks on civil Liberty, in reply to Dr. Price on that subject 8. 1776.

Brandolin (Raphael), ein Neapolitaner, lebte am Ende des 15ten Jahrhunderts. Er war blind geboren, zeichnete ſich aber doch in der Geſchichte, Dichtkunſt und Beredſamkeit aus und erhielt vom Könige Carl, deſſen Beifall er ſich durch eine Lobrede erwarb, ein Jahrgeld von 100 Ducaten. Er ſchrieb auch orationes de laudibus Cosmi Medicei ad Leonem X; und orationes ad Concilium Lateranense. Ein anderer Brandolini mit dem Vornamen Aurelius, ein berühmter Improviſator aus Florenz, hatte nur eine Augenkrankheit und wird daher fälſchlich für blind ausgegeben.

Von Bünau (Fräulein), jüngſte Tochter des Oberlandeshauptmanns zu Roda, ward im dritten Jahr durch die Blattern völlig blind, ſo daß keine Erinnerung aus

der Anſchauung ihr übrig blieb. Mein verſtorbener Freund, der fromme und ſanfte Prediger Feſt zu Hayn, ſchrieb mir manches von dem ſanften edlen Herzen und den vielen Anlagen des Fräuleins von Bünau, unter andern, daß ſie auf den Gedanken gerathen ſey, ſich einzelne Buchſtaben auf kleinen viereckichten Stückchen Papier ſchreiben zu laſſen, ſie nachher in beſondere Fächer gelegt, und wenn ſie dann an jemanden ſchreiben wollte, ſo zog ſie dieſe Buchſtaben auf einen Faden. Wer nun die ihm überſandte Schnur leſen wollte durfte die Buchſtaben nur der Reihe nach herunter ziehen und neben einander legen. Sie hat in der Folge von dem Amtschirurgus Steding ſchereiben gelernt.

Caſtelein, auch Caſtelain oder Caſtellanus, blind geboren zu Warwick in Flandern, war nach dem Zeugniſſe des Guicciardini ein vortrefflicher Zimmermann, verfertigte Orgeln, Lauten und andere muſikaliſche Inſtrumente, ſtimmte ſie gut und ſpielte ſie vortrefflich.

Chemiker (der Blinde). D'Alembert erwähnt dieſes Blindgebornen ohne Anzeige des Namens. Er war von Puiſeaux in Gatinois gebürtig, beurtheilte die Nähe des Feuers nach dem Grade der Hitze, und, wie voll die Gefäſſe wären, nach dem Geräuſch, welches ſie beym Ueberlaufen machten, die Annäherung der Körper aber nach dem Drucke der Luft auf das Geſicht. Er unterſchied dadurch ſogleich eine Straße, die von der einen Seite keinen Ausgang hatte, von einer gewöhnlichen Straße. Bloß durch das Gefühl beſtimmte er das Gewicht auf das genaueſte und durch Vergleichung mit ſeinen Fingern das Maaß oder den Inhalt eines Körpers. Im Betreff der Glätte

der Körper gab es für ihn unendliche Abſtufungen, ſo wie im Betreff des kleinſten Unterſchieds der Stimme. Er lehrte ſeinen Sohn mit Hülfe erhaben geſchnittener Buchſtaben leſen. Wenn man ihm die Noten vorſagte, konnte er ein muſikaliſches Stück ſpielen. Die Schönheit beurtheilte er durchs Gefühl ſehr richtig, nahm aber dabey zugleich auf die Sprache und das übrige Benehmen deſſen, den er beurtheilte, Rückſicht. Er konnte nach dem Ton ſehr genau zielen und treffen, und warf einſt einem, der ihm etwas Unangenehmes ſagte, den erſten Gegenſtand, der ihm in die Hand kam, gerade an die Stirn, daß dieſer zu Boden fiel. Er ſuchte von Dingen, die in der Anſchauung lagen, ſich einen Begriff zu machen, er ſagte: die Augen wären ein Werkzeug, worauf das Licht eine ſolche Wirkung, wie ein Stock auf ſeine Hand hervorbrächte; denn, ſagte er, wenn er die Hand vor das Auge eines Sehenden hielte, ſo ſähe dieſer ſeine Hand, nicht aber einen Gegenſtand, welcher hinter der Hand wäre, und ein ähnlicher Fall fände ſtatt, wenn er einen Gegenſtand mit ſeinem Stocke ſuche und einen andern davor ſtehenden Gegenſtand fände. Einen Spiegel erklärte er für eine Maſchine, die entfernte, aber ſchicklich neben einander geſtellte Gegenſtände als nahe bei einander vorſtellte.

Corſepius, geboren zu Paſſenheim in Oſtpreuſſen 1776, verlor durch die Blattern im ſechſten Jahr ſeines Lebens beide Augen. Sein Vater, ein Prediger, hatte den Anfang damit gemacht, ihn Leſen, Schreiben und Zeichnen zu lehren. Zu letzterm bewies der Knabe viel Luſt, und der Vater ſuchte ihn durch Vorzeichnungen zu bilden. Durch die Blindheit des

Sohnes äußerſt gebeugt, gab er allen Unterricht auf. Der kleine blinde Knabe bewies aber ſehr viel Aufmerkſamkeit, wenn ein Freund, der ſeinen Vater zuweilen beſuchte, auf dem Klavier ſpielte, und dieſer kam zufällig auf den Einfall, den Knaben einen leichten Choral zu lehren. Die Schnelligkeit, womit er ihn faßte, erregte die Aufmerkſamkeit des Vaters, der ihn nun in der Muſik zu unterrichten anfing, worin der Knabe ſchnelle Fortſchritte machte; und durch das bloße Vorſagen und Beſchreiben brachte ihm der Vater einen Begriff vom Notenſyſteme bei, ſo daß, wenn der Sohn ein Stück ſpielen lernen ſollte, ihm nur die Namen der Noten und die Takte vorgeſagt werden durften. Da ſein jüngerer Bruder Unterricht erhielt, wohnte er ſolchem beſtändig bei, bekam dadurch Kenntniß der lateiniſchen Sprache und der übrigen Schulwiſſenſchaften. Sein jüngerer Bruder erhielt nun eine Schullehrerſtelle, womit zugleich der Dienſt des Organiſten verknüpft war. Weil er ſich nicht auf Muſik gelegt hatte, nahm er den ältern blinden Bruder zu ſich. Dieſer ſpielte nun für ihn die Orgel und brachte ihn durch ſeinen Unterricht ſo weit, daß er es nach einigen Jahren ſelbſt thun konnte. Er bezog jetzt die Akademie zu Königsberg, wurde von einigen gutdenkenden Menſchen unterſtützt; legte ſich vorzüglich auf Klavier und Orgel. Ob er gleich alle blaſenden Inſtrumente ſpielte, konnte er doch darin nicht, ſeinem Wunſche gemäß, etwas Ausgezeichnetes leiſten, weil es ihm ſein Vermögen nicht geſtattete, ſich gute Inſtrumente zu kaufen. Auch konnte er deshalb nicht ſo viel, als er wünſchte, im Gebiet der Wiſſenſchaften leiſten, weil er nicht im

Stande war, ſich den Beiſtand fremder Augen zu erkaufen. Ueber ſeine Art zu ſchreiben und über ſeine geographiſchen Charten wird in der Folge einiges geſagt werden. Außerdem iſt es bemerkenswerth, daß er allerlei Gegenſtände, manche darunter mit Genauigkeit, aus Wachs bildet, auch aus Holz und Metall manche künſtliche Dinge verfertiget. Er hat durch die Gnade des Königs die Zuſicherung erhalten, nachdem er zuvor hierüber gehörig geprüft worden, eine Organiſtenſtelle, mit der kein Schulunterricht verbunden wäre, zu erhalten. Er iſt jetzt als Kantor beim Waiſenhauſe zu Königsberg angeſtellt, wo er auch einige Knaben, die hierin ſchnelle und beträchtliche Fortſchritte machen, in der Muſik unterrichtet. Allein das Einkommen bei dieſer Stelle iſt ſehr ärmlich. Möchte doch jeder Magiſtrat und jede Obrigkeit, die eine einträgliche Organiſten-Stelle zu vergeben hat, auf dieſen Mann, der es durch ſein Schickſal und ſeine Kenntniſſe verdient, vorzügliche Rückſicht nehmen!

Dandolo (Heinrich) war aus einem der edelſten venetianiſchen Geſchlechter und wurde als Geſandter zu Conſtantinopel von dem griechiſchen Kaiſer Manuel, durch ein ihm vor die Augen gehaltenes glühendes Kupferblech, ſeines Geſichts völlig beraubt; doch wurde er im Jahr 1193 im hohen Alter zum Doge von Venedig erwählt, und bewegte ſeine Landsleute zum Angriffe Conſtantinopels, um den von dort vertriebenen, nach Venedig geflüchteten Prinzen Alexius Comnenus wieder auf den väterlichen Thron zu ſetzen. Er übernahm ſelbſt die Anführung des Heeres, und indeß im Jahr 1203 die Kreuzfahrer von der Landſeite Conſtantinopel

ſtürmten, griff er mit den venetianiſchen Galeeren den Hafen an. An der Spitze des Admiralſchiffs war die Hauptfahne des heiligen Marcus aufgeſteckt, neben ihr ſtand geharniſcht der blinde Dandolo mit einigen der tapferſten Venetianer. Er ließ ſich zuerſt ans Land ſez-zen, und da er die allgemeine Liebe der Seinigen be-ſaß, wollte ihn keiner verlaſſen, ſondern jeder eilte aufs Land. Schon waren von den 110 Thürmen, die den Hafen deckten, 25 erobert, als ein Ausfall der Griechen die Kreuzfahrer drängte. Dandolo, um ſeine Bundesgenoſſen nicht zu Grunde richten zu laſſen, gab ſeine Eroberung auf, eilte ihnen zu Hülfe und die Griechen wurden geſchlagen. Beim zweiten Sturm er-oberten die Venetianer unter ſeiner Anführung den Ha-fen. Er ſchlug nach Conſtantinopels Eroberung die ihm angebotene Kaiſerkrone aus, lenkte durch ſeine Weis-heit die Kreuzfahrer, verſchaffte den Venetianern im er-oberten Lande große Vortheile und ſtarb im Beſitz all-gemeiner Achtung im Jahr 1205.

Von Degenfeld (Ferdinand Freiherr), ein Bru-der der Maria Louiſe von Degenfeld, mit der ſich Chur-fürſt Carl Ludwig von der Pfalz im Jahr 1657 ver-mählte. Er that in ſeiner Jugend Kriegsdienſte gegen die Türken und verlor bei dem Angriff der Feſtung Aurana im vormaligen venetianiſchen Dalmatien durch einen unglücklichen Schuß beide Augen. Aber lebhafte Einbildungskraft und ein gebildeter Verſtand erſetzten ihm den Abgang des Geſichts. Er wurde churpfälzi-ſcher Miniſter und zeichnete ſich durch ſeinen redlichen

Eifer, zum Beſten des Landes zu wirken, ſehr vortheilhaft aus.

Delille (Abbé) wurde erſt in ſpätern Jahren, einer Nachricht zufolge im 41ſten Jahre, erblindet. Er iſt jetzt einer der beliebteſten franzöſiſchen Dichter und zeichnet ſich als Declamateur im Witzigen und Launigen vorzüglich aus. Um nicht bei dem Dictiren ſeiner Verſe durch das zu langſame Niederſchreiben ſeine Begeiſterung zu verlieren, darf nur das erſte Wort eines jeden Verſes niedergeſchrieben werden, und ſein Gedächtniß iſt ſtark genug, um nachher jede Strophe zu ergänzen, welches er gewöhnlich alsdann erſt thut, wenn er ſich mit einem Verleger geeinigt hat. Er ſoll ſich durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben und Italien zu ſeinem künftigen Aufenthalte gewählt haben.

Didimus von Alexandrien, geboren im Jahr 310, ſtarb im Jahr 395. Er wurde in einem Alter von fünf Jahren blind, erwarb ſich aber ſo groſſe Kenntniſſe, daß er als Lehrer den Theologie den heiligen Hironymus und mehrere berühmte Männer ſeiner Zeit zu Schülern hatte. Er war auch als Kirchenſchriftſteller berühmt, und von ſeinen Werken haben ſich nachſtehende bis auf uns erhalten: Eine lateiniſche Ueberſetzung ſeiner Abhandlung über den heiligen Geiſt, einige Bemerkungen über die kanoniſchen Briefe, und ein Buch gegen die Manichäer.

Dulon, geboren im Jahr 1770 zu Oranienburg, verlor die Augen im zweiten Monate ſeines Lebens; doch blieb ihm noch ein ſchwacher Schimmer. Er hörte

zufällig, daß ein Marionettenſpieler einen blinden Muſikus, der die Flöte blies, bei ſich hatte, und dieſes machte in ihm den Gedanken rege, auch ſich mit der Flöte zu beſchäfftigen. Er erhielt zuerſt von ſeinem Vater, nachher von einem geſchickten Tonkünſtler Unterricht, wurde Virtuoſe auf ſeinem Inſtrumente, ließ ſich ſeit ſeinem zwölften Jahre mit allgemeinem Beifall hören, machte beträchtliche Reiſen, um ſich hören zu laſſen, ſtand eine Zeitlang bei der Capelle des damaligen Großfürſten, nachherigen Kaiſers Paul zu Petersburg, und behält mit großer Schnelligkeit nicht bloß alles, was ihm vorgeſpielt wird, ſondern variirt auch ſogleich jedes ihm gegebene Thema, und ſein Gedächtniß iſt von ſolcher Stärke, daß er mehr als 300 Flötenkonzerte auswendig weiß. Er hat durch Vorleſen mannichfache Kenntniſſe erhalten, auch ſich mit günſtigem Erfolg mit der Dichtkunſt beſchäfftigt, und während ſeines Aufenthalts zu Petersburg lernte er durch Herrn Profeſſor Wolke fühlbare Schriftzeichen kennen, durch deren Zuſammenſetzung er ſich ſelbſt manches aufzeichnen und auch anderm ſeine Gedanken ſchriftlich mittheilen kann.

Von Eyck, aus Utrecht gebürtig und ſeit ſeiner Jugend durch die Blattern der Augen beraubt, war ein vorzüglicher Muſikus und Componiſt; auch ſoll er durch ein bloßes Berühren der Hände die wohlgebildetſten unter vielen Frauenzimmern zu unterſcheiden im Stande geweſen ſeyn.

Ferdinand (Carl) ſtarb 1496 als Mitglied des Benidiktiner Ordens. Er vorlor in ſeiner Jugend ſein Geſicht, lehrte dennoch zu Paris die Humaniora, zeichnete ſich als Prediger, Theolog und Dichter aus. Er

ſchrieb verſchiedene theologiſche Schriften und zwei Bücher de animi tranquillitate; vier Bücher Collationum siue confabulationum monasticarum; Elegias de contemtu mundi; Briefe und Reden.

Ferdinand (Johann), ein Blindgeborner, war nach dem Zeugniß des Camerarius ein guter Dichter, beſaß philoſophiſche Kenntniſſe und ſpielte vortrefflich auf verſchiedenen Inſtrumenten.

Fournier (Alexander), geboren zu Paris 1789, erblindete im ſiebenten Jahre und wurde im eilften dem Unterricht des Herrn Hauy anvertraut, den er auf ſeiner Reiſe nach Petersburg begleitete. Er ſchreibt und rechnet mit Fertigkeit, lieſt durchs Gefühl erhabene Schriftzüge, hat gute geographiſche und andere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, und ſein geübtes Gehör und Gefühl erſetzt ihm zum Theil den Verluſt des Geſichts.

Gaillot, ein vorzüglicher Muſikus, beſonders auf der Violine, aus dem Inſtitut des Herrn Hauy zu Paris. Er hat ſich mit einem blinden, in dieſem Inſtitute erzogenen Frauenzimmer, die ſich durch ihr Spiel auf dem Fortepiano auszeichnet, verheurathet. Sie ſind Eltern einer ſehenden Tochter, die ſchon frühzeitig viel Talent für Muſik verräth.

Geipels, ein Blinder in der Papiermühle zu Plauen, erfand die Waſſerpreſſe, wodurch zwey Menſchen mit Hülfe des Waſſers ſo viel in anderthalber Minute bewirken, als die Kraft von 6 bis 8 Menſchen in fünf Minuten zu wirken vermag. Das nach ſeiner Vorſchrift mit Hülfe der Waſſerpreſſe bereitete Papier wird feſter und nimmt den Leim beſſer an.

Von Golz, geboren zu Markienen in Oſtpreußen 1764, wurde im dreizehnten Jahre durch die Blattern blind. Zum Militairſtande beſtimmt, hatte er eigentlich keine wiſſenſchaftliche Erziehung erhalten. Zur Vertreibung der Langenweile las ihm der Lehrer ſeiner Brüder zuweilen etwas vor. Er wünſchte nun einen beſtändigen Vorleſer zu haben; er ließ deshalb einem Knaben, der ſein Führer war, die Buchſtaben zeigen, ließ ihn nun Sachen, die er ſelbſt auswendig wußte, buchſtabiren und lehrte ihn hierdurch allmählig leſen. Wielands Werke erweckten in ihm die Neigung zur Dichtkunſt. Ein Gedicht an Friedrich Wilhelm den 2ten verſchaffte ihm ein kleines Jahrgeld, und da er Anſprüche auf einige Familienſtipendien hatte, bezog er die Akademie, anfänglich ohne beſtimmten Plan. Er fand Geſchmack an mathematiſchen Wiſſenſchaften; die geometriſchen Figuren bildete er ſich mit Hülfe eines Wachsſtocks und erlangte eine große Fertigkeit im Kopfrechnen, ſo daß er ohne alle Hülfsmittel eine Kubikwurzel von drei Zahlen im Kopfe ausziehen kann. Neigung für ſeine gegenwärtige Gattin erzeugte in ihm den Wunſch, den Unterhalt für ſich und eine Familie als akademiſcher Lehrer zu erwerben. Dies vermehrte noch ſeine Neigung zu den Wiſſenſchaften. Er legte ſich auf die Rechtswiſſenſchaft, iſt jetzt Doktor der Rechte, zweiter Profeſſor und Aufſeher des Kypkeſchen Inſtituts für Studirende zu Königsberg. Er hat einige juriſtiſche Diſſertationen geſchrieben.

Gonelli (Johann) oder Ganibaſſus, letzteres ein verſtümmelter Beiname von ſeinem Geburtsorte Cambaſſi, ein Bildhauer zu Florenz, wurde im 20ſten Jahre

ſeines Alters blind, formte aber demungeachtet in dieſem Zuſtande aus Ton die Bildſäule Cosmus I. Großherzogs von Florenz, nachdem er deſſen marmorne Bildſäule genau betaſtet hatte. Er verfertigte auch ſchon als Blinder eine Bildſäule Papſt Urbans des 8ten und mehrerer ihm bekannter Perſonen, wobei er die Aehnlichkeit traf. Einige ſeiner Kunſtwerke ſollen ſich in Frankreich erhalten haben.

Gough wurde in ſeiner frühen Jugend blind, erfand eine neue Art zu ſchreiben für Blinde und iſt Verfaſſer einiger Abhandlungen chemiſchen und phyſikaliſchen Inhalts, wovon eine im Jahr 1803 in der gelehrten Geſellſchaft zu Mancheſter vorgeleſen wurde.

Grellmann, ein Blindgeborner im Torgauer Waiſenhauſe, unterrichtet die Waiſenkinder, verfertigt auch Vogelbauer und ähnliche Arbeiten.

Grieſinger (Johann Burchard), geboren zu Worms 1638, verlor im dritten Jahre das Geſicht, entſchloß ſich erſt im neunzehnten zu ſtudiren, verſtand acht Sprachen und erhielt zu Jena, wo er mit Beifall disputirte und predigte, die Magiſterwürde. Er erwarb ſich auch durch beides vielen Beifall zu Königsberg 1681; erhielt im Jahr 1693 die Predigerſtelle im St. Georgenhoſpitale, und ſtarb 1701. Er hat eine Predigt und einige Disputationen drucken laſſen.

Hanſen (Johann Jakob) verlor in ſeiner Jugend beide Augen durch die Blattern, kam 1759 auf die Akademie zu Königsberg, erhielt vier Jahre darauf die Erlaubniß zu predigen und wurde Katechet im Arbeitshauſe. Er beſaß ein ſtarkes Gedächtniß, konnte beinahe die gan-

ze Bibel auswendig, ſo daß er von jedem Spruche Kapitel und Vers anzugeben wußte, und erwarb ſich durch populäre Predigten viele Anhänger. Er ging 1775 nach Amſterdam, erhielt dort ein kleines Predigtamt, ſtarb aber nach wenig Monaten.

Hareng (Peter), aus der Nachbarſchaft von Caen in der Normandie gebürtig, verlor im neunten Jahre das Geſicht; zerlegte alle Arten von Uhren; reinigte ſie nicht nur und ſetzte ſie wieder zuſammen, ſondern erkannte auch durchs Gefühl, was daran ſchadhaft war, und beſſerte dies aus.

Heilmann, aus Mühlhauſen gebürtig, war daſelbſt Lehrer der Philoſophie, ob er gleich zwiſchen dem neunten und dreizehnten Jahre das Geſicht verloren hatte. Es iſt ein Mann von ſehr gebildetem Geiſte, und von ihm iſt ein Aufſatz über das Lycäum der Blinden zu Paris abgedruckt, und aus dem Munde des Herrn Profeſſor Hauy iſt es mir bekannt, daß ihm dieſer, als er nach Petersburg reiſte, ſein Inſtitut für Blinde zu Paris anvertraut hat.

Hellenbrecht, Organiſt zu Berlin, verlor im vierten Jahr das eine, im 21ſten das andere Auge; bläſt das Clarinet, vorzüglich aber die Flöte; ſpielt die Harmonika und hat eine Vorrichtung erfunden und ſelbſt verfertigt, wodurch er vermittelſt der Pedale, welche durch Saiten und Drathe die Inſtrumente in Bewegung ſetzen, die Janitſcharen-Muſik nachahmt.

Homer, von den Griechen, dem gebildetſten Volke der alten Welt, unendlich hochgeachtet und von jedem kultivirten Volke ſpäterer Zeiten verehrt, lebte ohn-

gefähr 1000 Jahre vor Chriſti Geburt. Seine Lebensumſtände ſind ſo verſchiedentlich angegeben und mit Fabeln durchwebt, daß Nachſtehendes, das Wichtigſte hierunter, nicht einmal gehörig verbürgt werden kann. Er war ein aſiatiſcher Grieche, ein Kind der Liebe, an den Ufern des Fluſſes Melis geboren und deshalb von ſeiner Mutter Meleſigenes genannt und nachher von dem Bürger Phenius, mit dem ſie ſich verheurathete, adoptirt. In ſpätern Zeiten ſtritten ſieben griechiſche Städte um die Ehre ſeiner Geburtsſtadt. Er ſoll zu Smirna eine Schule gehalten, mit dem griechiſchen Seefahrer Mentes verſchiedene Reiſen gemacht, von ihm in Ithaka zurückgelaſſen, dort ſeine Nachrichten von Ulyſſes geſammelt haben und von dort wieder abgeholt ſeyn. Zu Colophon ſoll er erblindet ſeyn, zu Cuma, wo er vergeblich die Einwohner um lebenswierigen Unterhalt angefleht, den Namen Homer, womit ſie einen Blinden bezeichneten, erhalten haben. Er zog jetzt umher, um ſeinen Unterhalt durch Abſingen oder Herſagen ſeiner Verſe zu erwerben; und obgleich bei ſeinen Gedichten ein Nationalintereſſe für alle Griechen zum Grunde lag, vermochte er doch nur ſeinen Unterhalt ärmlich zu erwerben, den ihm ein Schullehrer zu Phocea, Theſtorides, unter der Bedingung zuſagte, daß er ihm das Niederſchreiben ſeiner Geſänge geſtatten ſolle. Nothgedrungen ging Homer die Bedingung ein und darbte, indeß Theſtorides nach Chios ging und dort mit Homers Gedichten ein großes Vermögen erwarb, aber, als dieſer ihm nachkam, von dort entfloh. Hier legte Homer eine Schule der Dichtkunſt an, er-

warb ſich Vermögen, verheurathete ſich, hatte zwei Töchter und ſtarb 907 Jahre vor Chriſti Geburt. Seine Werke ſind die Ilias und Odyſſee, die anfänglich nur als Bruchſtücke bekannt waren, bis der ſpartaniſche Geſetzgeber Lykurg ſie von den Erben des Kreophilus, der ſie von Homer ſelbſt erhalten haben ſoll, aus Creta oder Jonien kaufte. Durch die Anordnung der Geſänge und Wegſtreichung vieler fremden Einſchiebſel machten ſich Piſiſtratus und Ariſtarch um die Werke Homers verdient. Ob mehrere dem Homer zugeſchriebene Werke ächt ſind, bleibt zweifelhaft.

Hübner (Franz), ein blinder Inſektolog zu Genf, ließ durch ſeinen Bedienten die Bienen nach ſeiner Vorſchrift beobachten, erfand neue Bienenkörbe und gab 1793 Beobachtungen über die Bienen heraus.

Jakob (der Blinde) war geboren im Dorfe Netra in Heſſen, Amts Boineburg, und lebte noch vor wenig Jahren als Arzt und Lehrer im Rechnen. Er war der Sohn eines Landmannes, erblindete im 2ten Jahre ſeines Alters durch bösartige Blattern, wurde zur Anhörung des Religionsunterrichts in die Dorfſchule geſchickt und nachher zum Gänſehüten beſtimmt. Während dieſes letztern Geſchäffts kam er auf den Einfall, Erinnerungszeichen für das, was er in der Schule gehört hatte, zu erfinden, und fiel darauf, Stöcke durch eingeſchnittene Kerbe zu bezeichnen. Dieſe Kerbe waren nicht Buchſtaben oder einzelne Worte, ſondern kurze gedrängte Auszüge, ſo daß er, wenn er mit den Fingern dieſe Kerben berührte, den Inhalt des Geleſenen herſagte, und es iſt zu bedauren, daß kein Sehender

ſich von dieſer Methode einen vollſtändigen Begriff verſchafft hat; denn er ließ ſich ſo viel als möglich vorleſen, kerbte während des Zuhörens zuerſt auf der einen, dann auf der andern Seite des Stocks, bezeichnete die Stöcke mit Numern und auch die, welche Auszüge aus einem Buche enthielten, mit einem beſondern Zeichen, band ſie auch jederzeit in ein Bündel. Er beſaß eine beträchtliche Bibliothek von ſolchen Stäben, holte, wenn von einem Buche, welches er geleſen hatte, die Rede war, ſeine dazu gehörigen Stäbe und ſagte nun, wenn er die Denkzeichen betaſtete, ſeine Auszüge her. Da gleich in ſeinem Knabenalter ſeine ſeltene Wißbegierde bekannt wurde, ließ ihn der Herr des Dorfs zugleich mit ſeinen Kindern das Rechnen, Erdbeſchreibung und Geſchichte lehren, und der Prediger lehrte ihn die lateiniſche Sprache. Er erwarb ſich nun mannichfaltige Kenntniſſe und zeichnete ſich beſonders in ſeinen reifern Jahren durch ſein ſtarkes Gedächtniß und durch ſeine vielen hiſtoriſchen und geographiſchen Kenntniſſe aus.

Johann, König von Böhmen, deſſen Gränzen er beträchtlich erweiterte und in ſeinem Zeitalter der mächtigſte Fürſt Deutſchlands war. Raſtlos mit kühnen Entwürfen, Reiſen und Kriegen beſchäfftigt, verlor er ein Auge, als er im Jahr 1328 mit dem deutſchen Orden gegen die Polen kämpfte; ſuchte Hülfe zu Montpellier, wo er aber durch die Ungeſchicktheit eines jüdiſchen Arztes völlig blind wurde. Demungeachtet beſchäfftigten ihn unaufhörliche Reiſen und Kriege. Er kommandirte ſelbſt, ſaß auf ſeinem Pferde mit einem Streitkolben bewaffnet, und die Zügel waren an die Pferde zweier neben

ihm reitenden Ritter gebunden, durch die er auch von allem, was vorging, Bericht erhielt. Da er den Franzoſen gegen die Engländer zu Hülfe kam, verlor er am 26ſten Auguſt 1346 mit den beiden neben ihm kämpfenden Rittern das Leben in der Schlacht bei Creſſy.

Johann, von ſeinem Geburtsorte de Trocznova, von dem Kelche, den er als Symbol auf ſeinen Schilde führte, a Calice, und, nachdem er ein Auge verloren hatte, von den Böhmen Ziska, der Einäugigte, genannt, war aus einem edlen, aber armen Geſchlechte, hatte keine körperliche Vorzüge und wurde als Page Carls IV. und von deſſen Sohne Wenzel wegen anſcheinender Einfalt nicht ſelten verhöhnt; trat in polniſchen Sold, zeichnete ſich verſchiedentlich aus, bekannte ſich für Huſſens Lehre; erwarb ſich 1418 das Zutrauen der Bürger Prags, da er ſie, die Wenzel entwaffnen wollte, in völliger Rüſtung aufs Schloß führte und ſich nun Wenzels Befehle erbat, der, durch ihren Anblick in Schrekken geſetzt, ſie friedlich nach Hauſe gehen hieß. Er wurde 1420 Feldherr der Huſſiten, zeichnete ſich durch Kriegsliſt, durch Einſicht und vorzügliche Eigenſchaften des Feldherrn, einige neue militairiſche Einrichtungen, Muth und Kühnheit aus, gewann eilf Schlachten, verlor bei der Belagerung des Schloſſes Raby durch einen Pfeilſchuß auch das zweite Auge, behielt dennoch das Commando, begleitete das Heer in einem etwas erhöhten Wagen und theilte nach den Berichten der Sehenden ſeine Befehle aus; blieb den Feinden furchtbar und ſtarb an der Peſt 1428. Er wurde zu Königsgrätz, in der Folge zu Czaslau beerdigt und ſeine eiſerne Keule über dem Grabe aufgehängt.

Er ſoll vor ſeinem Tode verordnet haben, daß ſeine abgezogene Haut über eine Trommel geſpannt werden ſollte, deren Rührung in den Schlachten die Feinde mit Schrekken, die Seinen mit Muth erfüllen würde.

Johannsſon (Peter), ein geborner Schwede, verlor das Geſicht im dritten Jahre durch die Blattern, verfertigte allerlei hölzerne Geräthſchaften, nämlich Wagen, Karren, Schlitten und Räder. Er band Fäſſer, härtete Eiſen, machte Meſſer, in deren Griffen ſich kleine Meſſer und Gabeln befänden, löthete Metalle, goß Knöpfe und Schnallen, wozu er ſich ſelbſt Formen aus feinem Sande machte. Er machte Blasbälge für ſich und andere Feuerarbeiter. Er nähte, fädelte ſich den Faden ein; gärbte Leder und machte Schuhe daraus; baute ſich ſelbſt ein Haus, machte die Verkleidung an den Fenſtern; er ging in den Wald, fällte Holz und brachte es nach Hauſe, ohne daß er dabei eines Führers bedurft hätte. Er machte ſich eine Violine, die er zu ſeiner Unterhaltung ſpielte. Die Münzen unterſchied er nicht am Gepräge, ſondern am Rande und an der Schwere. Er ſpielte alle unter den Landleuten ſeiner Gegend bekannten Chartenſpiele, nachdem er die Charten vorher durch Eindrücke mit ſeinen Nägeln gezeichnet hatte.

Kerſting, aus Heſſen gebürtig, ſtarb zu Hanover 1785 als Oberhof-Roßarzt; war 1757 im Gefolge des Erbprinzen von Heſſen als Curſchmidt bei der preuſſiſchen Armee und bekam, da er mit einem Wagen umgeworfen wurde, einen heftigen Schlag an den Kopf, wodurch er anfänglich betäubt liegen blieb. Als er

wieder zu ſich kam, war er blind und in einer Art von Wahnſinn. Dieſer verlor ſich; allein er wurde taub und ſtumm. Noch ohngefähr ſechs Wochen bekam er die Sprache, nach einem halben Jahr das Gehör und nach ohngefähr zwei Jahren das Geſicht wieder. Als er noch taub war, lag er eines Morgens mit ſeiner Frau wachend im Bette; die Frau berührte zufällig mit ihrem Munde ſeine Schulter; die Magd trat in das Schlafzimmer und die Frau blieb in der Lage liegen und redete mit der Magd. Kerſting empfand bei dieſer Unterredung einen beſondern Schauer im Arm und hatte die ſonderbarſten, ganz von einander verſchiedenen Zuckungen, Empfindungen, Stöße und Erſchütterungen, bald im Arm, bald im ganzen Körper, bald ſtärker, bald ſchwächer, je nachdem die Worte verſchieden waren, die ſeine Frau gegen ſeine Schulter zu der Magd redete. Nun entblößte er ſeine Schulter, ließ die Frau darauf reden und hatte die nämlichen Empfindungen. Nun legte die Frau ſeine Hand an ihren Mund, ſprach das ganze A B C, jeden Buchſtaben erſt nach der Reihe, hernach außer der Reihe auf ſeine Hand. Bei jedem Buchſtaben ſpürte er eine andere Empfindung in ſeinem Körper, die er ſich ſorgfältig merkte, weil er fand, daß ſolche bei Wiederholung der Buchſtaben immer die nämliche blieb, und hierdurch erlangte er nachher eine ſolche Fertigkeit, daß, obgleich er ganz taub war, ſeine Frau nur ſeine Hand auf ihren Mund legen und leiſe dagegen reden durfte, um ſich mit ihm zu unterhalten. Wie ſeine Frau zum erſtenmal das A B C auf ſeine Hand laut herſagte, war es ihm bei einer gewiſſen Bewegung ihres Mundes, als

wenn er erſticken ſollte. Sein Herz ward beklemmt; er zitterte, bebte an allen Gliedern und ſchrie vor Angſt laut: „Herr Gott, was fängſt du mit mir an?“ Sie ſprach eben das R aus gegen ſeine Hand, und ſo oft ſie hernach dieſen Buchſtaben gegen ſeine Hand ausſprach, hatte er dieſelbe Angſt, ſo daß ſie ſolchen, ſo viel möglich, vermeiden, oder ihn ſo leiſe als möglich ausſprechen mußte; auch nach erlangtem Gehör konnte er dieſen Buchſtaben nicht leiden. In ſeiner Jugend mußte er oft durch einen dunkeln Gang gehen und ſchloß alsdann aus Furcht feſt die Augen zu; doch ſtieß er ſich nie, weil er durch die Wirkung der Luft auf ſein Geſicht die Entfernung der Wand kennen lernte; und dies wurde ihm nachher in ſeiner Blindheit ſehr nützlich. Er ſchrieb während derſelben eine Abhandlung vom Beſchlagen der Pferde und ſchrieb ſelbſt vermittelſt einer Vorrichtung, die ihn hinderte eine Linie in die andere zu ſchreiben. Er übte ſich, die Buchſtaben in mit grober Schrift gedruckten Büchern durchs Gefühl kennen zu lernen, und brachte es darin ſo weit, daß er dergleichen Bücher durchs Betaſten las. Allein an dem Morgen, da er ſein Geſicht wieder bekam, bekam er ein heftiges Jucken in den Fingern, ſo daß er ſich einige Tage lang die Hände beſtändig reiben mußte, und während dieſer Zeit ſein feines Gefühl völlig verlor. Er hatte ſich des Abends noch blind zu Bette gelegt, bekam aber des Nachts ein heftiges Bluten aus dem Naſenloche, worauf er auch in der Folge allen Geruch verlor, und hatte am Morgen ſein Geſicht wieder. Während ſeiner Blindheit pflegte er Blumen, pfropfte und okulirte Bäume. Er ſoll dieſe Gewächſe aufs genauſte und ſogar

die Farben dieſer Blumen gekannt haben. Es fragt ſich aber: ob an dieſem Letztern, ſo wie an ſeinen ahndungsvollen Träumen, nicht bei denen, die uns die Nachricht hiervon aufbehalten haben, die Liebe zum Wunderbaren einigen Antheil gehabt habe?

Kirchgeßner (Mariana), die Tochter des ſpeyerſchen Zahlmeiſters zu Bruchſal, wo ſie 1773 geboren wurde. Sie hat einen fehlerhaften Bau der Kniee und am rechten Fuß nur vier Zehen, wovon der große frei ſtehet, die andern drei zuſammengewachſen ſind; und ſchon in ihrem vierten Jahre wurden ihre Augen durch die Blattern völlig verdunkelt. Sie verrieth ſeit ihrer frühſten Kindheit Talent für die Tonkunſt und ſpielte ſchon im ſechſten Jahre das Clavier. Um dieſe Zeit verlor ihr Vater unverſchuldet ſein Vermögen und gerieth in eine ſehr traurige Lage. Der Kammer-Präſident Reichsgraf von Berolding nahm ſich jetzt der verlaſſenen Kirchgeßner an, ließ ſie durch den badenſchen Kapellmeiſter Schnittbauer unterrichten, der auch für ſie eine beſondere Harmonika baute, und ſie ließ ſich darauf ſeit dem zehnten Jahre hören; ging mit dem durch verſchiedene Muſikwerke bekannten Rath Boßler ſeit 1791 auf Reiſen durch Deutſchland und die Niederlande nach London, wo ſie ſich über drei Jahre lang aufhielt. Sie ließ durch den deutſchen, aber ſeit 30 Jahren in England wohnenden Inſtrumentenmacher Fröſchle nach ihrer und Boßlers Angabe eine Harmonika mit einem Reſonanzboden verfertigen, die ſich von andern Inſtrumenten dieſer Art vorzüglich auszeichnet; und der dort wohnende Arzt Findler, gleichfalls ein Deutſcher, machte Verſuche zur Wiederherſtellung ihres

Geſichts, ſo daß ſie einen Schimmer wieder erhielt. Sie reiſte nach Koppenhagen, von da durch einen Theil Deutſchlands und Preußens nach Petersburg, ging von da durch Polen und Schleſien nach Sachſen, wo ſie ſich in der Nachbarſchaft von Leipzig mit dem Rath Boßler ein Landgut kaufte, und machte in der Folge noch eine Reiſe nach Paris. Sie iſt eine Freundin der Lectüre, beſonders der Dichtkunſt, und läßt ſich deshalb auch häufig vorleſen. Auch muß ihr alles, was ſie auf ihrem Inſtrumente vorträgt, zuvörderſt einigemal auf dem Klavier vorgeſpielt werden. Sie iſt nach dem Urtheil von Sachkundigen die erſte Künſtlerin auf der Harmonika, trägt darauf ſelbſt für das Fortepiano ſchwierige Kompoſitionen berühmter Tonkünſtler, und zwar nicht allein das Adagio, ſondern auch das Allegro, mit und ohne Begleitung anderer Inſtrumente meiſterhaft vor, komponirt auch ſelbſt für die Harmonika.

Leopold (Achilles Daniel), der Sohn eines Rechtsgelehrten, geboren zu Lübeck 1691, ſtarb daſelbſt 1753. Er war blind geboren, beſaß ein ſehr ſtarkes Gedächtniß, und ihm wurden durchs Vorleſen ſeine Kenntniſſe beigebracht. Er verſtand die lateiniſche, griechiſche, italieniſche und franzöſiſche Sprache, ſpielte die Violine und Flöte, hatte viele Kenntniſſe in der Theologie, Rechtsgelehrſamkeit, Beredſamkeit, Dichtkunſt, Geſchichte und Erdbeſchreibung. Er ſchrieb verſchiedene kleine Schriften, unter andern comentatio de coecis ita natis.

Maaß, Kunſtdreher zu Danzig, hatte ſchon in ſeiner Jugend ein ſchwaches Geſicht, welches unaufhörlich abnahm, ſo daß er jetzt nur noch bei ſchwachem

Lichte oder in der Dämmerung die Umriſſe weißer Figuren bemerkt, doch ſetzt er ſein Gewerbe fort und drechſelt ſehr gut, vorzüglich Metall, nach dem Gefühl.

Metcalf (Johann) lebt vielleicht noch jetzt in der Nachbarſchft von Mancheſter, verlor das Geſicht ſo früh, daß er vom Licht und deſſen Wirkungen keinen Begriff hatte. Er war in ſeinen frühern Jahren Fuhrmann und Wegweiſer auf zum Theil ungebahnten und mit Schnee bedeckten Wegen und wurde nachher Aufſeher über den Straßenbau. Bloß mit Hülfe eines langen Stocks kletterte er die ſteilſten Berge hinan, verſchaffte ſich einen richtigen Begriff von ihrem Abhange und den Vertiefungen der Thäler, gründete hierauf ſeine Pläne und Berechnungen, die außer ihm niemanden verſtändlich waren. Die Ausführung aber bewies ihre Richtigkeit und es fehlte ihm daher auch nicht an Arbeit. Die meiſten Straßen über den Peak in Derbyſhire wurden nach ſeinem Plane angelegt und verbeſſert, beſonders in der Nachbarſchaft von Luxton; auch übernahm er die Ausführung einer Straße zwiſchen Wilmslow und Congleton, um dadurch auf die große Londner Heerſtraße zu führen und die Fahrt über das Gebirge unnöthig zu machen.

Milton (Johann), geboren zu London 1608, kam im 15ten Jahre auf die Akademie zu Cambridge, legte ſich vorzüglich auf die Dichtkunſt, Mathematik und Muſik, wurde nach ſieben Jahren Magiſter, that im 29ſten Jahre eine Reiſe nach Frankreich und Italien und verlor zuerſt das eine, hernach auch das andere Auge, wovon er die Schuld nächtlichem Studiren bei-

maß; ſeine Feinde hingegen erklärten ſolches für göttliche Strafe wegen des von ihm vertheidigten Königsmordes. Er war dreimal verheurathet, trennte ſich von einer Frau und nahm ſie auf ihre Bitte wieder; verlor 1666 ſeine Bibliothek und einen großen Theil ſeines Vermögens durch eine Feuersbrunſt zu London und ſtarb 1674. Er war anfänglich ein Puritaner, nachher ein Independent und eifriger Anhänger Cromwells; vertheidigte auch durch zwey Schriften die Hinrichtung Karls I; ſchrieb verſchiedenes in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten, Staatsrecht und Geſchichte in engliſcher und lateiniſcher Sprache, und machte ſich als Dichter durch das verlorne Paradies, ein episches Gedicht, vorzüglich berühmt.

Moyes (Heinrich), Doktor und Lehrer der Chemie zu Pittenweem in Schottland, iſt völlig blind, hielt vor zahlreichen Zuhörern Vorleſungen über die Phyſik, wiederholte nicht nur die Verſuche, wodurch die Identität des Galvanismus und der Elektricität dargethan worden iſt, ſondern ſie wurden durch ihn ausgedehnt und verändert. Er hat gefunden, daß das Hauptexperiment eben ſo gut glückt, wenn man es mit einer Lage Kupfer, Zink und naſſem Thon anſtellt, als mit Silber, Zink und Pappe. Er beobachtete einige merkwürdige Abweichungen, indem er, durch einen Schlag von dieſer galvaniſchen Schichte, Gas im Waſſer erzeugte; und er baut auf das Ganze eine ſehr artige Theorie der Erdbeben und der Art, wie das Gleichgewicht zwiſchen der Erde und dem Dunſtkreiſe aufrecht erhalten wird. Er wurde zu Mancheſter geboren, verlor ſein Geſicht in der

frühſten Jugend durch die Blattern, ſo daß ihm ſein Gedächtniß keine Vorſtellung vom Licht, wohl aber noch ein Bild der Sonne aufbewahrt hatte. Sein Auge, unempfindlich gegen ein ſtarkes Licht, war es nicht, wenn die durch ein Prisma gebrochenen Sonnenſtrahlen darauf fielen. Rothes Licht machte ihm eine unangenehme Empfindung, die er mit derjenigen verglich, die man beim Anfaſſen einer Säge hat. Minder unangenehm wurde ihm die Empfindung, wie die Farbe an Stärke abnahm, und die angenehmen Empfindungen des grünen Lichts verglich er mit der Berührung einer glatten Fläche. Als Mitglied einer gelehrten Familie, erhielt er eine gute Erziehung und erwarb ſich gründliche Kenntniſſe in den Sprachen, der Muſik, Mathematik und Chemie. In ſeiner Jugend waren kleine mechaniſche Arbeiten ſeine Lieblingsbeſchäfftigung, und ob er ſich gleich häufig verletzte, erlangte er doch im Drechſeln und Schnitzeln beträchtliche Fertigkeit und machte ſich ſchon als Knabe kleine Windmühlen und einen Weberſtuhl. Ob er gleich bei beſchränkten Vermögensumſtänden nur in ſeinem Genie Unterſtützung fand, blieb ihm doch Heiterkeit und Froſinn. Er war ein angenehmer Geſellſchafter und wußte ſeine Begriffe von Gegenſtänden des Geſichts durch ſchickliche Vergleiche ſehr gut auszudrücken.

Niendorfer (Johann Friedrich), der Sohn eines ſächſiſchen Dorfpredigers, geboren 1757, verlor im dritten Jahre die Augen durch die Blattern, erlernte im ſechzehnten Jahre die Uhrmacherkunſt und ließ ſich im Städchen Dame häuslich nieder. Er reparirte Taſchen- Repetir - Stuben - und Kirchenuhren, machte diejenigen

Theile, welche daran beſchädigt waren, neu mit der pünktlichſten Genauigkeit und ſchmiedete, ohne ſich zu beſchädigen. Er ging ohne Führer beträchtliche Strecken in Gegenden, wo er noch nie geweſen war, kannte jeden, deſſen Stimme er gehört hatte, und nannte ihn ſogleich bey ſeinem Namen.

Oſſian, Sohn Fingals, Königs von Morven, einem Theile Schottlands, lebte wahrſcheinlich im dritten Jahrhunderte, zur Zeit des Kaiſers Severus. Seine Gedichte, die ſich im Munde ſeiner Landsleute erhielten, ſammelte Macpherſon, der ſie zuerſt in einer engliſchen Ueberſetzung 1758 herausgab. Ohngeachtet vieler Zweifel gegen ihre Aechtheit, ſind überwiegende Gründe dafür. Die Gedichte liefern zum Theil die Lebensumſtände des Dichters. Er war ein geachteter Feldherr und beliebter Dichter ſeines Volks, erreichte ein hohes Alter, wurde blind, brachte ſeine letzten Jahre verlaſſen hin, und Rückerinnerung und Dichtkunſt gaben ihm einigen Troſt. Seine Gedichte ſind von Denis, Harald und mehreren ins Deutſche überſetzt.

Paradies (Fräulein Thereſe), aus Wien, erblindete ſeit ihrem zweyten Jahre. Die Begierde, ſich zu unterrichten, machte, daß ſie auf verſchiedene neue Hülfsmittel fiel. Bergrath Kempelen, bekannt durch ſeinen Schachſpieler, machte ſie mit dem Setzen und Drucken bekannt, ſo daß ſie vermittelſt einer kleinen Druckerey mit ihren Freunden correſpondirte. Sie legte ſich vorzüglich auf die Tonkunſt, that verſchiedene Reiſen und ließ ſich als Tonkünſtlerin mit vielem Beifall hören. Die Kaiſerin Maria Thereſia hörte ſie einſt auf der Orgel

ſpielen und gab ihr ein Jahrgeld, welches ihr Joſeph der 2te nahm und Leopold der 2te wiedergab. Sie hat ſich auch durch verſchiedene muſikaliſche Kompoſitionen ausgezeichnet; und ihre Briefe zeigen eine eben ſo große Zartheit der Empfindungen, als gebildeten Verſtand und richtige Begriffe und Grundſätze.

Paſſeratius (Johann Janus), geboren zu Troyes in Champagne 1534, war äußerſt arm, floh wegen der Härte ſeines Lehrers aus der Schule, diente als Aufwärter, kehrte wieder in die Schule zurück, ſtudirte mit ſolchem Fleiß, daß er oft nicht aß und ganze Nächte durchwachte; war Lehrer im Collegio du Pleſſis und des Kardinals le Moine. Nach dem Tode des Ramus 1572 erhielt er zu Paris die Stelle des königlichen Profeſſors der Beredſamkeit und ſtarb dort im Jahr 1602. Er hatte in ſeiner Jugend ein Auge durch das Ballſpielen verloren, wurde im Alter völlig blind und ſchrieb in dieſem Zuſtande das Lob der Blindheit (encomium coecitatis). Seine Gedichte in lateiniſcher Sprache wurden 1603, in franzöſiſcher 1606 gedruckt. Er hat außerdem verſchiedene lateiniſche Schriften geliefert, den Catull, Tibull und Properz commentirt, auch den Appollodor ins Franzöſiſche überſetzt.

Pfeffel, geboren zu Colmar 1736, Heſſendarmſtädtſcher Hofrath, verlor das Geſicht ſchon als durch die Wiſſenſchaften gebildeter Jüngling; vermählte ſich, wurde Vater einer zahlreichen Familie und Vorſteher der Kriegsſchule zu Colmar, nach deren Aufhebung er im Privatſtande lebte. Das Verzeichniß ſeiner Werke enthält Meuſels gelehrtes Deutſchland. Seine Gedichte,

die zugleich die vortrefflichſten Grundſätze verrathen, ſind jedem Freunde des Guten und Schönen hinlänglich bekannt. Er hat ſein Unglück überwinden gelernt und ſoll, wie perſönliche Bekannte des vortrefflichen Mannes es verſichern, wenn man ihn in Geſellſchaft oder im gemeinen Leben handeln ſieht, kaum als Blinder bemerkbar werden. Aus einem ſeiner Gedichte ergiebt ſich, daß ſeine Mutter zu den vortrefflichſten Frauen gehörte, ſein Bruder ſich große Verdienſte um ihn erwarb und die Heurath mit ſeiner ſehr edeldenkenden Gattin beförderte. Da er aber ſeinen älteſten Sohn und mehrere Kinder verlor, ſo erzeugte dies in ihm den Gedanken, Erzieher fremder Kinder zu werden. Einer Zeitungsnachricht zufolge hat er vor Kurzem ein Jahrgeld von 1200 Franken erhalten.

Poingon, ein Blindgeborner und Zögling aus dem Inſtitut des Herrn Hauy zu Paris, erhielt im Licee-Charlemagne im Jahr 1805 den Preis in der höhern Mathematik.

Pontanus, aus Brügge in Flandern gebürtig, lebte im ſechzehnten Jahrhundert. Er wurde im dreizehnten Jahre ſeines Lebens blind, ſchrieb aber verſchiedene Werke in lateiniſcher Sprache, theils philoſophiſchen, theils philologiſchen Innhalts.

Pougens, ein wohlhabender blinder Gelehrter und Buchhändler zu Paris, iſt Verfaſſer eines großen und vorzüglichen franzöſiſchen Wörterbuchs. Er ſoll zufolge neuerer Nachrichten ſeine Buchhandlung verkauft haben, war verheurathet und iſt Vater.

Ravelius (Joſeph) ſtarb 1791 in den Kohlenhöhlen bei Wednersburg in Staffordſhire. Er war blind, arbeitete in den Wochentagen in den Kohlengruben und vertheilte den größten Theil ſeines Erwerbs am Sonntage unter ſeine Zuhörer, bei denen er den Gottesdienſt auf methodiſtiſche Weiſe verwaltete. Er war daher in England unter dem Namen des Höhlenpredigers bekannt.

Rieger (Demoiſelle), geboren zu Marienwerder, ſtarb 1778 einige und ſiebzig Jahr alt, bekam wegen unzweckmäßig vertriebener Ausſchläge ohngefähr im achten Jahr ihres Alters den Staar, erlernte aber und verrichtete demohngeachtet viele weibliche Arbeiten.

Von Roden, Pfarrer zu Stedendorf im Hanöverſchen, bekam den ſchwarzen Staar, aber ſeine vortreffliche Frau erleichterte ſein Schickſal und er verrichtete noch 30 Jahre lang ſein Amt ohne Anſtoß für ſeine Gemeinde.

Rolli (Dominicus), geboren zu Rom 1685, ſtarb daſelbſt 1751, den 13ten September. Er war ſeit ſeinem fünften Jahre erblindet; legte ſich auf die Wiſſenſchaften, hatte Anlagen zur Dichtkunſt; erwarb ſich in der Arzneiwiſſenſchaft, vorzüglich aber in der höhern Mathematik wichtige Kenntniſſe; erfand auch verſchiedene Werkzeuge, wodurch er den Abgang des Geſichts erſetzte. Verſchiedene ſeiner Gedichte und ein Trauerſpiel Porſenna, ſind zu Rom gedruckt.

De Salignac lebte ohngefähr in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Saintongne in Frankreich. Durch eine unzweckmäßige Behandlung der Augen wäh-

rend den Blattern wurde dies Frauenzimmer im zweiten Jahre blind, blieb aber dabei wohlgebildet und wurde ſehr gewandt und unterhaltend. Sie bekam einen Begriff von den Buchſtaben, indem man ſie ihr aus Papp geſchnitten vorlegte; lernte hierauf vermittelſt eines Bleiſtifts und nach einem Lineal ſchreiben. Die Reihen waren in zweckmäßiger Entfernung und ſie ſchrieb deutlich und richtig. Wenn man an ſie ſchrieb, ſo mußte man die Buchſtaben mit einer Nadel durchſtechen und ſie las alsdann nach dem Gefühl. Sie zeichnete ſich die Charten mit feinen, kaum merklichen Nadelſtichen und ſpielte alsdann ſehr geſchickt. Sie machte weibliche Arbeiten, nähte, fädelte ſich die kleinſte Nadel ein, verfertigte Beutel aus Seide von verſchiedenen Farben; ſpielte die Guitarre nach dem Gehör, erfand ſich eigene Tonzeichen, wodurch ſie ſich mit Nadelſtichen eine Melodie merkte, welche Methode ſie auch mit einigen Abänderungen noch beibehielt, nachdem ſie durch Unterricht Begriffe vom Notenſyſtem erhalten hatte. Sie tanzte ſogar regelmäßig, ſo daß, wenn die, welche mit ihr tanzten, gute Tänzer waren und den Takt richtig hielten, ihre Blindheit während des Tanzes gar nicht merklich wurde.

Saunderſon, geboren zu Thurleſton in der Grafſchaft York 1682, verlor im zweiten Jahre ſeines Lebens die Augen durch die Blattern und behielt von den Farben keine Erinnerung aus der Anſchauung übrig; legte ſich aber mit gutem Erfolg auf die alten Sprachen, brachte es beſonders in der lateiniſchen zu großer Vollkommenheit und ließ ſich auch die griechiſchen Schriftſteller in

der Urſprache vorleſen; erlangte auch große muſikaliſche Kenntniſſe, und die Flöte war ſein Lieblingsinſtrument. Er hatte den Unterricht in den alten Sprachen in einer Freiſchule erhalten; ſein Vater, ein armer Zollbedienter, lehrte ihn die gewöhnlichen Rechnungsarten, worin er es bald zur größten Vollkommenheit brachte, und ſogar neue Formeln erfand. Im achtzehnten Jahre lernte er von Richard Weſt, einem reichen Mitgliede des Unterhauſes, die Anfangsgründe der Buchſtabenrechnung, beſuchte die Lehranſtalt zu Atterclif bei Scheffield, verließ ſolche bald, weil man ſich dort vorzüglich auf ſpekulative Philoſophie legte, die nicht nach ſeinem Geſchmack war, und ſuchte ſeine Bildung vorzüglich durch eignen Fleiß zu vollenden. Durch eignes Nachdenken über die ihm vorgeleſenen vorzüglichen mathematiſchen Werke machte er die ſchnellſten Fortſchritte. Sein Gedächtniß war von außerordentlicher Stärke; doch koſtete es ihm viel Mühe, ehe er von einer zuſammengeſetzten oder unregelmäßigen Figur einen beſtimmten Begriff erhielt; hatte er ihn aber einmal gefaßt, ſo war er unauslöſchlich. Er ging 1707 nach Cambridge ins Collegium Chriſti, durch Joſua Dunn, ein Mitglied dieſes Collegiums, hiezu aufgemuntert. Er wurde zwar anfänglich nicht ſogleich in das Collegium aufgenommen; und mit ſeltenem Edelmuthe bewirkte ihm William Whiſton die Freiheit, akademiſche Vorleſungen zu halten, obgleich Saunderſon mit ihm die nämlichen Wiſſenſchaften lehrte. Er las nun mit ausgezeichnetem Beifall vor zahlreichen Zuhörern über Newtons Werke, über deſſen mathematiſche Grundſätze von der Naturlehre,

die allgemeine Arithmetik und ſelbſt über deſſen Optik. Letzteres aber wird Kenner der mathematiſchen Wiſſenſchaften um ſo weniger befremden, da die ganze Lehre vom Licht auf geometriſchen Grundſätzen beruht. Newton lernte ihn perſönlich kennen, gab ihm manchen Beweis der Geneigtheit und manche Belehrung. Im Jahr 1711 wurde er, da Whiſton ſeine Stelle verlor, deſſen Nachfolger als Profeſſor der Mathematik zu Cambridge, nachdem er durch ein königliches Mandat die Magiſterwürde und die Anwartſchaft auf dieſe Stelle erhalten hatte; und im Jahr 1728 ernannte ihn ein Mandat Georgs II., der ihn perſönlich kennen lernte, zum Doktor der Rechte. Er wurde Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu London, verheurathete ſich im Jahr 1723 mit der Tochter des Rektors Dikius zu Borwoth, wurde Vater einer Tochter, hatte einen ſehr ſtarken und geſunden Körper; aber durch das beſtändige Sitzen entſprang eine Erſtarrung ſeiner Füße, und dies hatte ſeinen Tod, wovon er die Ankündigung mit vieler Seelenruhe hörte, 1739, in ſeinem 56ſten Jahre, zur Folge. Der Tod hinderte ihn an der Herausgabe ſeiner mathematiſchen Schriften, und deshalb wurden ſeine Anfangsgründe der Algeber erſt 1740 auf Koſten der Univerſität zu Cambridge gedruckt, und ihnen iſt ſeine Lebensbeſchreibung beigefügt. Er beurtheilte die Richtigkeit eines mathematiſchen Inſtruments, ſobald er nur deſſen Eintheilung mit ſeinen Fingern berührt hatte; er erfand die Theilung des Würfels in ſechs gleiche Pyramiden, die im Mittelpunkt zuſammenſtoßen und die Seiten des Würfels zur Grundfläche haben, und hat es auch erfunden, die Beweiſe der

Rechenkunſt durch das Gefühl zu führen, wovon, ſo wie von den Eigenthümlichkeiten, wodurch er den Mangel des Geſichts erſetzte, an verſchiedenen Orten dieſes Werks das Nähere vorkommt.

Seeker lebte noch vor einiger Zeit als Hausknecht in einem Alter von einigen 80 Jahren, im Hafenkruge bey Braunsberg in Oſtpreußen, nachdem er durch einen Schlag mit dem Dreſchflegel, einige vierzig Jahre vorher, ſeine beide Augen verloren hatte. Er ſetzte auf der Fähre die Reiſenden über, packte ihre Geräthſchaften auf und ab, fütterte die Pferde, die er aus- und anſpannte; koch- te ſein Eſſen, ſtrickte Netze u. d. m. Durch Gehör und Geruch erkannte er die hereintretenden Fremden, und ſein Gehör war ſo ſcharf, daß er, aus weiter Entfer- nung über das Waſſer, die Rückkehr der Fiſcher hörte, ehe man ſie noch ſehen konnte.

Schönberger (Huldaricus), geboren zu Weida in der Oberpfalz 1601 den 1ſten December, verlor im dritten Jahre das Geſicht durch die Blattern und wurde, weil man ihn nun zu nichts weiter fähig hielt, bis ins eilfte Jahr vernachläſſigt, da man ihn endlich, bloß da- mit er ſeine Langeweile vertreiben ſollte, in die Stadt- ſchule ſchickte. Allein ſchnell faßte und behielt er alles, was in der Schule vorgetragen wurde, und bezog nun 1621 die Akademie zu Altorf; ging 1623 nach Leipzig und wurde dort 1625 Magiſter; ging nach Koppenha- gen, von da nach Holſtein, wo er ſich als Hauslehrer beim Unterricht verſchiedener Jünglinge Beifall erwarb; kam 1645 nach Königsberg und hielt häufige Vorleſun- gen. Außer ſeiner Mutterſprache verſtand er die fran-

zöſiſche, lateiniſche, griechiſche, hebräiſche, ſyriſche, chaldäiſche und arabiſche Sprache und gab darin Unterricht. Bei theologiſchen Disputationen führte er die Sprüche mit Anzeige des Kapitels und Verſes in lateiniſcher und in der Grundſprache an, beſtimmte in dem Hebräiſchen mit Genauigkeit die Accente und Punkte und zog daraus zuweilen Schlußfolgen. Mit den griechiſchen Profan-Scribenten war er äußerſt genau bekannt. Er ſchrieb die orientaliſchen Sprachen, worin er Unterricht gab, nachdem er ſich die Buchſtaben aus Drath hatte machen laſſen, ſie betaſtet und häufig nachgezeichnet hatte. Er rechnete die ſchwerſten Aufgaben bloß mit Hülfe einiger Kerbhölzer. Er hatte gute Kenntniſſe in der Mathematik, Philoſophie und Phyſik, ſpielte verſchiedene Inſtrumente, vorzüglich die Orgel, und verfertigte muſikaliſche Inſtrumente; beſaß eine außerordentliche Feinheit des Gefühls und Gehörs; hielt zu Königsberg eine Disputation über die Farben; opponirte dem Profeſſor Contius in einer Disputation über den Regenbogen und erklärte dabei die Entſtehung der Farben; doch vermochte er nicht, ſie durchs Gefühl zu erkennen. Er war ein ſehr fertiger Kegelſchieber; ſchoß nach der Scheibe und traf ſehr gut, nachdem man ihm zuvor durch Klopfen auf der Scheibe ihren Standort kenntlich gemacht hatte. Er ſtarb zu Königsberg am 1ſten May 1649, und in der Kneiphöfſchen Kirche iſt ſein Epitaphium.

Stanley (John), geboren 1713, ſtarb zu London 1786; war ſeit ſeiner frühſten Kindheit blind; legte ſich auf Muſik, wurde königlicher Kapellmeiſter und Organiſt bei der Society of the Temple und von St.

Andrews Holborn; zeichnete ſich auch als geſchickter Komponiſt aus.

Strong (Joſeph), geboren zu Carlisle, ſtarb dort 1798. Er war in ſeiner frühſten Kindheit blind geworden, war anfänglich ein Weber, trieb nicht allein ſein Gewerbe, ſondern machte darin manche neue Erfindungen und Werkzeuge. Im 20ſten Jahre verfertigte er jedes ſeiner Kleidungsſtücke und machte ſich das erſte Paar Schuhe, als er nach London gehen wollte, um dort den blinden Organiſten Stanley zu beſuchen; denn er liebte die Muſik leidenſchaftlich; und um die Orgel in der Kathedralkirche zu unterſuchen, öffnete er ſich in der Nacht die Thüre der Kirche und die Orgel, nahm die Pfeifen heraus, und ſein Getöſe ſo wie die angegebenen Töne ſetzten, weil gerade der Organiſt geſtorben war, einige abergläubige Menſchen in Schrecken. Die Sache wurde unterſucht, er bekam einen Verweis, aber auch die Erlaubniß, ſich mit der Orgel, ſeinem Wunſche gemäß, bekannt zu machen, worauf er ſogleich ſelbſt eine Orgel für die Kirche auf der Inſel Mann verfertigte, und er machte in der Folge noch eine Menge mechaniſcher Figuren und Maſchinen.

Le Sueur (Franz), geboren zu Paris 1766, verlor, da er ſechs Wochen alt war, nach wiederholten epileptiſchen Zufällen das Geſicht. Seine Eltern waren arm, hatten noch fünf Kinder, und Noth zwang ihn, Almoſen vor den Kirchthüren zu ſuchen. Hier bemerkte ihn 1784 Herr Hauy, gab ihm Unterricht, und ſeine Prüfung in Gegenwart der Miniſter von Vergennes und Breteuil erhielt ſo großen Beifall, daß Hauy nun zu

Anlegung einer Lehranſtalt für Blinde Unterſtützung erhielt. Le Sueur wurde nachmals Haushofmeiſter in dem Inſtitute für Blinde, empfing alle Gelder für dies Inſtitut, zahlte ſie aus, beſorgte alle Erforderniſſe von der höchſtmöglichſten Güte und für die geringſten Preiſe, führte auch die Kaſſe und die Rechnungen darüber mit ſolcher Genauigkeit, daß er ſie jeden Augenblick abzuſchließen und Rechnung darüber abzulegen im Stande war.

Timmann, ein blinder Bürger zu Berlin in der Mittelſtraße wohnhaft, lebte vom Ertrage einer Tabagie und hatte die eigene Kunſtfertigkeit, große Gebäude, Palläſte mit ihren Façaden und architektoniſchen Verzierungen, ſelbſt innern Eintheilungen und Zimmern aus kleinen Stückchen Chartenpapier, die er viereckigt kniff, zuſammen zu ſetzen, und er beſchäfftigt ſich mit ſolchen Arbeiten bei Tage und bei Nacht.

Timoleon aus Korinth, ein Anhänger der Philoſophie des Pythagoras, ſtrebte begeiſtert von Freiheitsliebe, aber vergeblich, ſeinen Bruder Timophanes zur Entſagung der ſich angemaßten uneingeſchränkten Herrſchaft zu bewegen; erſchlug ihn, da ſeine Vorſtellungen kein Gehör fanden; erhielt deshalb den Fluch ſeiner Mutter und verlebte, hiedurch ſchwermüthig, 20 Jahr in Einſamkeit, bis ihn die Korinther ihrer vom Tyrannen Dionyſius bedrängten Pflanzſtadt Syrakus zu Hülfe fandten. Durch ſein großes Feldherrntalent beſiegte er mit geringen Hülfsmitteln die Karthaginenſer und Siziliens Tyrannen; zwang den Dionys zur Räumung von Syrakus, gab dieſer Stadt Freiheit und Geſetze, brachte die vertriebenen Einwohner und den alten Wohlſtand zurück.

Er verlor ſein Geſicht völlig, kam aber dennoch immer in einem kleinen Wagen zu den Volksverſammlungen, wo er jeden Beweis der allgemeinen Achtung erhielt. Nach ſeinem Tode erbauten ihm die dankbaren Syrakuſaner ein prächtiges Grabmal, das den Namen Timoleonta erhielt und in deſſen Nachbarſchaft ſich die Jugend der Stadt in den Waffen übte.

Viehweger, geboren zu Mohrungen im Dezember 1769, warf im ſiebenten Jahre beim Kinderſpiele eine gläſerne Kugel auf den Boden, um ſie abſichtlich zu zerſprengen. Einige Glasſplitter beſchädigten das eine Auge und die dadurch veranlaßte heftige Entzündung raubte ihm auch das andere. Zum Unterrichte ſeines Bruders hatte ſein Vater, der ein Muſikus war, ein Klavier angeſchafft. Er fing an, ſich damit zu beſchäfftigen, und ſo wurde hiedurch ſein muſikaliſches Talent rege gemacht und ausgebildet. Er ſpielt beinahe alle Inſtrumente, vorzüglich Klavier und Harfe, giebt Unterricht, ſtimmt Klaviere, lehrt andre die Noten kennen, komponirt und behält ſehr ſchnell, was ihm vorgeſungen oder vorgeſpielt wird. Er geht ohne Führer, fühlt durch den Druck der Luft und den verſchiedenen Ton ſeiner Fußtritte die Nachbarſchaft großer Gegenſtände und findet leicht jeden ihm bekannten Gegenſtand. Durch Vorleſen hat er ſich manche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erworben, hat von Gegenſtänden, die in der Anſchauung liegen, z. B. der Geſtalt der Länder, richtige Vorſtellungen. Einige Begriffe aus der Anſchauung ſind ihm noch übrig geblieben, und durch Vergleichung damit erwirbt er ſich Begriffe von neuen

Gegenſtänden; und iſt verſchiedene kleine Arbeiten, wie z. B. zu nähen, eine Nadel einzufädeln u. d. m., zu verrichten im Stande.

von Waldkirch (Eſther Eliſabeth), die Tochter eines Kaufmanns aus Schafhauſen, der zu Genf am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte, verlor im zweiten Jahre das Geſicht durch anhaltende Augenkrankheiten. Ihr Vater ſtrebte ihren Geiſt zu bilden; ſie ſprach deutſch, franzöſiſch und lateiniſch mit gleicher Fertigkeit, hatte philoſophiſche Kenntniſſe, ſpielte die Orgel und Violine und konnte ſchreiben.

Weiſſenburg, ein Blinder zu Mannheim, erfand verſchiedene Hülfsmittel zur Erleichterung ſeines Schickſals und brachte es auch zu einiger Fertigkeit im Schachſpiele.

Wenk, Organiſt bey der franzöſiſchen Kloſter-Kirche zu Berlin, hat 1798 eine Janitſcharenmuſik, die er einzig zu exekutiren im Stande iſt, ein harmoniſches Geläute von groſsen und kleinen Glocken, und auch Noten für Blinde erfunden.

Dritter Abſchnitt.

Einige Bemerkungen über das Sehen und den Erſatz deſſelben durch die übrigen Sinne.

Nach dieſem Verzeichniß von Menſchen, die Kraft genug in ſich fühlten, den Mangel des Geſichts zu erſetzen, wird es vielleicht dem Blinden weniger ſchmerzhaft ſeyn, wenn ich hier einige Vorzüge des Sehens auseinander ſetze. Ich entlehne hiebei zuvörderſt das Urtheil Kants (aus ſeiner Anthropologie S. 49 u. f. f.): „Durch das Geſicht wird uns das Weltgebäude in „einem ſo unermeßlichen Umfange bekannt, daß vor„nehmlich bei ſelbſtleuchtenden Himmelskörpern, wenn „wir ihre Entfernung mit unſern Maaßſtäben hier auf „Erden vergleichen, wir über der Zahlenreihe ermüden „und dabei faſt mehr Urſache haben, über die zarte „Empfindſamkeit dieſes Organs in Anſehung der „Wahrnehmung ſo geſchwächter Eindrücke zu erſtaunen, „als über die Größe des Gegenſtandes (des Weltgebäu„des) vornehmlich wenn man die Welt im Kleinen, „ſo wie ſie uns vermittelſt der Mikroſkopien vor Au„gen geſtellt wird, z. B. bei den Infuſionsthierchen, „dazu nimmt." Aus dieſem Grunde, und weil der Sinn des Geſichts von dem der Betaſtung, als der

eingeſchränkteſten Bedingung der Wahrnehmungen, am meiſten entfernt iſt, auch das Organ am wenigſten afficirt wird, erklärt Kant, ob er gleich das Gehör für eben ſo unentbehrlich hält, das Geſicht für den edelſten der Sinne. Man könnte zur Beſtätigung dieſes Lobſpruchs noch hinzufügen: daß bei dem Geruch ein Theil der Düfte, beim Geſchmack der Gegenſtand, den wir genießen, völlig conſumirt wird; das vielfältige Betaſten auf den betaſteten Gegenſtand ſelbſt nachtheilig wirke, und der Schall, in dem Augenblick, da wir ihn hören, auch vergangen iſt; hingegen das Geſicht der uneigennützigſte der Sinne, nichts von dem Gegenſtande, der ihm einen Genuß gewährt, conſumirt. Ferner warnt er uns unter allen Sinnen zuerſt vor der entfernten Gefahr und zeigt uns zugleich, wie und wohin wir ihr entgehen oder ausweichen ſollen; er gewährt uns die allgemeinſten Freuden und giebt dem Aermern ſo wie dem Reichern Stoff zum Lebensgenuſſe. Von der andern Seite aber iſt auch das Geſicht der Kuppler der Sinnlichkeit; unaufhörlich werden durch die Eindrücke des Geſichts unſere Begierden und Wünſche geweckt, mit jedem Augenblick ſehen wir, wie viel Genüſſe ein anderer mehr hat; und da der Eindruck, ſo lange der Gegenſtaud uns vor Augen iſt, ſich unſerer Seele vergegenwärtigt, bei jeder Wiedererſcheinung des Gegenſtandes erneut: ſo iſt es wohl unleugbar, daß Sinnlichkeit, Habſucht, Neid vorzüglich durch das Geſicht geweckt werden. Bei dem allen aber ſcheint dennoch das Geſicht, von den übrigen Sinnen verlaſſen, uns keinen ganz vollſtändigen Begriff zu gewähren. Locke

(vom menſchlichen Verſtande 1. B. 5. C.) glaubt, daß ein Blindgeborner, der einen Würfel und eine Kugel durch das Gefühl zu unterſcheiden erlernt habe, ſie, wenn er ſein Geſicht wieder erhalten ſollte, blos durch die Anſchauung nicht zu unterſcheiden im Stande ſeyn würde, und Smith (in ſeinem Lehrbegriff der Optik, ausgearbeitet von Käſtner, S. 39—41) verſichert, daß die Erfahrung die Meinung des Locke beſtätigt habe, indem verſchiedene Perſonen, denen der Staar geſtochen wurde, die Gegenſtände, ſo ſehr ſie auch durch Figur und Größe unter ſich verſchieden waren, dennoch nicht blos durch das Geſicht zu unterſcheiden vermochten. Selbſt die Verſchiedenheit des Lichts, worin man einen Gegenſtand erblickt, verwirrt ſchon die Begriffe. Die Beweiſe davon liefert gleichfalls Smith, indem er uns die Geſchichte eines Staarblinden erzählt, den im dreizehnten Lebensjahre Cheſelden wieder zu ſeinem Geſichte half. Er konnte vorher bei ſtarkem Licht einige Farben, als ſchwarz, weiß und ſcharlachroth, unterſcheiden; aber nachdem ihm der Staar geſtochen war, reichten die ſchwachen Begriffe, die er vorher von dieſen Farben gehabt hatte, nicht hin, ſie ihm jetzt wieder kenntlich zumachen, und er hielt ſie daher nicht für dieſelben, die er vorher unter eben dieſem Namen gekannt hatte. Auch wußte er, da er zu ſehen anfing, ſo wenig von den Entfernungen zu urtheilen, daß er zuerſt glaubte, alle Sachen, die er ſähe, berührten ſeine Augen, ſo wie das, was er fühlte, ſeine Haut berühre. Er kannte von keiner Sache die Geſtalt; unterſchied keinen Gegenſtand, den er vorher durchs Gefühl kennen gelernt hatte, vom andern, ſo verſchieden dieſe Dinge auch im-

merhin ſeyn mochten, ſo daß er die Katze nicht eher vom Hunde unterſcheiden lernte, als bis er die erſte genau betaſtet hatte. Smith (S. 394. 395.) folgert nun, wenn oft verſchiedene Begriffe mit einander erreget worden, ſo erwachten bei der Regemachung eines dieſer Begriffe auch die übrigen, welche mit ihm oft vereinigt waren, ſo wie z. B. bei heißer Witterung der Anblick der Sonne zugleich den Gedanken an Hitze und Furcht vor Gewitter erzeugt, und alsdann der Anblick eines Wäldchens mit dem Gedanken an Schatten und Erfriſchung verknüpft iſt; und nach ſeiner Verſicherung zeigt ſich dieſer Zuſammenhang von Ideen nirgends ſtärker als beim Geſicht und Gefühl. Sobald uns ein feſter Körper ins Geſicht fällt, iſt der erſte Begriff, den er in uns erreget, weiter nichts, als eine mannichfaltige Verbindung von Licht und Schatten; aber hiedurch werden zugleich Begriffe des Gefühls erregt, nämlich von der Dichtheit, der erhabenen oder vertieften Flächen; oder der Begriff des Sehens erregt die Begriffe des Gefühls, die gewöhnlich das Sehen zu begleiten pflegen, und dies geſchieht ſo plötzlich und unmerklich, daß wir uns kaum enthalten können zu glauben, wir ſehen etwas, das wir doch wirklich aus Erinnerung voriger Empfindungen ſchließen.

Ich glaube auf dies Zeugniß ſachkundiger und achtungswerther Schriftſteller die Schlußfolge gründen zu können, daß, ſo edel der Sinn des Geſichts auch immerhin ſey, der Blinde dennoch nicht ſo unendlich viel verloren habe, nicht zu einem ſolchen Zuſtande von Kraftloſigkeit und Unwiſſenheit herabgeſunken ſey, als man es gewöhnlich glaubt. Daß ich hier nicht von

den wenigen edlen, guten und einſichtsvollen Menſchen rede, die den Blinden gehörig beurtheilen und auch zu beurtheilen im Stande ſind, verſteht ſich von ſelbſt, ſondern ich wünſche hier blos diejenigen, die den Blinden ungefähr ſo, wie der engliſche Pflanzer in Weſtindien den Neger, als eine niedrige Menſchengattung betrachten, dem die Natur ſelbſt den Stempel einer gewiſſen Schmach aufgedrückt habe, auf den Gedanken zu leiten, welche unſägliche Hülfsmittel die Natur ſelbſt dem Blinden noch dargeboten habe. Ein Mann wie Leſſing (Collectaneen 2ter Band S. 449) fällte, weil gerade die weiſeſten Menſchen auch die beſcheidenſten ſind, das ſehr richtige Urtheil, daß wir den Umfang der menſchlichen Kenntniſſe noch lange nicht kennten und noch lange nicht wüßten, wozu ein Menſch durch Fleiß und Uebung gelangen könne. Und der geheime Rath Mayer (Beſchreibung des ganzen menſchlichen Körpers ꝛc. 5ter Band S. 335) liefert die ſehr merkwürdige Beobachtung: „daß, wenn ein oder mehrere Sinne fehlen, „die übrigen um deſto genauer zu werden pflegen. So „lerne z. B. ein Blinder nach und nach beſſer hören „und fühlen — eine Anordnung in der Natur, welche „wir unſerm gütigen Schöpfer nie genug verdanken „können. — Je genauer," fährt er fort, „man die „Aufmerkſamkeit eines Sinnes auf einen Gegenſtand „richtet, um deſto weniger kann man auf die Empfin„dungen der übrigen Sinne zu gleicher Zeit aufmerkſam „ſeyn; aber je öfter eine ſolche beſondere Aufmerkſam„keit eines einzigen Sinnes wiederholt oder je mehr er „geübt wird, um deſto genauer erkennt man durch ihn,

„und um deſto richtiger ſind alle Begriffe, welche man „durch dieſe Erkenntniß erlangt.“

Vergleicht man hiermit die Meinung Leſſings am angezeigten Orte, daß ſich im Organismus einzelner Menſchen manche wichtige Ausnahmen äußern, und die des berühmten Naturforſchers Bonnet (Essai analytique sur les Facultés de l' Ame. Chap. XXV. p. 285), daß es ein großer Vortheil für einen Schriftſteller ſey, wenn ſein Gehirn die Eigenſchaft habe, eine lange Folge von Sätzen aufbewahren zu können, weil er alsdann bei der Zuſammenkettung der Ideen ungleich weiter ſehe und zugleich einen ungleich ſtärkern Eindruck davon bekomme, und daß dieſer Eindruck um ſo angenehmer ſey, weil alle Ideen alsdann unter ſich in Verbindung ſtänden; die Wirkung davon ſey um ſo harmoniſcher, weil die Behandlungsweiſe um ſo einfacher und unverändert wäre; ſo dürfte man vielleicht in mancher Hinſicht dem Blinden ſelbſt einige Vorzüge zugeſtehen müſſen, wenigſtens führt Bonnet ſelbſt auf dieſen Gedanken durch die Erzählung, wie ihn der Zufall mit der angezeigten Eigenſchaft ſeines Gehirns bekannt gemacht habe, als durch den häufigen Gebrauch der Mikroſkope bei ſeinen entomologiſchen Beobachtungen ſein Auge ſo viel gelitten hatte, daß er dem Zuſtande der Blindheit nahe war, und er deshalb, wenn er ſeine Werke vollenden wollte, ſie im Gedächtniſſe aufbewahren und ausarbeiten mußte. Dies iſt wohl bei allen Blinden der Fall, die ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäfftigen und die im Betreff dieſer Geiſtesfähigkeit unaufhörlich gewinnen, ſo lange ſie bey völliger Geſundheit und nicht

ſehr vorgerückten Jahren ſich den Wiſſenſchaften widmen. Denn die Seele des Blinden wird durch die mannichfaltigen Eindrücke des Sehens nicht zerſtreut, und deshalb bei ihren Betrachtungen nicht unterbrochen. Ich glaube mir hieraus ſelbſt erklären zu können, weshalb ich an jedem Gegenſtand nur immer einzig hange, und es mir ſehr ſchwer wird, meine Aufmerkſamkeit gleich wieder auf etwas anderes zu lenken, ſo daß ich auch durch den angenehmſten Beſuch unterbrochen, ob ich gleich dem Kommenden gern meine Freude bezeigen möchte, doch mich immer, um nicht zerſtreut zu ſeyn, einige Augenblicke ſammeln muß. Der blinde Straßenaufſeher Metcalf äußerte gegen einen Sehenden, ſeine genaue Kenntniß des Terrains ſey nichts Bewunderungswürdiges; denn die Leichtigkeit, womit der Sehende, ſo oft er wolle, jeden Gegenſtand betrachten könne, mache, daß er ſich die Vorſtellungen davon nicht ſo tief einpräge, wie der Blinde, der ſich dieſe Kenntniſſe mit größerer Mühe erwerben müſſe. Die Blinden ſcheinen mir hierdurch auf eine gewiſſe Art für die Mühſeeligkeit, womit ſie ſich Begriffe erwerben müſſen, durch die Dauerhaftigkeit entſchädigt, womit jeder ihrer Begriffe ſich beinahe unauslöſchlich erhält. Indeß iſt es nicht Spötterei, wenn ich den Wunſch äußere, daß die Anhänger der Schädellehre doch bei Betrachtung der Schädel der Blinden einige Aufmerkſamkeit auf die Prüfung verwenden möchten, ob nicht bei den mehreſten dieſer Schädel die Organe für Einbildungskraft, Aufmerkſamkeit und Gedächtniß vorzüglich ausgebildet ſind. Die Aufmerkſamkeit, womit dieſe Unglücklichen alles betrachten und erwägen

müſſen, macht zugleich, daß ſie von Gegenſtänden, die einzig in der Anſchauung liegen, nicht durchaus alle Vorſtellungen einbüßen. Wenn gleich dieſe Vorſtellung zuweilen von der Wahrheit abweicht; ſo iſt doch größtentheils die Vergleichung, welche die Einbildungskraft des Blinden auftreibt, ſo treffend, daß ſie ihn wenigſtens mit den Wirkungen und Eigenſchaften des Gegenſtandes, deſſen Anblick er entbehrt, völlig bekannt macht. So erwiederte ein Blindgeborner, den man über ſeinen Begriff von Scharlachroth fragte, daß dieſe Farbe für das Auge dasjenige ſeyn müſſe, was der Geruch ſtarker Gewürze für die Naſe, der Ton der Trompete fürs Ohr ſey. Doktor Moyes hatte für Schönheit die Vergleichung von ſanften Abhängen, ſchlängelnden Bächen und ebenen Flächen, da er hingegen die Häßlichkeit mit den Spitzen jäher Felſen, ſcharfen Zacken und unregelmäßigen Figuren verglich. Derjenige Blinde, dem noch Erinnerungen aus der Anſchauung übrig geblieben ſind, verliert ungleich weniger, weil er die neuen Begriffe den alten anzuknüpfen vermag. Sehr richtig iſt daher die Bemerkung des blinden Heilmann im zweiten Heft des ſechſten Bandes der franzöſiſchen Miszellen: daß derjenige, der vom unmittelbaren Genuß der äußern Gegenſtände entfernt ſey, um ſo mehr genöthigt werde, den Erſatz im Innern der Seele zu ſuchen, und daß die Seele des Blinden durch die den Verſtand und die Einblildungskraft entwikkelnden Arbeiten eine außerordentliche Ausdehnung und Empfänglichkeit erhalte: daß ihr eine außerordentliche Beharrlichkeit, tiefes und inneres Nachdenken eigen ſey; denn der Blinde ſucht in ſich ein inneres Licht zu entflam-

men, indem er von der Natur des äußern beraubt ward. Die ganze Schöne der Welt verhüllt ſich ihm in Nacht und Finſterniß; er muß folglich eine innere Schönheit entwickeln, wenn er ſeinem ſehenden Bruder nicht an Vollkommenheit nachſtehen will. Mit Vergnügen unterſchreibe ich dies Urtheil meines Unglücksgefährten, das für den Blinden ſo ungemein tröſtlich iſt, indem es ihn zugleich belehrt, daß ihm die Vorſehung wichtige Entſchädigung darbot, daß ſie neue Kräfte in ihm erweckt habe und es folglich auf ihn ankomme, ſich über ſein Schickſal empor zu heben. Der Sinn des Gefühls iſt den Blinden noch zum großen Erſatz des verlornen Auges übrig. Mayer bemerkt ſehr richtig (am angezeigten Orte S. 344), daß ſelbſt die Empfindungen des Geſichts über Entfernung, Lage u. d. m. durch das Gefühl aller äußern Eigenſchaften der uns umgebenden Körper berichtigt werden müſſen, denn ihre äußere Geſtalt, Weiche und Härte, Kälte und Wärme, verſchiedene Grade der Politur, ihre Schwere und Größe können nur durch das Gefühl erkannt werden, und es iſt gewiß, daß durch Uebung noch das Gefühl außerordentlich verfeinert werden kann. Freilich erklärt Kant (Anthropologie S. 48) dieſen Sinn für den gröbſten, weil die Materie feſt ſeyn muß, von deren Oberfläche und Geſtalt wir durch Berührung belehrt werden ſollen; doch erkennt er ihn auch für den wichtigſten und am ſicherſten belehrenden unter allen Sinnen, weil er der einzige Sinn der unmittelbaren Wahrnehmung iſt; er glaubt, daß wir uns ohne dieſen Sinn von keiner körperlichen Geſtalt einen wahren Begriff machen würden,

und daß er in ſeinem ganzen Umfange, um die Oberflä- che und Geſtalt der Gegenſtände durch Betaſtung zu erkennen, blos dem Menſchen eigen ſey, weil die Fühl- hörner der Inſekten nur dazu beſtimmt wären, um die Gegenwart eines Gegenſtandes, nicht aber ſeine Geſtalt zu erkennen.

Die Vorſehung, die mit unendlicher Weisheit den Menſchen für die unentbehrlichſten Sinne zwei Werkzeu- ge gab, um durch den Verluſt des einen Auges oder des Gehörs auf einem Ohre nicht gleich den ganzen Sinn einzubüßen, traf daher auch die weiſe Einrichtung, daß der Sinn des Gefühls, der im ſtrengſten Verſtande ſeinen Sitz in den Fingerſpitzen hat, dem Menſchen nur durch den Verluſt beider Hände — ein Fall, der zu den ſeltenſten gehört — oder nur mit dem Leben verloren gehen kann. Auch Metzger (Lehre von der Na- tur des Menſchen ꝛc. S. 182 — 184) hält, wenn gleich die Empfindlichkeit der Haut allen Thieren eigen iſt, das Gefühl nur für einen eigenthümlichen Sinn des Menſchen, der ihm durch ſeine organiſch gebauten Hände eigen ſey, und ſelbſt die dem Menſchen ſo ähn- lich gebaute Hand des Affen hätte bey aller Weiche der Haut nicht die nämliche Empfindlichkeit der Fingerſpiz- zen. Metzger, beſonders aber Bonnet (Essai de Psy- chologie p. 47 — 50) liefert eine ausführliche Beſchrei- bung über das Mechaniſche beim Sinn des Gefühls. Drei Häute durch ein Gewebe unzähliger Fibern von verſchiedener Art zuſammengeſetzt, umgeben, eine über der andern liegend, den menſchlichen Körper; es ſind dies die Epidermis, die netzförmige und die eigenthüm-

lich ſogenannte Haut. Die Nerven des Gefühls ſenken ſich in die Maſchen der netzförmigen Haut und ſind dort von jener dichten Bedeckung befreit, die ſie aus dem Gehirne mitbrachten; ſie erheben ſich in Form kleiner Wärzchen bis unter die Epidermis oder oberſte Haut und das malpighiſche Netz, die, indem ſie die Wärzchen bedecken, zugleich die Empfindlichkeit derſelben mäßigen. Dieſe Wärzchen bilden, unter den Fingerſpitzen, concentriſche Zirkel. Der auf ſie wirkende Eindruck theilt ſich nun den mit ihnen in Verbindung ſtehenden Nerven des Gehirns mit, ein ſtärkerer, durch die Aufmerkſamkeit der Seele veranlaßter Einfluß des Bluts erhöht ihre Empfindung, und das Fühlen wird noch genauer, da auf der entgegengeſetzten Seite der Finger, die aus einer verdickten Oberhaut beſtehenden Nägel dem Eindrucke der Körper widerſtehen. Die Muthmaßungen Bonnets, wie das verſchiedene Gefühl entſtehe, bleiben bei allem Scharfſinn dieſes berühmten Mannes nur Hypotheſen; Erfahrung aber beſtätigt ſeine Meinung, daß durch Gewohnheit und Uebung das Gefühl noch erhöht werde. Es gewährt dieſes Gefühl dem Menſchen ſinnliche Luſt, belehrt ihn von der Wärme, Kälte, Trockenheit, Feuchtigkeit, von den mancherlei Verhältniſſen der Größe, Bewegung, Ruhe, Schwere, Feſtigkeit, Flüſſigkeit und der chemiſchen und mechaniſchen Schärfe der ihn berührenden Körper, und lehrt den Blinden ſo wie das Kind, deſſen Auge dazu noch nicht geübt iſt, die Entfernung der Körper beurtheilen. Aber auſſer dieſem Gefühl in unſern Fingerſpitzen, das Sulzer und Engel eigentlich Taſten nennen, liefert die Berüh-

rung äußerer Gegenſtände auf alle Theile unſers Kör-
pers noch eine Menge von Wahrnehmungen, z. B. von der Temperatur der Luft, ihren Bewegungen und dem Widerſtande, den ſie unſerm Körper leiſtet; und um dem Menſchen dieſe Wahrnehmungen zu erleichtern, hat die gütige Hand des Schöpfers den größten Theil des menſchlichen Körpers von jener hornartigen oder haarichten Bedeckung befreit, welche die Thiere unempfindlicher gegen dieſe Wahrnehmungen macht. Jeder Menſch bemerkt daher durch ſein Gefühl die Stärke des Windes und wird durch erhöhte Reizbarkeit ungleich feinerer Perceptionen fähig. Bei dem Blinden iſt das der Fall. Die beſtändig erhöhte Aufmerkſamkeit ſeines Geiſtes, die ihm ſelbſt die Nothwendigkeit, ſich nicht zu verletzen, zur Pflicht macht, vermehrt den Umlauf ſeines Bluts, und die Schnelligkeit ſeiner Ideen. Es iſt bekannt, daß Tonkünſtler, die bey dem Spiel auf der Harmonika ihre Fingerſpitzen oft der hiebey nothwendigen Erſchütterung ausſetzten, hiedurch äußerſt reizbar, endlich nervenſchwach wurden.

Der Blinde, der ſein Gefühl unaufhörlich übt, erhöht hiedurch zugleich ſeine Reizbarkeit, ohne, wie dieſes wohl nach einer Reihe von Jahren bey den mehreſten Blinden der Fall ſeyn muß, zugleich nervenſchwach zu werden. Die Blinden fühlen es daher in der Regel an dem Einwirken der Luft auf ihren Körper, ob ſie ſich mitten auf der Straße befinden oder einer Mauer nähern, und ob irgend ein Gegenſtand in ihrer Nähe ſey; ſie bemerken daher die Bewegungen, die man in ihrer Nachbarſchaft vornimmt. Die Gewohnheit, mit Aufmerkſam

keit verbunden, erzeugt hiedurch beym Blinden ſo feine Nüancen des Gefühls, als der Sehende auf den erſten Anblick kaum glaublich finden dürfte. Zur Erläuterung hier eine naturgeſchichtliche Bemerkung, die jedem Blinden von ſelbſt einleuchten wird.

Bekannt iſt der grauſame Verſuch mit den Fledermäuſen, die Spalanzani und mehrere von ihm aufgeforderte Naturforſcher (Greens Journal der Phyſik Th. 1. S. 399 — 443) der Augen beraubt hatten, und bey denen man, da ſie demungeachtet weder an die Wand noch an aufgehängte Stäbe ſtießen, einen beſondern Sinn beweiſen wollte. Die Gewohnheit der Fledermäuſe, im Dunkeln zu fliegen, kann dieſe Fähigkeit nicht durch Uebung erzeugt haben; denn bekanntlich fliegt die Fledermaus nur in der Dämmerung, wo ihr das Auge noch immer Dienſte leiſtet; nie aber in der völligen Dunkelheit, weil ſie vielmehr, ſobald dieſe einbricht, ſich, um ihren Feinden, den Eulen, zu entgehen, ſchnell in ihre Schlupfwinkel verbirgt, ſondern außer dem wichtigen Einfluß, den nach den Bemerkungen Jurins (Greens Annalen der Phyſik Th. 3. S. 461 — 464) das Gehör auf die Bewegungen der Fledermaus hat, ſcheint es noch beſonders bemerkungswerth, daß im Verhältniß zu ihrem Körper die Fledermaus wohl unter allen Thieren den Einwirkungen der Luft die größte und empfindlichſte Fläche darbietet; denn ihre Flügel haben wohl zehnmahl die Größe ihres Körpers, ſind von allem Fette entblößt und mit einer Menge von Nerven durchwebt. Sie müſſen dieſe Flügel, um den Körper in der Luft zu erhalten, mit großer Geſchwindigkeit bewegen, und es wirkt alſo verhältnißmäßig die Luft, die Temperatur und

Ausdünſtung der benachbarten Gegenſtände auf ſie beträchtlicher als auf jedes andere Thier, und ſie haben wahrſcheinlich durch dieſe Einwirkung der Luft jene Schnelligkeit der Wahrnehmungen aller Gegenſtände, ohne ſolche durch das Geſicht zu bemerken, mit dem Blinden gemein. Schon der Sehende würde, wenn er ſich ſelbſt genau beobachten wollte, hierüber ſo manche Wahrnehmung machen, wie das Beyſpiel des nachher blind gewordenen Kerſtings beweiſt, der in der Jugend da er noch ſein völliges Geſicht hatte, oft durch einen dunkeln Gang gehen mußte, wobei er noch aus Furcht die Augen ſchloß. Er fühlte, ſo oft er ſich darin einem harten Gegenſtande näherte, eine gewiſſe Wärme; dies bewegte ihn, Verſuche anzuſtellen. Er ſchloß die Augen feſt zu und brachte es in dieſem Zuſtande ſo weit, daß er, indem er immer die Wärme beobachtete, ſich nie an einen Gegenſtand ſtieß, ſo daß er nachher auch als Blinder ohne Gefahr umhergehen konnte.

Gewohnheit, Uebung und Aufmerkſamkeit haben bei mehreren Blinden ähnliche Fähigkeiten erweckt. Auch Viehweger fühlt durch den Druck der Luft die Nachbarſchaft jedes großen Gegenſtandes, und das Nämliche iſt zum Theil bei mir ſelbſt der Fall. Saunderſon fühlte hierdurch, wenn er in einem Garten ging, die Nachbarſchaft der Bäume, er bemerkte jede Veränderung in der Atmoſphäre, z. B. wenn eine Wolke die Sonne bedeckte. Aehnliche Empfindungen belehren auch mich, und zugleich mit dem Gefühl entſteht bei mir der Gedanke an die Urſache meiner Empfindung.

Wie ſchnell beim Gefühl ſich Nebenbegriffe und Schlußfolgen entwickeln, davon liefert auch Camerarius ein Beiſpiel durch die Erzählung: daß ein blinder, aber wohlhabender Geiſtlicher von einem Armenhausvater als Schwiegerſohn willig angenommen wurde; da dieſer aber mehrere Töchter hatte, bat ſich der blinde Freier die Erlaubniß aus, ihre Hände betaſten und ſich hiernach ſeine Braut auswählen zu dürfen. Dies wurde ihm geſtattet, und er traf hiedurch gerade diejenige, die am wohlgebildetſten war, wahrſcheinlich weil die kleine gutgebildete Hand, ihre Weiche und die Feinheit der Haut ihm ſehr richtig eine Schlußfolge auf die Schönheit der übrigen Bildung geſtattete. Hat der Blinde einmal gewiſſe Schlußfolgen aus ſeinem Gefühl gezogen, ſie bewährt gefunden und durch Gewohnheit ſich alltäglich gemacht, ſo handelt er, ohne mehr daran zu denken, durch ein gewiſſes dunkles Gefühl geleitet und kommt alsdann hiedurch dem Sehenden beinahe völlig gleich. So bin ich in meinem Hauſe überall ungezwungen zu gehen und, was ich bedarf, aufzufinden im Stande. Viehweger geht ungehindert in ſeiner Vaterſtadt Mohrungen umher, holt aus ſeinem vor der Stadt liegenden Garten und der Scheune, was er bedarf. Harsdörfer erzählte: daß ein Blinder zu Nürnberg, der nicht einmal dort geboren war, den ankommenden Fremden die Gaſthöfe anzeigte; und Andreas Panormitanus: daß ein Blinder zu Agrigent in Sizilien dem Könige häufig auf der Jagd den Weg zeigte und ſelbſt den Aufenthalt des Wildes anzugeben wußte, wahrſcheinlich, weil er in frühern Zeiten, da er noch ſehen konnte, ſich die Kenntniß hievon erworben und ſeinem

Gedächtniß lebhaft eingedrückt hatte. So bin ich meinem Begleiter jederzeit den kürzeſten Weg, beinahe nach jedem Punkte in Königsberg, ja bei ſehr vielen Häuſern noch das Eigenthümliche ihrer Bauart, ſelbſt die Farbe, welche ſie vor ohngefähr 30 Jahren hatten, anzugeben im Stande. So lebhaft bleiben, wie ich glaube, weil keine neuen Eindrücke dazu kommen, die dem Blinden aus der Anſchauung noch übrigen Begriffe und Erinnerungen erhalten, und dienen ihm zugleich zur Erläuterung und Erwerbung neuer Begriffe und Wahrnehmungen. Vorzüglich iſt ihm auch ſein Gehör hiezu behülflich; denn ſchon die angeführte größere Empfänglichkeit des Blinden gegen die Einwirkungen der Luft muß zugleich auf die Vervollkommnung ſeines Gehörs wirken, das bekanntlich blos durch die Eindrücke entſteht, welche die bewegte Luft auf die Werkzeuge des Gehörs macht. Wie eigenthümlich ein gewiſſer Ton nur gewiſſe Stellen, ſelbſt des Körpers, der ihn hervorbringt, erſchüttere, haben Chladnis Verſuche bewieſen; und bei der Menge von Nerven, die den Gehörwerkzeugen eigen ſind, und ihrer beim Blinden erhöhten Reizbarkeit, die aus den beim Gefühl angezeigten Gründen entſpringt, läßt ſich auch leicht erklären, wie das Gehör des Blinden durch beſtändige Uebung zur Vollkommenheit gelange. So wie das Gehör eines Muſikliebhabers, der durch beſtändige Aufmerkſamkeit kleine Abſtufungen und Verſchiedenheiten der Töne entdeckt, welche andern gewöhnlich unbemerkt bleiben. Beiſpiele von dieſem verfeinerten Gehör des Blinden liefern Blacklock, der das Steigen der Töne auch in Abſicht der geringſten Veränderung beim Geſange der Vögel, welche

andere Menſchen beinahe gar nicht empfanden, bemerkte. Saunderſon, der nach dem Schalle die Entfernung beurtheilte, entdeckte auch ſogleich die Verſchiedenheit vom Fünftheil eines Tones, und die blinde Salignac dictirte, wenn ſie eine Melodie ſingen hörte, ſogleich jede Note. Deshalb ſind vielleicht auch ſo viele Blinde wegen ihres verfeinerten Gehörs auf die Muſik gefallen, haben ſich darin nicht gemeine Fertigkeiten erworben und manche darunter ſelbſt als berühmte Tonkünſtler ſich ausgezeichnet.

Die Fertigkeit des Blinden, gleich auf jeden Ton Rückſicht zu nehmen, wird durch Uebung und Gewohnheit außerordentlich erhöht; und Chriſtoph Hartknoch, der nicht zu den leichtgläubigen Menſchen gehört, ſo wie Linemann, ein Zeitgenoſſe Hulderich Schönbergers, erzählen: daß letzterer hier zu Königsberg öffentlich nach dem Ziele ſchoß. Ein Sehender klopfte nämlich auf die Scheibe, begab ſich hierauf hinweg, und der blinde Schönberger, der indeß nach dem gehörten Klopfen ſein Gewehr gerichtet hatte, traf nun durch den Schuß die ihm durchs Klopfen bemerkbar gemachte Scheibe; auch nahm er, nachdem er zuvor ein Paar Würfe gehört hatte, am Kegelſpiel zuweilen Antheil und übertraf durch die Geſchicklichkeit im Werfen viele Sehende.

Es kommt bei der Vervollkommnung des Gehörs der Blinden noch hinzu, daß der Sehende gewöhnlich, wenn er den Ton hört, ſogleich auch die Urſache entdeckt, die ihn veranlaßt; der Blinde aber wird durch jeden Ton ſo lange überraſcht und erſchreckt, bis er die Fertigkeit erhält, in dem Augenblicke, da er einen Ton hört, ſich auch die Urſache, die ihn veranlaßt, zu denken, weil Täuſchung dabei

oft für ihn unangenehme Folgen hat, ihn oft ängſtigt, oder wohl gar dem Gelächter preis giebt: ſo muß er mit der größten Aufmerkſamkeit jeden Ton und die Veranlaſſung dazu, oder die Beziehung, die er auf ihn haben könnte, ſeinem Gedächtniſſe einprägen. Dies macht bald das Gehör zu einem ſehr wichtigen Hülfsmittel für den Blinden, und dies Nämliche gilt im Betreff des Geruchs. Beim Sehenden kommt es nur darauf an, den angenehmen Geruch zu genießen, den unangenehmen zu vermeiden; der Blinde aber muß, ſo wie beim Schall, ſich mit den Urſachen, die jeden Geruch veranlaſſen, bekannt machen, und beſtändige Beobachtung und Uebung erwirbt ihm hierin eine ganz eigne Fertigkeit. Ueberhaupt iſt der ganze menſchliche Körper und auch jeder Sinn einer Vervollkommnung fähig, die aus Mangel an Uebung unterbleibt. So erzählt uns z. B. Cäſar (de bello gallico L. 4. und 6.), daß Gallier und Deutſche von gleichem Urſprunge, im Betreff ihrer Körperkraft aber höchſt verſchieden wären, ſo daß die Deutſchen, weil ſie ihre Kräfte unaufhörlich übten, den Galliern höchſt überlegen und furchtbar wurden. Ein außerordentliches Beiſpiel, wie durch Nichtübung die menſchlichen Kräfte ſinken, ſehen wir an den Wilden in Chili, die bei Ankunft der Europäer eine außerordentliche Fertigkeit im Laufen und Springen hatten. Sie verloren dieſe, als die europäiſchen Pferde in Chili ſich vermehrten und die Wilden ſich nun ihrer beſtändig bedienten, ſo daß ſie nach der Verſicherung Freziers (Reiſe nach der Südſee Kap. X.) jetzt ohne völlige Ermüdung keine 2000 Schritte zu gehen im Stande ſind. Auf der andern Seite ſehen wir wieder, wie Leute, die ſich unter uns

mit gymnaſtiſchen Uebungen beſchäfftigen, eine ungeheure Körperſtärke erhalten; und das wilde Mädchen, das im Jahr 1731 bei Chalons gefunden wurde (Hist. d'une jeune fille sauvage à Paris 1755), hatte, weil Noth ihre Lehrmeiſterin geworden war, eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Klettern, Springen und Untertauchen, die nach dem Zeugniß der Reiſebeſchreiber auch beinahe allen Wilden eigen iſt. Dieſe Wilden ſind uns auch im Betreff ihrer Sinne weit überlegen, die wir, weil uns keine Noth dazu zwingt, zum Theil vernachläßigen. Die Schärfe ihres Geruchs iſt außerordentlich. Diereville (Reiſe nach Port Royal. Sammlung neuer Reiſen 3ter Bd. S. 241) war zugegen, als ein Wilder einen Bären, da der Wind aus der Gegend kam, in der Entfernung von beinahe einer Viertelmeile witterte. Ueberhaupt aber iſt der Geruch ein vom Menſchen ſehr vernachläßigter Sinn, eine Bemerkung, die der berühmte Linné bei der Gelegenheit macht, da er die Weisheit des Schöpfers preiſt, der bei den Thieren, damit ſie jedes ſchädliche Nahrungsmittel vor dem Genuß entdecken können, die Werkzeuge des Geruchs über den Mund geſetzt habe. Der Blinde, den nicht, wie beim Sehenden, ſogleich das Auge belehrt, vervollkommnet bald wieder durch Uebung ſeinen Geruch. Ohne zu fragen, erkenne ich dadurch jede mir vorgeſetzte Speiſe; eine Menge von Spezereien und Kräutern bin ich, ſobald ich nur an einen Ort komme, wo ſie aufbehalten werden, ſogleich durch den Geruch anzugeben im Stande; und jeder Blinde, der ſich einmal von den Urſachen, die jeden Geruch veranlaſſen, beſtimm-

te Begriffe verſchafft hat, unterſcheidet z. B. verſchiedene Bäume durch den Geruch ihrer Blätter oder Rinde, und die mehreſten Holzgattungen durch ihren ſpecifiken Geruch; und wenn ich gleich das Fühlen der Farben bezweifle, ſo glaube ich doch, daß manche Farbe durch ihren eigenthümlichen Geruch beſtimmt und leicht zu erkennen ſey, wovon ſich jeder Sehende, wie z. B. beim Operment oder Rauſchgelb ſogleich überzeugen kann; und viele Gegenſtände haben, wie z. B. das rohe Opium und der Safran, einen ſo eigenthümlichen Geruch, daß ſie wohl mit keinem andern Gegenſtande verwechſelt werden können. Sobald auch in allen dieſen Dingen eine beträchtliche Fertigkeit erlangt iſt, erſetzen dieſe beiden Sinne, Gehör nnd Geruch, in vieler Hinſicht das Geſicht. Wer manche hiebey erlangte Fertigkeit des Blinden, wie dies wohl zuweilen der Fall iſt, für Selbſttäuſchung oder Charlatanerie hält, der prüfe, doch mit Schonung, damit die Prüfnng nicht Kränkung werde, und er wird wahrſcheinlich die Ueberzeugung erhalten, daß in der Organiſation des Menſchen außerordentliche Verſchiedenheiten ſtatt finden, und daß, bei dem Verluſte eines Sinnes, ein anderer Sinn Ideen erregen könne, die eigentlich nur Vorwurf des verlornen Sinnes ſind, oder daß ein Sinn den andern zuweilen reichlich erſetze, und daß Gewohnheit bei lebhaften Eindrücken der Phantaſie dem Blinden eine gewiſſe Fertigkeit verſchaffe, ohne daß dazu alsdann noch ein beſonderes Nachdenken erforderlich iſt.

Der unbefangene, vorurtheilsfreie Beobachter, der das hier Zuſammengeſtellte und die Stärke des Gedächt-

niſſes, die der Blinde durch die Uebung erlangt, indem er dem Gedächtniß unaufhörlich neue Begriffe aufzubewahren giebt, und ſelbſt die Uebung der Urtheilskraft durch das unaufhörliche Streben nach beſtimmten Begriffen und durch die Vergleichung und Anwendung derſelben in einige Erwägung zieht, wird vielleicht die Schlußfolge nicht übertrieben oder einſeitig finden: daß, wenn gleich der Verluſt des Geſichts ein außerordentliches Uebel bleibt und unſäglichen Nachtheil zur Folge hat, die Vorſehung dennoch jedem Blinden, der ſeine Kräfte üben will, außerordentliche Hülfsmittel gab, um den erlittenen Verluſt, wenn nicht ganz, ſo doch groſſentheils zu erſetzen. Der Blinde kann hieraus Troſt ſchöpfen und in dem Entſchluſſe, ſeine noch übrigen ſchlummernden Kräfte zu wecken, befeſtigt werden; und der Sehende würde hiezu viel beitragen, wenn er, ſtatt, wie es nicht ſelten der Fall iſt, ſelbſt den kultivirten Blinden durch Mißtrauen oder Geringſchätzung zurück zu ſtoßen, zuvor erſt genau erwägen wollte, in wiefern in Bezug auf den einzelnen Blinden, den er oft höchſt ſchmerzhaft kränkt, ſein Urtheil gerecht ſey.

Ich liefere jetzt zu dem, was ich in dieſem Abſchnitte aufgeſtellt habe und wozu die angeführten Lebensumſtände merkwürdiger Blinden als Beweis dienen, die Nutzanwendung, nämlich, wie der Blinde durch Erziehung und beſtändige Uebung ſich die Fertigkeit erwerben ſoll, die ihm den Verluſt des Geſichts erſetzen und ihn ſo glücklich machen kann, kein ganz entbehrliches oder unnützes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden oder zu bleiben.

Vierter Abſchnitt.

Ueber die Erziehungsanſtalt für Blinde zu Paris; verſchiedene Eintheilung der Blinden in Hinſicht auf Erziehung, und über den Charakter, die Eigenthümlichkeiten, die Vortheile und Nachtheile der Blinden.

Unſtreitig würde jeder Blinde, der jetzt, wie ich dies auch aus Erfahrung weiß, oft mit außerordentlicher Mühe und Anſtrengung ſich einige Fertigkeit erwirbt, um hiedurch den Mangel des Geſichts zum Theil zu erſetzen, dies Ziel, beſonders wenn er in den frühern Jahren erblindete, durch eine zweckmäßige Erziehung ungleich ſchneller und vollkommener erreichen, und mancher Blinde, der jetzt ein Pflanzenleben führt, würde, zweckmäßig geleitet, und mit Muth und Hoffnung erfüllt, nicht ganz unthätig geblieben ſeyn und ſich wenigſtens mit irgend einer Handarbeit beſchäfftigt haben. Verſchiedene Menſchenfreunde machten über die Erziehung der Blinden ſchon einige Verſuche.

In Jöchers Gelehrten-Lexicon unter dem Artikel Johann Bernouilli iſt die Nachricht enthalten, daß dieſer berühmte Mathematiker ſchon im ſiebzehnten Jahrhunderte zu Genf den Verſuch machte, einen Blinden ſchreiben zu lehren. Der um die Erziehung der Taubſtummen ſo un-

endlich verdiente Abbe' de l'Epée machte auch einige Verſuche zur Erziehung von Blinden; vorzüglich aber widmete ſich dieſem Geſchäffte Herr Valentin Hauy, königlicher Dollmetſcher bey der Admiralität von Frankreich und dem Pariſer Stadtrathe, und Mitglied der Akademie der Inſchriften und Auslegung alter Denkmäler. Er bemerkte (Hiſtoriſche Nachricht von dem Unterrichte der Taubſtummen und Blinden ꝛc. S. 142—146) im Jahr 1784 auf einem Spaziergange eine Menge Volks, die durch ein, aber ſehr ſchlecht exekutirtes Conzert, das einige Blinde aufführten, unterhalten wurde, oder wie der Verfaſſer des Werkes über Paris, wie es war und wie es iſt, im 2ten Theil, im 40ſten Briefe ausführlicher beſchreibt: Hauy ſah, im September 1771, 10 blinde Bettler, die täglich an einem öffentlichen Orte, aber höchſt erbärmlich muſicirten, und, um dennoch Zuhörer anzulocken, ſich ſelbſt durch einen Aufzug ſchändeten, der ſie dem Geſpötte Preis gab. Der eine unter ihnen, als Midas mit langen Ohren und einem Pfauenſchweif auf dem Rücken, ſang. Die übrigen accompagnirten, äußerſt grotesk gekleidet, mit hohen ſpitzen Mützen auf dem Kopf und großen Brillen von Pappe ohne Gläſer auf der Naſe, und die Noten, welche vor ihnen lagen, ſollten noch das Lächerliche mehren. Bey dieſem Anblick erwachte der Unwille des edlen Hauy, der bei ſeiner Durchreiſe durch Königsberg erzählte: daß ein Caffetier, um ſich einigen Abſatz zu ſchaffen, dieſe Blinden zuſammen geſucht, die empörende Poſſe veranſtaltet und zu dieſem Conzerte durch eine beſondere Bekanntmachung eingeladen habe. Ja Hauy wies auch ſogar einen Kupferſtich

vor, unter dem noch Verſe zur Verſpottung dieſer Blinden geſetzt waren. Allein er folgerte, indem er dieſen Menſchen voll Mitleid betrachtete, daß ſie, die das ihnen gegebene Geld durchs Gefühl erkannten und gehörig beurtheilten, auch die Kenntniß der Buchſtaben und durch dieſe manche wiſſenſchaftliche Kenntniß erlangen würden, wenn man ihnen die erſtern fühlbar machen könnte. Eilf Jahre lang brütete er über dieſem Gedanken und brachte ihn endlich 1784 zur Ausführung. Nach einer andern Erzählung (Franzöſiſche Miszellen S. 121 — 128) wurde er durch die Betrachtung des Inſtituts für Taubſtumme ein ähnliches Inſtitut für Blinde zu errichten bewegt, in dieſem Gedanken von dem edlen Abbe' de l'Epée befeſtigt und durch ihn auch bey der Ausführung unterſtützt. Jetzt führte der Zufall manche Umſtände hinzu, die den wohlwollenden menſchenfreundlichen Mann näher beſtimmten. Ein blinder Knabe beſuchte zugleich mit ſeinem ſehenden Bruder die Schule, bat letztern, damit er ſich auch unterrichten könnte, ihm die Schulbücher vorzuleſen, wozu aber der Sehende, den dies an ſeinen Spielen behinderte, ſich nicht verſtehen wollte. Um dieſe Zeit kam Fräulein Thereſe Paradies, die im zweiten Jahre blind geworden war, aus Wien nach Paris und ließ ſich in den geiſtlichen Conzerten, die man damals in der Faſtenzeit gab, mit ausgezeichnetem Beyfall hören. Herr Hauy bemerkte bei ihr verſchiedene Geräthſchaften für Blinde, als Landcharten und eine Taſchendruckerei, vermittelſt deren ſie mit dem Bergrath von Kempelen und dem blinden Weiſſenburg zu Mannheim korreſpondirte.

Ueberzeugt von der Ausführbarkeit ſeiner Ideen ſuchte Hauy einen Schüler. Der erſte war der unter den merkwürdigen Blinden angeführte Franz le Sueur, dem ſein Alter von achtzehn Jahren und ſeine Armuth, die ihn Almoſen zu ſuchen zwang, ſelbſt beim Unterrichte hinderlich wurden. Doch die erſte Prüfung des le Sueur und eine Rede, die Hauy in der Akademie der Wiſſenſchaften über die Methode beim Unterricht der Blinden vorlas, machten die Theilnahme des damaligen Polizeilieutenants und Präſidenten der Akademie, des Herrn le Noir, in ſo hohem Grade rege, daß die Miniſter Breteuil und Vergennes den le Sueur in ihrer Gegenwart prüfen ließen und ihn durch Geſchenke aufmunterten. Es hate ſich damals zu Paris aus edlen und wohlhabenden Menſchen die Geſellſchaft der Philanthropiſten gebildet, deren Zweck geräuſchloſe Wohlthätigkeit war. Sie ſetzten für zwölf Blinde 144 Livres monatlich aus und hierdurch ſtieg die Zahl der Schüler Hauys auf 14. Man glaubte anfänglich, daß nur einige Blinde durch die Feinheit des Gefühls für den Unterricht empfänglich ſeyn würden; allein es blieben nur drei und zwar gerade diejenigen Schüler zurück, die noch einigen Schimmer hatten. Die Akademie der Wiſſenſchaften ſtellte Herrn Hauy im Jahr 1785 ein höchſt vortheilhaftes Zeugniß aus, und jetzt liefen von allen Seiten wohlthätige Beiträge ein. Die königliche Kapelle gab ein Concert zum Beſten der Blinden, die nun in der Straße Notre Dame des Victoires ein eigenes Gebäude mit der Aufſchrift: Zum Beſten der lei-

denden Menſchheit, erhielten; und die Anſtalt wurde auch von der Regierung lebhaft unterſtützt.

Campe, der bei ſeiner erſten Reiſe nach Paris Hauys Anſtalt mit Wohlgefallen betrachtete, erzählt uns, was in ihr geleiſtet und wie ſie zerſtört wurde. (Neue Sammlung merkwürdiger Reiſebeſchreibungen für die Jugend, von Campe, 5r Th. S. 228 — 240) Er traf bei ſeinem erſten Beſuche einen blinden Jüngling, der ſehende Kinder im Leſen unterrichtete. Er bediente ſich dabei ſelbſt eines Buchs, deſſen Buchſtaben, ſo wie unſere Viſitenkarten, äußerſt vertieft und auf der andern Seite erhaben gedruckt waren; zwei Blätter waren jederzeit auf den Seiten, wo ſich die Vertiefungen befanden, zuſammengeleimt und auf den andern Seiten waren folglich die erhabenen Buchſtaben fühlbar. Herr Hauy ließ auf dieſe Art verſchiedene Werke zum Beſten der Blinden drucken, die folglich durchs Gefühl leſen lernten. Sie wurden in der Muſik, indem man ihnen gedruckte Noten vorlegte, unterrichtet. Sie lernten dieſe Bücher und dieſe Noten ſetzen und drucken; ſie druckten auch gewöhnliche Bücher, beſonders aber ſolche Artikel, wovon die Schriften ſtehen blieben, wie Frachtbriefe, Päſſe u. d. m. Sie rechneten vermittelſt Tafeln, worin die Zahlen, die den Buchdrucker-Buchſtaben ähnlich waren, in gerade unter einander ſtehende Löcher geſteckt wurden. Sie bekamen Kenntniſſe der Geographie, vermittelſt Landcharten, auf denen Grenzen, Flüſſe, Gebirge und Städte durch erhabene Linien und Punkte kenntlich waren. Sie erhielten nach Verſchiedenheit des Geſchlechts Kenntniſſe in mancherlei Handarbeiten, wie

Stricken, Spinnen, Schnurmacherarbeit; ſie verfertigten Bänder und flochten Stroh und Rohr. Gewöhnlich wurden ihnen dieſe Arbeiten für die beſtimmten Preiſe am Schluſſe jeder Prüfung von den Zuſchauern abgekauft; und dieſes, ſo wie die Wohlthaten von Privatperſonen und die der Regierung unterhielten die Anſtalt. So entſprang 1791 das National-Inſtitut induſtriöſer Blinden; die mehreſten Jünglinge waren die Söhne von Handwerkern, nur wenige darunter von Künſtlern oder Gelehrten. Hauy nahm hierauf bey ſeinem Plane Rückſicht, und der Unterricht zerfiel hierdurch in 4 Zweige.

1) Handarbeit; nämlich Spinnen, Knütteln, Seildrehen, Bänder oder Franzen machen und Arbeit in Papp. Die Arbeit wurde durch eigene Aufſeher beſtimmt, die aber auch darauf vorzüglich Rückſicht nehmen mußten, daß die Arbeit der Blinden nicht zu ſchwer oder wohl gar drückend wurde.

2) Wiſſenſchaftliche Erziehung, nämlich Unterricht im Leſen, Schreiben, der Rechenkunſt, Geometrie, Geographie, Litteratur, Geſchichte, den auswärtigen Sprachen, in Künſten und Wiſſenſchaften.

3) Im Buchdrucken, und der Verfaſſer des Werks über Paris, wie es war und wie es iſt, ſah von ihnen einen Katechismus, eine Grammatik und viele Muſikalien halb erhaben, folglich durchs Gefühl für den Blinden lesbar gedruckt.

4) In der Vokal- Inſtrumental-Muſik und in der Kompoſition. Viele Mitglieder der vormaligen Akademie, nämlich Desmarets, Rochefoucauld, Condorcet u. a. m.

gaben Herrn Hauy die vortheilhafteſten Zeugniſſe, und drei der berühmteſten Buchdrucker zu Paris beſcheinigten die Fertigkeit der Blinden im Buchdrucken; Hauy aber ſchrieb über ſeine Unterrichtsmethode ein Werk unter dem Titel: Eſſai sur l'Education des Aveugles par Valentin Hauy, auteur de la manière de les instruire. Die Anſtalt wurde unter allen Stürmen der Revolution ſelbſt von Robespierre unterſtützt. Hauy bewirkte ein Geſetz, daß, bei allen Stellen im Inſtitute für Blinde, bei gleichen Fähigkeiten der Blinde dem Sehenden vorgezogen werden ſollte, und gemäß dem Geſetz vom Julius 1796 ſollten mehrere Inſtitute in den angeſehenſten Städten Frankreichs zur Erziehung blinder Kinder errichtet werden.

Allein wer hat nicht ſeine Feinde und Gegner? Auch Hauy hatte die ſeinigen und wurde von ihnen der Charlatanerie beſchuldigt. Ueberdem ſcheint es im Geiſte unſers Zeitalters zu liegen, die Menſchen blos wohlfeiler und einträglicher für den Staat zu machen: und deshalb wurde im Oktober 1805 der durch Männer, die in dieſem Geiſte dachten, entworfene Plan genehmigt, die Blinden vortheilhafter in den Tuch- und Tabaksmanufakturen zu beſchäftigen. Sie wurden darin zur maſchinenmäßigen Arbeit untergebracht; für ihre Geiſteskultur, die Milderung ihres unglücklichen Schickſals, wurde nichts weiter gethan, und der auf Koſten ihrer Wohlthäter für ſie zum Unterricht angeſchaffte Apparat wurde verkauft. Die franzöſiſchen Miszellen, dritter Band, S. 129 ff. geben uns über die Schickſale Hauys und ſeines Inſtituts nähern Aufſchluß.

Nach einem 12jährigen Studium gab der edle, menſchenfreundliche Hauy ſeine Abhandlung über den Unterricht der Blinden heraus, nnd das Aufſehen, das ſie erregte, und der allgemeine Beifall verſchafften ihm auch die Unterſtützung der Regierung, und die Anſtalt für arme Blinde wurde gemäß ihrer Verfügung mit der Anſtalt für Taubſtumme unter einem gemeinſchaftlichen Vorſteher, welches damals Sikard war, verbunden. Hauy rechnete auf Sikards Freundſchaft, denn er hatte letzterm, der ohne alle Verbindung von Bomedeaux nach Paris kam, mit empor geholfen, ihn zur Schreckenszeit gegen die Wuth der Septembriſirer beſchirmt, und als deshalb Sikard die Ober-Direktion beider Inſtitute ſuchte, war ihm Hauy dabei nicht im geringſten entgegen. Sikard blieb, bei allem Edelmuth und aller Herzensgüte, römiſcher Prieſter im ſtrengſten Sinne des Worts, und obgleich Hauy ſeinen Glauben durch die Liebe thätig bewieſen hatte, ſo blieb doch deſſen Anhänglichkeit für den Gottesdienſt der Theo-Philanthropen dem erzkatholiſchen Sikard ein Greuel, der die Rückkehr der Prieſter, die man beinahe durchgängig haßte, als unvermeidlich betrachtete, und nur dieſe als Lehrer in ſein Inſtitut aufnehmen wollte, um durch ſie ſeine Religionsmeinungen darin allgemein machen zu können. Unter dem Vorwande, keine Verehlichten im Inſtitute dulden zu können, wurden Hauys Mitarbeiter daraus verdrängt, der endlich, da die Uneinigkeit immer höher ſtieg, völlig vom Inſtitute zurück trat, und von der Regierung eine Penſion von 2000 Livres erhielt. Die gute Sache gewann, weil Hauy, nicht auf die we-

nigen Mittel, die er im öffentlichen Inſtitute hatte, beſchränkt, jetzt unabhängig zum Beſten der Blinden ſeine Beobachtungen und Erfahrungen in Ausübung brachte. Allein ſeine Neider und Gegner blieben, ſo wie Sikard, nicht ganz unthätig. Sie behaupteten: der Blinde ſey allein nur bildungsfähig für die Tonkunſt, wozu doch nur wenige ein Talent hätten, und ſie könnten deshalb nur zu den einfachſten mechaniſchen Arbeiten gebraucht werden. Ihnen widerſprach Haüys Erklärung: daß es nur wenige Künſte und Wiſſenſchaften gäbe, worin es der Blinde nicht weit bringen könnte, und er führte den redendſten Beweis durch dasjenige, was er in ſeinem Privatinſtitute beym Unterricht der Blinden leiſtete. Jetzt errötheten ſeine Gegner nicht, die Schädlichkeit dieſes Unterrichts für die Blinden ſelbſt und für den Staat zu behaupten. Sie ſuchten deshalb den moraliſchen Charakter der Blinden verdächtig zu machen, die ihrer Meinung zufolge blos durch einfache und mechaniſche Beſchäfftigungen dem Müſſiggange entzogen, hierdurch ihren Lebensunterhalt zu erwerben und in den Stand geſetzt werden müßten, der bürgerlichen Geſellſchaft nicht läſtig zu fallen, und dieſe Behauptung wurde für die Blinden vom nachtheiligſten Einfluß.

Denn es beſtand ſchon längſt eine Anſtalt für Blinde zu Paris (Reiſe nach Paris im Auguſt und September 1798 ꝛc. aus italieniſcher Handſchrift S. 250), die man Aux aveugles, oder auch, weil 300 Menſchen darin aufgenommen wurden, les quinze vingt nannte. In dieſe Anſtalt wurden nun Haüys Zöglinge aus dem Sikardſchen Juſtitut gebracht, um bei einer

dort angelegten Wollenmanufaktur und Tabaksfabrik zu arbeiten. Die Anſtalt ſelbſt hatte ſchon Ludwig IX. geſtiftet, und ſie hatte viel durch das, was Hauy für die Blinden leiſtete, gewonnen. Auch hier wurde auf die nämliche Weiſe gedruckt, gelernt und gearbeitet; aber weil die Regierung alle milden Stiftungen einzog, befanden ſich hier im Jahr 1798 nur noch ohngefähr 50 Blinde, die aber ihren Unterhalt nur höchſt kümmerlich erwarben. Ihre Zahl aber hatte ſich wieder vermehrt, da man auch den aus Egypten zurückgekehrten franzöſiſchen Soldaten ein Unterkommen darin anwies. Campe (am angezeigten Orte) erzählt, daß Hauy auf eigene Koſten eine Erziehungsanſtalt für Blinde wieder angelegt habe, aber damals nur vier Zöglinge hatte, daß er den Wunſch hegte, daß ähnliche Inſtitute auch in andern Staaten angelegt würden, wozu er, frei von Eigennutz, ſeinen Beiſtand zur Ausbildung der Lehrer anbot.

Meyer, in ſeinen Briefen über Paris, ertheilt die Nachricht: Hauys Anſtalt ſey mit der Aux aveugles verbunden worden, beide aber, von der Regierung wenig unterſtützt, in einem ſchmachtenden Zuſtande geweſen; und wahrſcheinlich hat erſt wieder die Rückkehr ſo vieler in Egypten erblindeten Franzoſen neue Theilnahme für dieſe Unglücklichen erweckt; denn die Hamburger Addreß-Comtoir-Nachrichten, 53. Stück d. 9ten July 1804. S. 418 enthalten die Nachrichten, daß ſich im Hoſpital aux quinze vingt wieder gegen 600 Blinde befinden und daß ſie wieder auf mancherlei Weiſe beſchäfftigt oder zerſtreut wurden; daß ſie aber in Betreff der Arbeiten und Kenntniſſe von Zöglingen des Lyce-

ums oder Inſtituts für Blinde des Herrn Hauy übertroffen würden. Der Verfaſſer der hier mitgetheilten Nachricht wohnte wieder einer Prüfung bei, und was er davon berichtet, beweiſt, daß Hauys Anſtalt wieder in völligem Flor war. Auch die Nachricht in öffentlichen Blättern von einem Journal für Blinde, welches in dieſer Anſtalt erſcheinen ſoll, iſt davon ein neuer Beweis. Die franzöſiſchen Miszellen, dritter und ſechster Band, am angezeigten Ort, machen uns wieder mit dem Flor von Hauys Privatinſtitut bekannt, welches Zöglinge aus den entfernteſten Ländern, ſelbſt aus Amerika erhielt, und der einſichtsvolle Blinde, Profeſſor Heilmann, der nach einer zwanzigjährigen Blindheit noch ein Zögling dieſes Inſtituts wurde, erlernte in ſehr kurzer Zeit ſchreiben, leſen, rechnen und Topographie, verſichert auch zugleich, daß ſeine zuvor erworbenen Kenntniſſe durch Methode mehr Gründlichkeit und Feſtigkeit erhalten hätten. Die Erzählungen von den Prüfungen bleiben ſich gleich, und das Lyceum für Blinde hat jetzt wieder ſo viel Aufmerkſamkeit erhalten, daß Kaiſer Alexander I. dem General Kitrof den Auftrag gemacht hat, die Organiſation dieſer Stiftung zu unterſuchen und von den Unterrichtsmitteln Modelle in ruſſiſcher Sprache verfertigen zu laſſen, welches ſehr gut ausgefallen iſt. Auch dem öſtreichiſchen Kaiſer wurde von dem Grafen Wallis bei ſeiner Rückkehr von Paris nach Wien ein ſehr vortheilhafter Bericht abgeſtattet. Beſonders ſollen die Blinden in Betreff der Muſik viel leiſten. Eine Geſellſchaft blinder Tonkünſtler aus dem Hauyſchen Inſtitute giebt wöchentlich drei Conzerte in dem Kaffeehauſe des Palais Royal; und

jeder der Tonkünſtler erhält für ein ſolches Conzert ſechs Franken. Ein gelehrter Freund, der während ſeines Aufenthalts zu Paris das Lyceum für Blinde verſchiedentlich beſucht hat, verſichert, daß ihm die ſämmtlichen Blinden ſehr heiter und zufrieden geſchienen hätten, nur hätte er die blinden Tonkünſtler im Palais Royal wegen ihrer abgezehrten, leichenähnlichen Geſtalt nie ohne Wehmuth betrachten können, und ich fürchte, daß, da die Einübung auf drei Concerte wöchentlich viel Anſtrengung erfordert, dies vielleicht auf ihre Geſundheit nachtheilige Wirkung gehabt haben könne. In dem Werke über Paris, wie es war und wie es iſt, 2ten Bandes 40ſter Brief, iſt die Nachricht enthalten: daß ohngefähr 20 blinde Zöglinge Hauys verheirathet, 12 darunter Hausväter und zugleich die Erzieher ihrer ſehenden Söhne wären. Von den hier erzogenen Blinden ſey le Sueur ein guter Geograph und Mathematiker, Huard ein gelehrter Mann und correkter Buchdrucker, Gaillot ein guter Violoniſt und Komponiſt, und das Inſtitut enthielt 10 bis 12 gebildete Menſchen und 30 bis 40 mechaniſche Köpfe. Hauy ſelbſt wünſchte die Anlegung mehrerer ähnlichen Inſtitute und glaubte, daß ein ſolches Inſtitut von 50 Blinden, wenn es gut geführt würde, die Koſten durch ſich ſelbſt aufbringen müßte. Es iſt jetzt ein ſolches Inſtitut zu Briſtol angelegt, wovon mir bis jetzt die nähern Nachrichten fehlen; allein die National-Zeitung, Monat October, Seite 793, enthält die Anzeige: daß der Armen-Bezirks-Direktor Wilhelm Klein zu Wien einen glücklichen Verſuch gemacht habe, blinde Kinder zu den Geſchäfften des bürgerlichen Lebens zu bilden. Er nahm

einen 9jährigen Knaben, der im 3ten Jahre das Geſicht verloren hatte, und bisher unbeſchäfftigt geblieben war, zu ſich und brachte ihn in Jahresfriſt ſo weit, daß er eine leſerliche Hand ſchreiben, was für ihn mit erhabenen Buchſtaben geſchrieben war, und auch erhabene Noten für die Harfe und den Geſang leſen konnte. Er hatte Kenntniß von den Anfangsgründen der Erdbeſchreibung mit Hülfe von Landcharten erlangt, worauf die Umriſſe der Länder und die wichtigſten Städte erhaben gezeichnet waren, und rechnete vermittelſt einer Rechenſchnur die 4 erſten Rechnungsarten. Um wenigſtens künftighin einen Theil ſeines Unterhalts zu erwerben, hat er das Netzſtricken und das Klöppeln der Schnüre erlernt und macht mit Reinlichkeit und Pünktlichkeit Brieftaſchen, Nadelbüchſen, Schreibzeuge, Schachteln und Körbchen von Papier, Pappe und Leder, und überzieht ſie mit Papier von verſchiedenen Farben, welches er durch ein ganz einfaches Mittel zu unterſcheiden gelernt hat. Er verbindet hiemit ein anſtändiges Betragen, Zufriedenheit und Heiterkeit des Geiſtes. Durch eine vom Hofe ernannte Kommiſſion wurde er am 6ten Auguſt 1805 geprüft, und die bei ihm angewandte Lehrart ward als trefflich der Natur gemäß ausgedacht und allgemein anwendbar befunden. Durch die Güte des Herrn Klein habe ich jetzt ſelbſt das von ihm herausgegebne Oeſtreichiſche Magazin für Armenhülfe, Induſtrie-Anſtalten und Dienſtbotenweſen mitgetheilt erhalten, in deſſen erſtem Bande, drittes Heft Seite 1 — 26, der dem blinden Jakob Braun ertheilte Unterricht näher beſchrieben iſt.

Bey dieſem Beweiſe, mit welcher Hoffnung des günſtigſten Erfolgs der Unterricht der Blinden unternommen werden kann, und da das Inſtitut für Blinde zu Paris unter den angezeigten ungünſtigen Umſtänden nicht blos wieder aufblühte, ſondern immer zu größerer Vollkommenheit ſtieg, ſcheint dieſes ſchon den Nutzen einer ſolchen Anſtalt zu verbürgen, und der Wunſch, daß durch mehrere ähnliche Anſtalten das traurige Schickſal der Blinden gemildert, und dieſe hiedurch zugleich zu nützlichen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft gebildet werden mögen, ſcheint gewiß nicht unbillig zu ſeyn. Freilich läßt ſich noch dagegen ſo manches einwenden, allein ich hoffe dieſe Einwürfe an mehreren Stellen dieſes Werks zu entkräften, und wenn ich gleich zugebe, daß nicht jeder Blinde eines gleich hohen Grades von Kultur fähig ſey, ſo wird doch jeder auch der unfähigſte Blinde durch einen zweckmäßigen Unterricht wenigſtens von einer oder der andern Seite manches gewinnen. Bei der Verſchiedenheit, die im Charakter, in den Fähigkeiten und den äußern Verhältniſſen liegt, würde es deshalb auch ungerecht ſeyn, wenn der Unterricht des Blinden nicht gleich gelingen ſollte, die Schuld davon dem Lehrer oder der Methode aufzubürden, ſondern man muß vorher alle dabei vorkommenden Umſtände prüfen, und ſchon der Zeitpunkt, worin der Blinde ſein Geſicht einbüßte, die Verhältniſſe, unter denen er erzogen wurde, wirken ſo mächtig auf die Geiſtesbildung des Blinden, daß ich meine Unglücksgefährten, mit Rückſicht hierauf, ſelbſt in verſchiedene Klaſſen theile, nämlich:

1) in Blindgeborne und

2) Blindgewordene.

Den erſtern ſind die unter den Blindgewordenen gleich, die ihre Augen in einem ſo frühen Zeitraume einbüßten, daß ihnen keine Erinnerung aus der Anſchauung übrig blieb. Die übrigen Blindgewordenen ſind entweder

1. ſolche, die noch unvollkommene oder wenige Begriffe aus der Anſchauung übrig haben, oder

2. ſolche, die ihr Geſicht ſo ſpät einbüßten, daß ſie noch vollſtändige und zahlreiche Begriffe aus den Zeiten, worin ſie ſahen, übrig behielten; und alle Blindgewordne haben entweder

a) einen Schimmer, wodurch ſie wenigſtens das Licht oder die Umriſſe der Figuren erkennen, oder

b) ſelbſt das Sonnenlicht hat auf ihr Auge, ſo wie auf die meinigen, weiter keinen Einfluß, als daß, wenn ſie demſelben lange ausgeſetzt ſind, Schmerz und Röthe der Augen dadurch bewirkt werden.

So unbedeutend dieſe Verſchiedenheiten dem erſten Anblicke nach ſind, ſo wichtig werden ſie für den Blinden ſelbſt und deſſen Kulturvermögen; und dieſes findet auch in Betreff jener Eintheilung ſtatt, die das Glück und die bürgerlichen Verhältniſſe der Blinden zuwege gebracht haben; denn ſie ſind:

1. entweder Mitglieder gemeiner, armer und unwiſſender, oder

2. angeſehener, reicher und gebildeter Familien, und können ſich folglich alles, was ihnen Bequemlichkeit und Freude macht, im entgegengeſetzten Falle nur

das Unentbehrlichſte, höchſtens Genüſſe, die mit wenig Koſten verknüpft ſind, geſtatten; ſind auch wohl zum Theil ſo arm, daß ſie ihren Unterhalt dem Mitleiden ihrer Nebenmenſchen verdanken oder wenigſtens ſelbſt auf einigen Erwerb denken müſſen.

Auf dieſe verſchiedenen Geſichtspunkte muß nothwendig bei Betrachtung der Blinden und bei ihrer Erziehung Rückſicht genommen werden. Der Blindgeborne und der in der erſten Jugend Erblindete bildet ſich, wie jedes Kind, nach den Menſchen, die ihn in den erſten Jahren des Lebens umgeben; wird aber von ihnen noch eine ſtrengere Kopie als jeder Sehende, denn der letztere wird durch mehrere äußere Eindrücke beſtimmt; und Perſonen, die nur der Zufall auf wenig Augenblicke in das Haus der Eltern führt, haben auf ihn nicht ſelten einigen Einfluß. Mir iſt ein Beiſpiel bekannt, daß ein Kind, welches einen Schielenden ſah, ihm nachzuſchielen verſuchte. Beim Blinden iſt dies nicht der Fall; er kopiert nicht ſo ſchnell und wird nicht durch äußere Eindrücke, ſo wie der Sehende, zur Nachahmung verleitet; er muß alles ſo annehmen, wie es ihm Eltern und Erzieher ſagen. Ihre richtigen und falſchen Begriffe werden auf ihn übergetragen. So ſehr ihn manches dabei niederbeugen mag, ſo kann er doch durch eigne Kraft, ohne von einem andern aufgereizt zu werden, ſelbſt nicht prüfen, und wenn gleich der Keim zu den herrlichſten Anlagen in ſeinem Buſen ſchlummerte, ſo kann ihn doch, wenn ſich niemand ſeiner annimmt, nicht eigne Kraft allein aus ſeiner Lage reißen, nicht ſeinen eignen Gang führen; und deshalb glaube ich, daß aus dem Blinden unendlich mehr werden

könnte, wenn hin und wieder Inſtitute zur Erziehung de Blinden angelegt würden, worin Männer, die Einſicht und Kenntniſſe mit Geduld und Herzensgüte verbinden, für Entwickelung der Anlagen und Ausbildung der Blinden thätig würden. Die Vortheile ſolcher Inſtitute ſind wenigſtens dieſe: Ein jeder Blinder iſt nicht im Stande, ſich einen Vorleſer zu halten. Der blinde Cantor Corſepius, dieſer Mann von ſanftem Herzen von edlen Grundſätzen, mit raſtloſer Thätigkeit und den vortrefflichſten Anlagen, von dem ich, wenn ihm das Glück in Anſehung ſeiner Erziehung und Geiſtesbildung ſo günſtig wie mir geweſen wäre, gewiß glaube, daß er in Betreff ſeiner Kenntniſſe neben, vielleicht über mir ſtehen würde, iſt noch in dieſem Augenblicke nicht ſo glücklich, einen beſtimmten Führer, vielweniger einen Vorleſer bezahlen zu können, und muß deshalb ſeine Anlagen unbenutzt laſſen, einen großen Theil ſeiner Zeit in Unthätigkeit hinbringen. Herr Paarmann, der ſeit den erſten Tagen ſeines Lebens erblindet iſt, hat auf die nämliche Weiſe ſeine vorzüglichen Anlagen unbenutzt laſſen müſſen. Dies ſind Erfahrungen aus meinem kleinen Zirkel hier zu Königsberg, und wie viele Blinde mögen ſich in der nämlichen Lage befinden —! In einem Inſtitute für Blinde iſt ein einziger Vorleſer für die ſämmtlichen Zöglinge hinreichend. Dieſer Vorleſer ſteht ſo wie die Lehrer unter der Aufſicht, wenigſtens Leitung, menſchenfreundlicher Männer, folglich können nicht ſo leicht durch unzweckmäßige Behandlung oder ſchiefen Unterricht die wenigen Lebensfreuden des Blinden noch mehr verkümmert werden. Ein jeder Blinder

iſt die Marter der Langenweile durch eine Handarbeit zu verſcheuchen, der Aermere hiedurch ſelbſt etwas zu erwerben im Stande. Viele Blinde fallen nicht einmal darauf, und die, welche es thun, wählen nicht immer das Zweckmäßigſte oder dasjenige, wozu ſie die meiſten Fähigkeiten haben, ſondern nur, was ſie zufällig kennen lernten. In einem Inſtitute hingegen werden die Blinden mit einer Menge von Handarbeiten bekannt gemacht und haben hierunter die Auswahl. Viele Maſchinen und Hülfsmittel, die der Sehende nicht, aber der Blinde leicht ausfindig machen kann, können dieſem zur Erleichterung ſeiner Arbeit herbeigeſchafft werden; es können ferner mit einem ſolchen Inſtitute fabrikenähnliche Anſtalten unternommen werden, wobei der Blinde nicht unter der Ruthe des Zuchtmeiſters, ſondern unter der Leitung des Menſchenfreundes arbeiten darf. Man weiß, daß bei den mehreſten Fabriken nur der Unternehmer gewinnt, der Arbeiter größtentheils darbt; und wenn daher bei einem Inſtitute für Blinde der Unternehmer keinen weitern Gewinn, als eine frohe Erinnerung in der Sterbeſtunde und die Hoffnung einer beſſern Welt zu erwerben ſucht, ſo ſind auch hier ſchon die Blinden ungleich beſſer als in jeder andern Fabrik angeſtellt. Man wende nicht ein, daß ſchon ſo viele Blinde, die ich ſelbſt anführte, ſich ohne ähnliche Inſtitute durch eigne Kraft erhoben haben; aber wie vielen Tauſenden gebrach vielleicht dieſe Kraft, und wer hat die Seufzer, die ſie in ewiger Finſterniß von der peinlichſten Langenweile gefoltert, ausſtießen, wer hat die Thränen dieſer Unglücklichen gezählt, denen

von der bitterſten Armuth gedrückt ihr Daſeyn zur Laſt wurde, die bei gehöriger Anleitung ſich ein, ſey es auch kümmerliches Brodt erworben haben würden, jetzt zum Theil als Bettler Gegenſtände des Mitleidens, aber auch nicht ſelten des Abſcheues ſind, und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheiliger als andere Bettler werden, weil der Blinde in der Regel noch einen zweiten Menſchen, nämlich ſeinen Führer, mit Unthätigkeit und Bettelei bekannt macht. Eine Sache, die den höchſten Nachtheil erreicht, wenn, wie gewöhnlich, Kinder zu den Führern ſolcher Blinden gebraucht werden. Dieſes kann nach dem Verhältniſſe aufhören, wie die Blinden arbeiten und hiedurch ihr Brodt verdienen lernen, und in einem Inſtitute für Blinde, welches doch nicht ohne Aufſicht der Obrigkeit, oder menſchenfreundlich und gut denkender Männer bleiben würde, könnte ſchon deshalb für eine zweckmäßige Erziehung der Blinden geſorgt werden. Wie unzweckmäßig dieſe aber oft ſelbſt für begüterte Blinde iſt, davon mag die Erzählung eines Blinden, der im erſten Jahre ſeines Lebens die Augen verlor, mir ſein Vertrauen ſchenkte, jetzt im Grabe ruht, und den ich aus mancherlei Gründen nicht nenne, zum Beiſpiele dienen. Ich will ihm hier den Namen Friedrich geben und ſeine Erzählung ſo treu, als ſie mir noch mein Gedächtniß liefert, nachſchreiben, indem ich blos ſeine Gedanken in meine Worte kleide und zuweilen erweitere.

„Im erſten Jahre meines Lebens verlor ich meine „Augen. Was Licht ſey? davon hatte ich keinen Be„griff. Mein Vater war ein gutmüthiger, aber ſchwa„cher Mann; er war fromm und gottesfürchtig, den

„Begriffen ſeiner Kirche ergeben, ohne den Geiſt des „Chriſtenthums gefaßt zu haben. Er betrachtete mein „Schickſal als Strafe des Himmels, die uns beide trä„fe. Er wollte ihn durch Buße und Gebet verſöhnen „und ſuchte mich auch auf dieſe, ſeinen Begriffen nach, „zweckmäßigſte Bahn zu leiten. Seine Abſicht war red„lich und gut, und da meine Mutter nicht mehr lebte, „ich aber weiblicher Leitung bedurfte, ſo wählte er hie„zu für mich ein ältliches religiöſes Frauenzimmer. Die„ſe führte den Spruch: wen Gott lieb hat, den züch„tiget er, beſtändig im Munde. Konnte ich dieſen Gott „wohl lieben, den man mir als den Urheber meiner „Leiden ſchilderte? und doch ſollte ich ihm beſtändig „Lob- und Danklieder ſingen. Das kindliche Vertrau„en auf ein höchſtes Weſen, das auch für mich Blinden „eine Summe von Glück ſchaffen, mich ſicher ſelbſt durch „dieſe meine Blindheit, auf die für mich vortheilhafte„ſte Bahn leiten würde. Dieſe erſten Tröſtungen der „Religion gingen verloren. Ich wurde gleichgültig bei „den häufigen Andachtsübungen; zuweilen lief kindiſche „Unbeſonnenheit oder Muthwille mit darunter. Ich „fragte, wenn mir von den Gaben Gottes vorgeredet „wurde, was wir heute zu eſſen haben würden, oder „wenn der Huſten meine alte Aufſeherin bei dem Ge„ſange aus dem Takt brachte, ſo huſtete ich ſo lange „mit. Da hieß es: nun ſehe man, warum mich Gott „gezüchtigt habe; er werde mich wegen meiner Bosheit „noch härter ſtrafen. Daß mein Zuſtand weit nachthei„liger als die Lage anderer Menſchen ſey, davon hatte „ich einen Begriff, auch wußte ich, was Strafe ſey.

„Ich wünſchte dieſen Uebeln zu entgehen. Aus Furcht „wurde ich nun aufmerkſamer bei den Andachtsübungen. „Da hieß es: Friedrich beſſert ſich, er wird ein from„mes Kind werden. Ich bekam kleine Näſchereien und „Spielwerke zur Belohnung, und um dieſe noch reichli„cher zu erhalten, ſang und betete ich nun aus allen „Kräften. Da hieß es: Gott würde mich dafür belohnen. „Ich erwartete nun dieſen Lohn, glaubte einen gerech„ten Anſpruch darauf zu haben, und wurde unwillig, „daß er nicht erfolgte. Mein Unwille ſtieg, da jeder „kindliche Frohſinn, jede laute fröhliche Aeußerung bei „mir mißgedeutet, ich beſtändig mit der Aeußerung zur „Ruhe verwieſen und häufig mir wiederholt wurde: ein „blinder Menſch, wie ich es ſey, müſſe, von den Men„ſchen entfernt, nicht an die Freuden dieſer Welt, ſon„dern nur an Gott und die Ewigkeit denken und ſich „auf den Himmel vorbereiten. Bei Ewigkeit dachte ich „mir nichts, unter Gott ein ſtrenges furchtbares Weſen, „und ein Himmel, wo ich ewig unter deſſen Aufſicht „ſtehen, nichts anderes thun als ſingen und beten ſoll„te, hatte für mich keinen Reiz. So wurde meine „Kindheit freudenleer, mein Herz blieb unerwärmt.“

„Jetzt begann das Knabenalter. Friedrich, ſagte „mein Vater, muß doch etwas lernen. Es wurde mir „alſo ein Lehrer gegeben, der mich lateiniſch und fran„zöſiſch lehrte. Er lehrte mich ſchulgerecht überſetzen, „grammatikaliſche Fehler vermeiden, ſtrafte, wenn ich „hierbei ſündigte, mit Härte. Sinn für klaſſiſche Litte„ratur erhielt ich hierbei nicht. Franzöſiſch lernte ich „plaudern; aber was hatte ich hierdurch gewonnen? Es

„blieb mir ja immer höchſt gleichgültig, ob ich eine Sa„che, von der ich keinen Begriff hatte, in einer oder „mehrerern Sprachen nennen konnte. Mehr Unterhal„tung ſchaffte mir das Klavier. Doch dies wurde mir, „da ich keine Begriffe vom Notenſyſtem erhielt, bei wei„tem nicht, was es hätte werden können. Ich hatte ein „feuriges, lebhaftes Temperament. Das Stille, Einfa„che meiner Lebensweiſe wurde mir unerträglich. Man „las mir Zeitungen, Reiſebeſchreibungen und Romane „vor. Manches verſtand ich, vieles nicht. Doch hör„te ich überall, daß die Menſchen wirkten und ſich be„ſchäfftigten. Doppelt ruhte deshalb auf mir das Ge„wicht meines Schickſals. Ich wollte mich beſchäfftigen. „Das Haus meines Vaters und ein daran ſtoßendes „Gebäude war voll hoher ſteiler Treppen. Man lobte „mich, daß ich es erlernt hatte, nach einigen Zimmern „ohne fremde Hülfe und eine Treppe hinab zu gehen. „Ich wurde deshalb jetzt weniger beobachtet, und das „Lob reizte mich ſo ſehr, daß ich nun das ganze Haus durch„ſchlich, die ſteilſten Treppen auf- und hinabſtieg und eine „gewiſſe Zufriedenheit darin fand, dieſe Schwierigkeiten „überwunden zu haben. Ich wünſchte das ewige Einerlei „zu verſcheuchen. Um nur eine Veränderung zu genießen, „ſchlich ich mich bei Stürmen auf den Boden und ſteckte „den Kopf durch eine Lücke, um die Kälte zu fühlen, und „ſtellte mich im Regen unter eine Traufe, weil es mir „wohlthätig wurde, durchnäßt zu werden. Die Jüng„lingstriebe erwachten. Man beobachtete mich nicht, „und wem hätte ich mich entdecken ſollen? Ich betete „um Hülfe; Leidenſchaft und Angſt erhitzten mein Blut.

„Wie glücklich fühlte ich mich, als ich wähnte, die „Vorſehung habe ſich meiner erbarmt, mich eine neue „Entdeckung machen laſſen! Erſt, da mein Körper „völlig zerrüttet war, erhielt ich vom forſchenden Arzt „die traurige Aufklärung. Welch ſchrecklicher Kampf „war es jetzt wieder bei aller Kenntniß der Folgen, „der Gewohnheit zu widerſtehen? Jetzt liege ich auf dem „Krankenbette an Geiſt und Leib geſchwächt, und habe „keine andere Abwechslung als meine Speiſen und mei- „ne Träume.“

Dieſe Erzählung des Unglücklichen zerriß mir das Herz. Ach! was hätte er werden können! Der blinde ſanfte Dülon, der auch in den erſten Jahren ſeines Lebens die Augen verlor, welchen Troſt, welche Beſchäff- tigung ſchafft ihm ſeine Flöte! Er vermehrt hiedurch noch die Freuden des Nächſten und iſt keineswegs hülf- los. So viel vermag ein einziges gewecktes urd gehö- rig geleitetes Talent auch für dieſe Klaſſe von Blinden. Noch ſpreche ich zuweilen einen jungen Mann, Herrn Corſepius, der hier noch ſeinen Geiſt und ſeine muſikaliſchen Anlagen auszubilden ſtrebt. Sein Vater, ein gebildeter Geiſtlicher, machte, daß ihm Religion zur Tröſterin wurde; ſuchte beſtändig ſeine Begriffe aufzuklären; und ich freue mich oft der Beſtimmtheit, womit ſich dieſer junge Mann über Gegenſtände der Anſchauung ausdrückt. Durch Nahrungsſorgen ge- drückt und bey weniger Ausſicht, ihnen zu entgehen, fühlt er ſich nicht glücklich; aber geruhig ſieht er ſeiner Beſtimmung durch die Hand der Vorſehung entgegen

und hofft, wenn ihn hier die Menſchen zurückſtoßen ſollten, Troſt und Glück jenſeit des Grabes.

Später, im dreizehnten Lebensjahre, verlor der hieſige Doktor der Rechte, Freiherr von Golz, ſein Geſicht. Sein Gedächtniß erlangte durch Uebung eine groſſe Stärke. Er leiſtete das Erforderliche, um eine akademiſche Lehrerſtelle zu erhalten, die er gegenwärtig auch bekleidet, ſelbſt einem akademiſchen Inſtitute, worin er die Aufſicht über die Studierenden hat, vorſteht. Er weiß durch Vergleichung mit dem, was er ehemals ſah, z. B. von einer reizenden Ausſicht, ſich einen Begriff zu machen, und iſt mit ſeinen Schickſale zufrieden, größtentheils ruhig und heiter.

Dies iſt bei mir nicht der Fall, der ich im 21ſten Jahre die Augen verlor, gerade als ich im Begriff ſtand ein Civilamt zu erhalten. Durch mein Schickſal in meinen frühſten Lebensjahren umher geſchleudert, mit einer Menge von Begriffen durch das Auge bekannt gemacht, zum Theil unter Menſchengewühl in raſtloſer Thätigkeit erzogen, mit Sinn, vielleicht Talent, für die bildenden Künſte, völlig bekannt mit allem, was der Sehende zu genießen und zu leiſten vermag, iſt mir meine Blindheit höchſt ſchmerzlich, wenn gleich meine lebhafte Phantaſie mir jeden ſichtbaren Gegenſtand oft reizender, als er in der Natur iſt, vorzaubert, mein Geiſt unaufhörlich über Hülfsmitteln, den Verluſt zu erſetzen, brütet, und ich deshalb auch jeden Sehenden dreiſt auffordern kann, mich zu prüfen, ob ich nicht einen jeden Gegenſtand, der durch das Auge erkannt wird, ſobald ich mir ſeine Eigenſchaften durch einen

Sehenden anzeigen laſſe, durch meine übrigen Sinne genau zu unterſuchen, oder mit andern Gegenſtänden zu vergleichen im Stande bin, nicht auch richtig zu beurtheilen vermöge. Die angegebenen und mehrere mir bekannte Blinde ſind die Beweiſe von der Richtigkeit meiner Eintheilung. Da ich überdem mit manchem, der dem Erblinden nahe war, wie dem ſanften, gutmüthigen Feſt, mit manchem gebildeten Blinden, wie Fräulein Paradies zu Wien, und Herrn Dülon und Fournier, in Verbindung kam, es mir zum Geſetz machte, die Bekanntſchaft jedes Blinden zu ſuchen, weil ich oft kleine Handgriffe und Erleichterungsmittel kennen lernte, worauf die Noth zuweilen ſelbſt den ungebildeten Blinden führt; und weil es mir auf der andern Seite Freude macht, meine Unglücksgefährten aufrichten, ihr Schickſal erleichtern zu können, weil ich ſie um der angezeigten Zwecke willen äußerſt genau beobachtete, bei der Uebung, die meine übrigen Sinne erhielten, vieles, was Bezug auf die Blinden hat, beſſer als der Sehende zu prüfen und zu beurtheilen im Stande war: ſo will ich zuerſt die Blinden ſo aufſtellen, wie ich ſie fand, mit allem, was ihnen vortheilhaft und nachtheilig iſt, und auf dieſe Beobachtung nachher meine Erziehungsvorſchläge gründen.

Der Charakter aller Blinden bildet ſich gemäß den Behandlungen, die ſie von den Menſchen erdulden, und wird nur durch das Temperament verſchieden modificirt. Alles, was ihnen durch die noch übrigen Sinne bekannt wird, wirkt auf ihren innern Sinn, nur in dem Maaße, wie jeder unter ihnen durch ſeine mo-

raliſche oder äſthetiſche Bildung vorbereitet iſt. Bleibt der Blinde, wie dies häufig der Fall iſt, ohne alle frühere Bildung, ſo entwickelt ſich an ihm blos das Phyſiſche, und ſein Charakter wird durch die auf ihn wirkenden Umſtände beſtimmt, und wenn die Gegner der Blinden, um ihren Charakter in ein nachtheiliges Licht zu ſetzen, die feindſelige Stimmung vieler Blinden in dem Hoſpital Quinze vingt als Beweis ihrer Behauptung anführen, ſo haben ſie nicht erwogen, daß die Fehler dieſer Naturmenſchen, die keine Erziehung gemildert hat, von ihnen, die ihr Auge nicht warnte, öffentlich zur Schau getragen wurden. Ich habe bei meinem feurigen Temperament, und ob ich gleich durch die Menſchen mißtrauiſch gemacht wurde, mich noch nie mit einem Blinden entzweit, vielmehr glaube ich mir die Liebe und das Wohlwollen vieler meiner Unglücks-gefährten erworben zu haben, und ich bin hiedurch überzeugt, daß die angezeigte feindſelige Stimmung der Blinden im Hoſpital zu Paris nur im Mangel der Erziehung, der Unthätigkeit und dem Intereſſe dieſer Blinden ſeinen Grund haben könne. Dieſe ihre Stimmung als einen Charakterzug der Blinden zu betrachten, wäre ungerecht, eher, glaube ich, verdient jene Claſſe der Blinden gegründetes Mißtrauen, bei denen man durch eine einſeitige Bildung die moraliſche Kultur vernachläßigte, indeß zugleich die Geiſteskräfte und Kunſtfähigkeitin entwickelt wurden, weil ſie nichts von Seiten des Charakters gewannen, und in allem, was die Politur der Menſchen Schlechtes mit ſich führt, um ſo geſchickter wurden. Solche Blinde waren es, die Hau-

ys Mühe mit Undank belohnten und und unter welchen er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, die entſchiedenſten Atheiſten fand, und da Herr Hauy auch alle Mühe darauf wendet, in ſeinem Inſtitute auch den Charakter der Blinden zu bilden, ſo hoffe ich, daß er künftig weniger traurige Erfahrungen dieſer Art machen werde. Von Herrn Profeſſor Heilmann, dieſem philoſophiſchen Beobachter der Blinden, wird im 3ten Bande der franzöſiſchen Miszellen erzählt: daß es, in Rückſicht des moraliſchen Charakters, unter den Blinden keine gleichgültige Menſchen gäbe, und in der nämlichen Schrift wird behauptet, daß jeder, der mit den Blinden vielen Umgang habe, es auch finden werde, daß die wenigſten unter ihnen einen gefälligen, liebenswürdigen Charakter hatten, und daß ſie entweder vortrefflich oder ganz ſchlecht von Charakter waren. Sehr verſchieden iſt hievon das Urtheil des Armen-Bezirksdirektors Klein im öſtreichiſchen Magazin für Armenhülfe, Induſtrieanſtalten und Dienſtbothenweſen 1. B. 3tes Heft S. 20 — 22, wo dieſer menſchenfreundliche Beobachter ſeines blinden Zöglings höchſtens eine Standhaftigkeit, die in Eigenſinn ausartet, zu den Fehlern des Blinden zählt. So weit die Erfahrungen meines 50jährigen Lebens reichen, finde ich, daß die Blinden gleich den übrigen Menſchen von Vorurtheil und Leidenſchaft abhängig ſind, und daß unter den Menſchen ein moraliſch guter Menſch und ein Böſewicht aus Grundſätzen gleich ſelten ſind. Dieſe Erfahrung habe ich auch bei den zahlreichen mir bekannten Blinden gemacht. Ich habe unter ihnen ſelbſtſüchtige und leidenſchaftliche Menſchen, bei

den mehreſten Blinden aber einen ſanften, liebenswürdigen Charakter gefunden. Ueberhaupt aber bildet ſich nach meinen Beobachtungen der Charakter eines jeden Blinden ganz nach der Art und Weiſe, wie dieſer Unglückliche von den Sehenden behandelt wird. Der Blinde, der von Jugend an zurückgeſetzt, durch religiöſe Eindrücke mehr gebeugt als aufgerichtet, von andern Menſchen als ein Geſchöpf niedrigerer Art nicht ſelten mit Härte behandelt, auch wohl wegen unrichtiger Vorſtellungen und Ausdrücke verlacht wurde, denn ſo etwas geſchieht auch auf unſerm Erdenrunde; ein ſolcher Blinder wird ſchüchtern, einſylbig, argwöhniſch, zuletzt wohl gar Menſchenfeind. Hat er ein ſanftes weiches Herz, ſo zieht ihn dieſes zur Schwermuth hin. Iſt er feurig und lebhaft, dann kocht die innere Gluth in ſeinem Buſen, die ſich nur zuweilen durch Bitterkeit und Sarkasmen äußert. Wurde der Arme von Jugend auf niedergedrückt und abgeſtumpft, ſo erloſch nicht ſelten ſein ganzes Selbſtgefühl. Er iſt ein blos paſſives Weſen. Sein ganzes Leben wird Vegetation, ein Zuſtand, der bei den blinden Bettlern aus niedrigem Stande größtentheils ſtatt findet, die ſonſt, wenn ſie das Geſtändniß ihrer Uebel mit dem Bewußtſeyn ihrer traurigen Lage in jedem Augenblick dem Vorübergehenden wiederholten, nicht jene ruhige Gleichgültigkeit, die mehrentheils in ihren Geſichtszügen herrſcht, ſondern ſchon eine Hölle auf Erden fühlen müßten. Wird der Blinde gütig und menſchenfreundlich behandelt, dann äußert ſich wieder die auffallendſte Verſchiedenheit. Sein Verſtand belehrt ihn, daß ihm ſeine Nebenmenſchen manches Opfer bringen müſſen.

Iſt er von ſanftem gefühlvollem Herzen, ſo weiß er nicht, wie er es genug erkennen ſoll, und ich erinnere mich gerührt der liebevollen Wärme, womit der ſanfte Dülon von ſeiner Schweſter Reinſtein zu mir ſprach. Iſt der Blinde, und hier ſchildere ich ich zum Theil mich ſelbſt, lebhaft und feurig, dann fühlt er ſich auch durch alles, was er erhielt, näher an die Menſchen gekettet. Er möchte ſie alle liebevoll umfaſſen, es allen vergelten, möchte nicht allein jedem, der ihm wohl wollte, ſeine Dankbarkeit laut und öffentlich zeigen, ſondern auch jedem Menſchen, was er erhielt, wohlwollend wiedergeben. Er möchte gern wieder zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen wirken. Jedes Hinderniß, das man ihm entgegenſtellt, zerreißt ſein Herz; und dies im ſchmerzlichſten Grade, wenn man ihn dabei ſeine Blindheit fühlen läßt. Jeder Zweck iſt ihm wichtiger als ein Leben, das für ihn keinen Reiz hat. Daher die Kühnheit, die Beharrlichkeit, womit er ringt. Bei jedem erhöhten Selbſtgefühl ſteigt, ohne daß er deshalb ſtolz ſeyn darf, ſein Durſt mehr zu leiſten. Er will keine Null in der Reihe der Weſen ſeyn. Haſſen kann er nicht, denn bei dem Gefühl ſeiner körperlichen Schwäche müßte er ſich bei dieſem ohnmächtigen Haſſe doppelt klein fühlen. Auch iſt er überzeugt, den Menſchen im Ganzen Dank und Verpflichtung ſchuldig zu ſeyn; und daher folgt im erſten Unwillen über diejenigen, die ihn kränkten, erniedrigten, auch wohl beſchimpften, eine Kälte, die zuweilen — warum ſollte ich es leugnen? — an die tiefſte Verachtung grenzt, die er, den alles, was ihn umgiebt, nicht zur Behutſamkeit anmahnt, oft nicht einmal ver-

bergen kann. Oft bildet ſich noch ein dritter Charakter unter den Blinden aus. Dies ſind ſolche, die allmälig am ſinnlichen Genuß Freude, und ihre Bequemlichkeit immer zureichend fanden, und die ſich, weil hierin ihre Wünſche immer gleich befriedigt wurden und ſie in ihrer Lage nicht mehrere Bedürfniſſe kennen lernten, auch nicht mehr wünſchten; bei denen, da nichts ihre Leidenſchaft rege machte, allmälig ein gewiſſes Phlegma herrſchend wurde, die keine weitere Kultur ſuchten, als ſie zufällig erhielten, und die nun eſſen, trinken, ſchlafen, vielleicht auch wohl ein Weib nehmen und unbekümmert ein ruhiges Leben führen. Ich habe einen ſolchen Menſchen, den Sohn eines nicht unbegüterten Landmanns, kennen gelernt, der mich ganz gutmüthig verſicherte, da er ſein ſchönes Eſſen und Trinken habe, nicht zu arbeiten und zu ſorgen brauche, ſchlafen gehen und aufſtehen könne, wenn er wolle, ſo ſey ihm ſeine Blindheit völlig gleichgültig, und er könne ſich den Zuſtand der Sehenden, wovon viele alles dies nicht hätten, als kein beſonderes Glück denken. Ich war mit dieſer Aeußerung herzlich zufrieden, und hätte mir ein Gewiſſen daraus gemacht, dem jungen Mann, der in den erſten Jahren ſeines Lebens blind geworden war, auch nur im Geringſten zu widerſprechen.

Eben dieſe Seelenruhe fand ich bei einem blinden Greiſe; aber ſie hatte einen ganz andern Grund, — Hoffnung des nahen Todes und der beſſern Ewigkeit. Er hatte ſein Leben als arbeitſamer Landmann hingebracht, konnte im hohen Alter die erforderlichen Bedürfniſſe nicht hinlänglich befriedigen; und da ich ihn

fragte: ob er ſich nicht unglücklich fühle? antwortete er mir mit einiger Begeiſterung mit dem Verſe aus einem lutheriſchen Kirchenliede:

Warum ſollt' ich mich denn grämen?
Hab' ich doch
Chriſtum noch,
Wer will mit den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir ſchon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?

Wohl ihm, der dieſen Troſt in ſeinem Herzen fühlte, er war nicht unglücklich!

Ein eigenthümlicher Charakterzug aller Blinden iſt Feſtigkeit. Derjenige, deſſen Charakter einmal eine gewiſſe Richtung genommen hat, verändert ſich nicht; weder Jahre noch Schickſale vermögen dies zu bewirken, denn der Eindruck des Aeußern, der ſo viel auf die Menſchen wirkt, kann ihn nicht verändern oder beſtimmen. Er iſt daher als Freund und Gatte ſich immer gleich, wie in der erſten Zeit, da er dies Band knüpfte. Aber er kann auch deshalb einem einmal gemachten Plan, einem einmal aufgeſteckten Ziele nicht entſagen. Er wird daher oft Jahre lang über einer Idee brüten. Keine Arbeit iſt ihm dabei zu groß, und ſo war's auch vielleicht blos Eigenthümlichkeit eines Blinden, daß ich 18 Jahre lang die Materialien zu meiner preußiſchen Geſchichte ſammeln und ordnen konnte, ohne daß ich davon einen beſondern Vortheil erwartete, oder mir dieſe Arbeit ſelbſt, wobei ich ſehr deutlich einſehe, wie unendlich viel ich den benutzten Quellen und guten Vorarbeitern verdanke, als etwas be-

ſonders Wichtiges dachte, ſondern es war mir dabei ſelbſt Freude, Hinderniſſe zu überwinden. Vielleicht gewinnt die Feſtigkeit der Blinden noch durch ihre große Reizbarkeit. Sie werden dem muſikaliſchen Inſtrumente gleich, das immer aus einem Tone geſtimmt, immer nur aus einem Tone geblaſen wurde, zuletzt nur dieſen Einen Ton richtig hält; denn die beſtändige Anſpannung, wozu die Aufmerkſamkeit den Blinden zwingt, erhöht ſein ganzes Gefühl; und vielleicht iſt dieſe Reizbarkeit, welche durch die beſtändige Anſpannung entſteht, eine Art von Nervenſchwäche. Der Blinde iſt daher mit Schnelligkeit jedem Eindrucke offen. Er wird von jeder Empfindung auf das ſchnellſte afficirt; und da er ſich in ſeiner Abgezogenheit doch immer mit ſeinen Lieblingsideen beſchäfftigt, ſo viel er kann damit in Beziehung bringt, ſo erhalten dieſe auch vielleicht hiedurch einen Theil ihrer Stärke, beſonders da die Phantaſie des Blinden eine außerordentliche Thätigkeit hat, weil der Blinde durch keine äußere Gegenſtände von den Bildern der Phantaſie abgelenkt wird. Der Blinde kann ſich daher, ſo wie äußere Umſtände ihn beſtimmen, oft herrliche Luftſchlöſſer, oft aber auch eine Hölle erbauen; und vermehrte Reizbarkeit und lebhafte Phantaſie bewirken vielleicht, daß derjenige, der, wenn er ſehend geblieben wäre, nur mittelmäßige Anlagen für Muſik und Dichtkunſt gehabt hätte, als Blinder ungleich mehr zu leiſten vermag, beſonders wenn ihm Tonkunſt einzige Lieblingsbeſchäfftigung wird. Auf ähnliche Weiſe bildet ſich beinahe der Styl des Blinden. Ihm fehlt vielleicht der gewöhnliche Konverſationston; aber dagegen iſt er auch nicht ganz an ge-

meine Ausdrücke gewöhnt, weil, wenn er ſich größtentheils mit Lektüre vorzüglicher Schriftſteller beſchäfftigt, ihm, wo nicht völlig ihre Art ſich auszudrücken, wenigſtens ihr Periodenbau eigen wird. So wußte mein Freund Cruſe, jetzt Profeſſor zu Mitau, mir zuweilen, welches mich ſelbſt überraſchte, zu ſagen, wenn ich alte Klaſſiker, Engländer, Franzoſen und Italiener geleſen hatte, weil ich die Konſtruktion dieſer fremden Sprachen, ſelbſt ihre Idiotismen in meinen Ausdruck aufnahm. Ich folgre hieraus, daß, wenn der Blinde in jenen Jahren, worin noch die geläufige Zunge die Gedanken ſchnell in Worte kleidet, die das ſorgſame Alter erſt mühſam wählt, als akademiſcher Lehrer oder Kanzelredner angeſtellt würde, und ſich nur die Meiſterwerke in ſeinem Fache vorleſen ließe, er ſich bald in Betreff ſeines Vortrags vor vielen andern auszeichnen müßte. Die Materialien aber zum Ausdruck kann ihm nur ein ſtarkes Gedächtniß und Geiſtesgegenwart liefern. Es iſt Vorurtheil, zu glauben, daß Blindheit vortheilhaft auf das Gedächtniß wirke. Das Meinige war in den frühern Jünglingsjahren, ehe mich noch Krankheit geſchwächt hatte, um vieles ſtärker als nach dem Erblinden oder wie es gegenwärtig iſt. Jedes Gedächtniß aber gewinnt durch Uebung, und da der Blinde nicht ſo leicht alle Hülfsmittel wie der Sehende benutzen kann, muß er ſeinem Gedächtniß mehr einzuprägen ſuchen. Der blinde Straßenaufſeher Metkalf erklärte dies Letztere für den Grund ſeines ſtarken Lokal-Gedächtniſſes. Der blinde Profeſſor Heilmann glaubt, daß tiefes und inneres Nachdenken dem Blinden zur zweiten Natur werde, daß er, des äußern Lichts beraubt, ein inneres in ſich zu

entflammen ſtrebe, uud daß er, vor deſſen Auge ſich die Schönheit der ganzen Natur in Nacht verhüllt, ſich, um ſeinem ſehenden Bruder nicht nachzuſtehen, eine innere Schönheit entwickeln müſſe, und Heilmann glaubt, daß ihm dies erleichtert werde, weil ihn die äußern Gegenſtände nicht ſo leicht zerſtreuen. Meines Erachtens iſt dieſer Mangel der Zerſtreuung und die nothwendige Anſtrengung und Uebung dem Gedächtniß des Blinden vortheilhaft, und wenn dieſes hierdurch ſtärker wird, ſo iſt dies nicht direkt Vortheil der Blindheit, ſondern nur der vermehrten Uebungen, wodurch auch der Sehende, wie ich dies bei meinen eignen Kindern bewährt gefunden habe, ſein Gedächtniß ſtärken kann. Eher würde ich Geiſtesgegenwart für eine Folge der Blindheit erklären. Der Krieger, der — wenn es erlaubt iſt, eine wichtige Sache mit einer geringen zu vergleichen — häufig in Gefahr war, bekommt hierdurch eine gewiſſe Fertigkeit, in jeder Gefahr den beſtmöglichſten Entſchluß mit Schnelligkeit zu faſſen. Der Blinde iſt freilich der ungleich geringeren, aber der gewiß häufigern Gefahr des Verletzens und Verſtoßens ausgeſetzt, und bekommt durch Uebung eine außerordentliche Fertigkeit, jeder dieſer kleinen Gefahren zu entgehen; wenigſtens bin ich ohne Bedenken auf ſteilen Treppen, zwiſchen mit Glas, Porcellan oder brennendem Licht beſetzten Tiſchen oder auch beym Spazierengehen auf dem über einen Graben gelegten Brete, ohne fremden Rath oder Hülfe zu erwarten, ſobald ich den Gegenſtand nur bemerkte, ſicher fortgegangen. Ja, wenn Freunde mich leiten, zurechtweiſen, mich warnen wollen, ſo wird meine Aufmerkſamkeit gehemmt, ich wer-

de zerſtreut und ſchwebe in ungleich größerer Gefahr, als wenn man mich ungehindert mir ganz allein überläßt. Oft habe ich ſchnell und richtig bei unerwarteten Zufällen gehandelt, und meine Freunde und Verwandte haben oft meinen ihnen ohne langes Bedenken ertheilten Rath zweckmäßig gefunden. Der Blinde, den ſein Auge nicht warnt, ſeine Lebhaftigkeit forttreibt, hat immer viel wieder gut zu machen, und nur eine gewiſſe Schnelligkeit des Geiſtes kann dies bewirken; und wird ihm endlich durch Uebung, ſeinen Fähigkeiten gemäß, in geringerm oder größerm Maaße zu Theil. Diejenigen Sinne, die ihm zur Erkennung äuſſerer Gegenſtände noch übrig ſind, werden durch die nämliche Uebung geſchärft, ſo wie das Auge des Malers bei Miſchung der Farben durch den unbedeutendſten Pinſelſtrich eine Verſchiedenheit bemerkt, die dem Auge desjenigen, der nicht Künſtler iſt, kaum bemerkbar wird; ſo geht es beim Blinden in Betreff des Gehörs. Die kleinſten Verſchiedenheiten fallen ihm auf, und daraus entſpringt beim blinden Tonkünſtler eine ſeltene Fähigkeit bei den Abſtufungen des muſikaliſchen Ausdrucks, bei den Uebergängen vom Piano zum Forte, und eine außerordentliche Richtigkeit des Takts. Auf ähnliche Weiſe iſt dem Blinden im gemeinen Leben die geringſte Verſchiedenheit im Tone auffallend. Daher kommt es, daß er ſeine Bekannten am Gange, am Aufmachen der Thüre, vielleicht nach zehn Jahren an ihrer unveränderten Stimme wieder erkennt, und doch wieder dieſe Stimme, wenn ſie nichts Ausgezeichnetes hat, bei einer kleinen Heiſerkeit ſeines Freundes verkennt. Der Blinde, deſſen Imagination beſtändig rege iſt, zieht aus jedem

Tone Schluſsfolgen. Dieſes leiſtet ihm vortreffliche Dienſte, die Entfernung, ſelbſt die Größe mancher Gegenſtände, z. B. die Höhe der Menſchen aus ihrer Sprache, ſogleich kennen zu lernen. Nur muß er ſich ſehr hüten, daß er, was ſeine Imagination ihm darſtellt, nicht gleich für wahr annehme. Der alte Lichtwehr ſagte ſchon: „Es heißt beim Menſchen wie beim Vieh, das kleinſte macht den größten Lärmen.“ Kleine, zum Theil gebrechliche Menſchen, gewöhnen ſich, weil man ſie ſonſt wenig bemerkte, durch ein ſcharfes Auftreten, durch ein weites Oeffnen der Thüren, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, ſich bemerkbar zu machen, und oft habe ich deshalb ein kleines hageres Männchen, ehe ich es genauer kennen lernte, für einen großen dicken, wenigſtens ſchwerfälligen Mann gehalten.

Manchmal kann man bei der Beurtheilung eines Tons äußerſt verſtoßen. So beſuchte mich einſt ein junger Arzt, gerade als die ſtählernen Stöcke, die ich noch nicht kannte, Mode geworden waren, und ſchlug damit zufällig beim Hereintreten an die Stubenthüre. Ich begrüßte ihn ſogleich mit den Worten: guten Morgen, Michel! Der Mann war äußerſt betreten; ſagte: ich müſſe ihn wahrſcheinlich verkennen, wovon er ſich aber den Grund nicht anzugeben wiſſe. Ich erkannte ihn nun gleich an der Stimme und erklärte ihm den Grund meines Irrthums. Es kam zuweilen ein Jude, Namens Michel, zu mir, der, wenn er ein Pack Waaren unter dem Arme trug, gewöhnlich mit ſeiner eiſernen Elle an die Stubenthüre ſchlug; und mit eben dieſem Tone war auch jetzt

der Arzt zu mir ins Zimmer getreten. Er wies mir ſein ſtählernes Stäbchen, und am Ende lachten wir beide. Wenn der Blinde bei ſeinen Erfahrungen dieſer Art nicht vorſchnell iſt, ſie vergleicht und richtige Reſultate abſtrahirt, ſo gereicht ihm ſein Gehör in gewiſſer Art zum Führer; und bekannt iſt es, daß Saunderſon ſich in ſeinem Gange zu richten wußte, ſobald er mit dem Fuß auf die Erde geſtampft und den Schall hievon gehört hatte. Herr Klein zu Wien erzählt etwas Aehnliches von ſeinem Zöglinge Braun, der durch einen Ton ſeiner Zunge die Anweſenheit einer oder mehrerer Perſonen, die ſich ganz ſtill halten, entdeckt. Ich habe mich hierauf nicht eingeübt; glaube aber wohl, daß ich mich in Gebäuden, beſonders gewölbten Gängen und Zimmern von verſchiedener Größe, darnach finden würde. Aehnlicher Verfeinerungen iſt das Gefühl fähig, ob ich gleich das Erkennen der Farben durchs Gefühl bezweifle. Die Mittel zur Vervollkommnung des Gefühls werde ich weitläuftiger auseinander ſetzen; und ich denke mir unter Gefühl nicht allein das Betaſten der Gegenſtände, ſondern auch richtige Begriffe, welche aus ihrer ſpecifiken Schwere, ihrer Kälte und Wärme, auch ihrer größern oder geringern Härte, Näſſe oder Trockenheit, und folglich nicht blos aus der Form abſtrahirt werden können, und ſo kann oft das leiſeſte Berühren ein Reſultat geben. So z. B. weiß ich keinen Körper, den ich mit rohem Fleiſch auch beim leiſeſten Berühren verwechſeln könnte. Auch verſtehe ich unter Gefühl unwillkührliche Wirkungen, die äußere Gegenſtände auf mich hervorbringen. Saunderſon wußte, wenn er in einem Gar-

ten ging, die Stelle anzugeben, wo ein Baum ſtand, weil er den Strich der Luft auf ſeiner Wange, wenn er dem Baume parallel war, weniger bemerkte; und in einem Garten nach alter franzöſiſcher und holländiſcher Manier, wo neben geraden Gängen Bäume und Pyramiden in gerader Linie ſtehen, habe ich dies ſehr bewährt gefunden. Allein in engliſchen Gartenanlagen, bei krummen Gängen und da, wo oft zwiſchen zwei Bäumen in einiger Entfernung ein dritter ſteht, ſo als ob die drei Bäume die Ecken eines ſpitzwinklichten Dreiecks wären, da bin ich, weil die Luft keinen regelmäßigen Zug hat, dies nicht zu unterſcheiden im Stande.

Alle dieſe Dinge zuſammen genommen, verſchaffen dem Blinden bei immer reger Aufmerkſamkeit und bei gehöriger Geiſteskultur einen wenigſtens erträglichen Zuſtand. Sie gewähren, — man verzeihe dem Blinden dieſen kleinen Stolz, den er gern für ein Auge hingeben würde, — Vorzüge vor dem Sehenden, wenigſtens einige Vortheile, die jeder Sehende nicht immer hat: Herzlichkeit und Offenheit im Betragen, dankbare Anhänglichkeit und lebhafte Theilnehmung, Feſtigkeit und ausdauernden Fleiß, immer rege Aufmerkſamkeit, Lebhaftigkeit der Imagination, und hiedurch die Kraft zum unaufhörlichen Brüten über einer Lieblingsidee, Fertigkeit des Ausdrucks und ſelbſt eine gewiſſe Schnelligkeit der Faſſungskraft, ein gewiſſes Zartgefühl, Muth und Geduld. Weit bin ich entfernt, der Lobredner der Blinden, vielweniger noch mein eigner Lobredner zu ſeyn, oder behaupten zu wollen, daß dieſes

einem jeden Blinden in gleichem Grade eigen ſey, ſondern ich behaupte blos, daß Blindheit dieſe Geiſtesſtimmung begünſtige. Aber wie unendlich viel büßt der Blinde dagegen ein! Jene Unglücklichen, die abgeſtumpft, mißtrauiſch und muthlos gemacht werden, will ich gar nicht mehr berühren; aber jedem Blinden entgeht der frohe herzerhebende Anblick der ſchönen Natur und der Erzeugniſſe der bildenden Künſte. Er muß Stoff zur Freude hervorſuchen, der ſich jedem andern Menſchen durchs Auge von ſelbſt darbietet. Daher kommt bey vielen Blinden eine gewiſſe Kälte und Trübſeligkeit. Der Blinde kann nicht mit eignem Auge leſen, das Entbehrliche überſchlagen, das Wichtige mit ein paar Worten aufzeichnen. Kein Dichter, den er beim Selbſtleſen freudig deklamiren würde, begeiſtert ſein Herz. Es iſt gewöhnlich der kalte todte Buchſtabe, der ihm vorgeleſen wird, und der größte Theil des ſchönen Colorits der Einkleidung muß für ihn beim Leſen verloren gehen, wenn nicht ſein ſtarkes Gedächtniß ihm in den Stunden der Einſamkeit das Vorgeleſene wieder in die Seele zaubert; und dann bleibt es doch immer nur wie ein Wiederhall, wie der Wind, der in den Harfenſaiten Oſſans flüſtert, und hiedurch bei ihm die Erinnerung an die Thaten der Vergangenheit weckte. Er kann beim Schreiben nicht das unſchickliche Wort durchſtreichen und ſogleich das Schicklichere an die Stelle ſetzen. Der Provinzialism, den er nicht niederſchreiben würde, entläuft ihm beim Diktiren. Er kann nicht wie der Sehende die niedergeſchriebene Periode ſchnell mit dem Auge durchlaufen und

die Worte zweckmäßiger fügen; er kann ſich nicht die Verſchiedenheit zwiſchen mündlichem und ſchriftlichem Ausdruck ſo leicht wie der Sehende durch Uebung eigen machen, und ſtößt daher als Schriftſteller ſehr leicht an eine der beiden Klippen, Weitſchweifigkeit oder gezwungne Kürze. Der Tonkünſtler hat unendliche Mühe, ſich mit fremden Meiſterwerken bekannt zu machen. Er kann die Note ſelbſt nicht leſen, und wenn derjenige, der ſie ihm vorträgt, nicht ſelbſt ein vorzüglicher Tonkünſtler iſt, ſo geht ihm hiebei noch ungleich mehr als dem Blinden verloren, dem ein Dichter ſchlecht vorgeleſen wird. Der Blinde muß ſich in allen ſeinen Geſchäfften einem andern anvertrauen, oft preis geben, verſtößt häufig, und wird durch ſeine Heftigkeit, einen Fehler der meiſten Blinden, der daher entſteht, weil ihn keine äußere Rückſichten und Warnungen zur Mäßigung ſtimmen, oft irre geleitet. Seine Einbildungskraft zaubert ihm nicht immer angenehme Bilder vor, ſondern nagt oft ſchrecklich an ſeinem Innern, und ſchildert ihm auch oft um ſo lebhafter, was er entbehrt. Er trägt, weil ihn kein äußerer Gegenſtand zur Behutſamkeit reizt, ſein Herz auf der Zunge, ſeine Fehler öffentlich zur Schau. Nur höchſt ſelten hat er das Glück, gemeinnützig zu werden und die erforderlichen Bedürfniſſe ſich ſelbſt verſchaffen zu können. Wenn gleich in der Regel die Gattin durch die Herzlichkeit des Blinden näher an ihn gefeſſelt wird, ſo wird es ihm doch unendlich ſchwerer als jedem Sehenden, eine Gefährtin ſeines Lebens zu finden; und als Vater kann er bei dem be-

ſten und redlichſten Willen nicht alles wie ein Sehen-der wirken. Das Aeußere ſeiner Kinder, und welcher wichtige Theil ihrer ganzen Kultur! geht ihm hie-durch verloren. Die Freude des Vaters beim Anblick der unſchuldigen kleinen Geſchöpfe muß er ganz entbeh-ren; und warum ſollte ich mich dieſer menſchlichen Ge-fühle ſchämen? der Wunſch, meine Frau zu ſehen, war nie lebhaft in meiner Seele; aber es hat mir Mühe gekoſtet, den Wunſch, meine Kinder zu ſehen, und das mit der Unmöglichkeit der Gewährung dieſes Wunſches verknüpfte ſchmerzliche Gefühl aus meiner Seele los zu werden. Wie viel Traurigeres hat noch die Lage des Blinden, dem die nothwendigſten Bedürf-niſſe fehlen, dem keine Geiſteskultur Troſt bietet, und welche ungeheure Schwierigkeiten hat für ihn noch der unentbehrlichſte Erwerb!

Am ſchrecklichſten iſt die Lage der weiblichen Blin-den. Nicht jede kann wie eine Paradies oder Kirchgeß-ner die Muſik zur tröſtenden Freundin wählen. Der Wunſch zu gefallen, der in jedem weiblichen Buſen ruht, bleibt unerfüllt. Das Weib, gewöhnt, ſich in der Natur einem ſtärkern Weſen anzuſchmiegen, ſtreckt, wäre es auch nur in unbemerkter Einſamkeit und bei verheimlichter Thräne, die Arme fruchtlos aus; die vorzüglichſte Beſtimmung des Weibes als Gattin und Mutter geht verloren. Das ohnehin Aermliche des weiblichen Erwerbs macht, daß die Blinde noch ungleich ſpärlicher für den Unterhalt etwas thun kann. Hay von der Häßlichkeit behauptet, daß der häßlichſte Mann erträglicher als das häßlichſte Weib ſey. Bekannt iſt

die Anekdote, daß einſt bei einem Gaſtmale in einer Taberne zu London ein Mann, der über ſeine eigne Häßlichkeit lachte, ſich eine Wette einzugehen erbot, der häßlichſte in ganz London zu ſeyn. Einer der Anweſenden nahm ihn beim Wort und forderte die Gäſte auf, Schiedsrichter zu ſeyn. Er brachte ein altes Weib von ausgezeichneter Häßlichkeit ins Zimmer und alle Anweſenden riefen, er habe die Wette gewonnen. Nicht doch! rief der Häßliche, urtheilt nicht zu früh. Er ſetzte dem alten Weibe ſeine Perücke, ſich ihren Kopfpuz auf, und alle geſtanden nun ein, daß er der Häßlichſte ſey. Wenn dies gegründet iſt, ſo muß das blinde Frauenzimmer, welches hört, daß Schönheit als vorzügliche Eigenſchaft ihres Geſchlechts geprieſen werde, daß man größtentheils die Frauenzimmer nur im Verhältniß zu ihrer Schönheit ſchätze, ſich bei der Erinnerung an ihren Verluſt doppelt elend fühlen. Die Männer, die, wenn ſie ſich ein Frauenzimmer denken, doch hiemit keinen mißfälligen Begriff verbinden werden, ziehen ſich, wenn nicht Verwandtſchaft oder ein anderer Grund der Theilnehmung eintritt, kalt und einſylbig zurück. Dies thun auch die übrigen Perſonen ihres Geſchlechts, von denen ſie, weil Puz, weibliche Geſchäffte und Pflichten ſie ungleich weniger als Sehende beſchäfftigen können, weit mehr als der blinde Mann von den Perſonen ſeines Geſchlechts entfernt iſt, und ein blindes Frauenzimmer muß ausgezeichnete Talente oder Eigenſchaften des Geiſtes beſitzen, um noch weniger mißfällig und nicht unglücklicher als ein blinder Mann zu werden.

Die Erinnerung weckt jetzt manches traurige Bild in meiner Seele auf. Nur der Galeerenſklave, der zeitlebens ans Ruder geſchmiedet iſt, der weiß es auch ganz, wie ſchwer die Arbeit ſeinen Unglücksgefährten wird. Die mehreſten Menſchen haben für Unglück keinen andern Maaßſtab, als Rückerinnerung an eine eigne ſchmerzliche Begebenheit oder Empfindung. Sehr gewöhnlich iſt es daher, daß der Glückliche und der Reiche, der den Schmerz weniger kennen lernt, deshalb keinen richtigen Begriff von Schmerz und Unglück hat, und wenig für den Leidenden thut. Auch kann man es, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht von ihm fordern, daß derjenige, der Lebensgenuß und Zerſtreuung die Fülle hat, ſeinen Blick von dieſen angenehmern Gegenſtänden auf menſchliches Elend ableiten ſoll. Thut er es, ſo iſt er ein guter edler Menſch; unterläßt er es, ich kann ihn nicht verdammen, ſondern bloß bemitleiden, daß er ſich ſelbſt um eine hohe Stufe des Menſchenwerths bringt. Der Unglückliche will deshalb gern helfen, weil ihm ſein eignes Schickſal einen Maaßſtab zu den Leiden des Unglücklichen giebt; und er iſt leider bei aller ſeiner Theilnehmung am gewöhnlichſten kraftlos. Möchte ich es doch hier nicht ganz ſeyn! Möchten die Vorſchläge, die ich hier niederſchreibe, doch dahin wirken, das Nachtheilige in der Lage meiner Unglücksgefährten zu mildern, ihre Anlagen und Fähigkeiten auszubilden! Könnte ich dieſen meinen Zweck erreichen, dann hätte ich vielleicht, ungeachtet meiner Blindheit, die Summe des menſchlichen Elends vermindert und nicht umſonſt gelebt.

Fünfter Abſchnitt.

Anleitung zur erſten Erziehung aller Blinden.

Es bleibt Hauptzweck bei der Erziehung aller Blinden, ſie ihren Nebenmenſchen ſo wenig läſtig und dagegen ſich und ihrem Nächſten ſo nützlich als möglich zu machen; jede ihrer Fähigkeiten und Anlagen zu kultiviren, fremden Beiſtand, wo es irgend angeht, entbehrlich zu machen; das Selbſtgefühl ihrer traurigen Lage und die Folgen ihres Schickſals zu mildern; und um dieſen Zweck zu erreichen, muß die Erziehung des Blinden ſo zeitig als möglich ihren Anfang nehmen.

Noth, die Lehrmeiſterin aller Künſte, drückt den Blinden mehr als jeden ſeiner Nebenmenſchen. Er muß, und wäre er der unkultivirteſte Menſch und zweckte alles rund umher dahin ab, ihn durch Frömmelei und Zurückſetzung abzuſtumpfen, dennoch auf Hülsmittel denken, dem körperlichen Schmerze zu entgehen und ſeine Gegenwart erträglicher zu machen. Die beiden Uebel, die jeden Blinden unaufhörlich drücken, ſind das Gefühl der Hülfloſigkeit, indem er jeden Augenblick fremdes Beiſtandes bedarf, und Unthätigkeit, die ihm in ſeinem iſolirten Zu-

ſtande doppelt drückend wird. Je mehr der Blinde ſich zu fühlen, je mehr er einzuſehen anfängt, daß mancher Keim in ihm ſchlummere, je mehr ſich mancher dieſer Keime zu entwickeln anfängt, um ſo mehr fühlt er ſeine Abhängigkeit, der er nun auch nach dieſem Verhältniß zu entgehen ſucht. Jeder Blinde iſt daher auch in beſtändiger Aufmerkſamkeit, die Gegenſtände, die ihn umgeben, durch Gehör oder Gefühl zu erkennen. Gewöhnlich iſt es, daß zuerſt der Blinde, wie es der Sehende im Finſtern zu thun pflegt, umhertappt und um ſich greift. Das Bewußtſeyn ſeines Zuſtandes, die Ueberzeugung, ſich äuſſerſt leicht verletzen zu können, die ihn unaufhörlich umſchwebt, macht ihn noch ungleich behutſamer. Der lebhafte Blinde, beſonders wenn er immer durch einen Sehenden geleitet wurde, hebt deshalb die Füße hoch, als ob er über Acker hinwegſchreiten und hiedurch das Anſtoßen verhindern wolle: hingegen derjenige, der ſich ſelbſt überlaſſen wurde und ſich häufig verletzte, geht um vieles unſicherer. Seine Schritte ſind daher kurz. Er hebt den Fuß nicht hoch, weil er leicht an etwas ſtoßen könnte. Er ſucht vielmehr zu prüfen, ob ihm nicht ein Gegenſtand unter den Füßen liege. Er ſetzt daher, damit er auch nichts verletze, zuerſt die Spitze des Fußes auf, und wenn er ſich überzeugt hat, ſicher treten zu können, nur dann ſtellt er erſt den ganzen Fuß hin. Auf eine ähnliche Weiſe verfährt er mit den Händen. Zuerſt ſichert er ſein Geſicht, und nun fühlt er langſam weiter, was in ſeinem Umkreiſe befindlich ſey. Um ſeinen Rückweg finden zu können, hält er gewöhnlich eine gerade Linie, und wenn man ihn hiebei ſich nur ſelbſt überläßt, was

gefährlich ſeyn kann, entfernt, ſo findet ſich allmählig von ſelbſt ein gewiſſer Takt; und ſeine Schritte, die Bewegungen ſeiner Arme und Hände nach größerer Entfernung oder mit größerer Schnelligkeit werden bald ein ſehr zuverläßiger Maaßſtab, und deshalb wünſchte ſich auch der blindgeborne Chemiker, deſſen d'Alembert erwähnt, ſtatt der Augen, deren Werther nicht kannte, wenn es möglich wäre, längere Arme zu haben. Ohne daran zu denken, verſchafft die Gewohnheit eine mechaniſche Fertigkeit. So gehe ich in meinem Hauſe Gegenſtänden vorbei, woran ſich der Sehende nicht ſelten ſtößt; und ſelbſt in fremden Häuſern iſt mir der Gedanke, zu wem ich komme, ſo lebhaft, daß ich vor Kurzem, weil man dem Stricke, an dem man ſich bei einer ſteilen Treppe hinaufhilft, eine andere Richtung gegeben hatte, meinen Begleiter, welches nicht der gewöhnliche war, ſogleich fragte, ob er mich nicht in ein unrechtes Haus geführt habe? Jede auch die gefährlichſte Treppe gehe ich am ſicherſten ohne Führer, weil ich mich alsdann nur einzig auf mich verlaſſe und jedes Hülfsmittel, das Noth und Erfahrung mich lehrte, ohne deutliches Bewußtſeyn anwende. Die erſte Regel iſt daher: man ſuche jedem blinden Kinde oder jedem, der eben erblindet iſt, Schrecken und Verletzung zu erſparen, thue wenigſtens, als ob man ihn nicht beobachte, laſſe ihn zuweilen allein und ſetze ihn ohne Härte in die Nothwendigkeit, ſich zuweilen ſelbſt einen kleinen Dienſt leiſten zu müſſen. Der erſte gelungene Verſuch thut ſo gütlich, daß er gewiß weiter fortſchreiten wird. Nur

lobe man ihn nicht wegen des gelungenen Verſuchs; denn für mich war dies eine Marter. Wie erbärmlich, dachte ich dann immer, iſt der Blinde in der Meinung ſeiner Nebenmenſchen, daß man Dinge an ihm preiſt, die man nicht einmal bei einem ſehenden Thiere bewundert! Ob ähnliche Empfindungen in der Bruſt des Blindgebornen, oder bei dem, der in der erſten Kindheit blind wurde, entſtehen, weiß ich nicht. Doch würde ich ihn, als ſein Erzieher, immer ſchonend nur in Vergleichung mit andern Blinden loben, ihm z. B. ſagen, daß dieſer oder jener Blinde, der ihm in andern Fällen weit überlegen ſey, es im gegenwärtigen Falle noch nicht ſo weit gebracht habe. Iſt das Beobachtungsvermögen des Blinden einmal geweckt, ſo geht er raſch weiter. Die gerade Linie in ſeinem Gange, die ihn zuweilen immer auf einen Gegenſtand führt, lehrt ihn bald auch ſeine Schritte zu einem Bogen gewöhnen, und allmälig lernt er dieſen Bogen, je größer der Raum iſt, in dem er ſich befindet, erweitern. Der gebildete Blinde formet daher in ſeinem Gange, wenn er einen Gegenſtand vermeidet, regelmäßige Segmente oder Halbzirkel, je nachdem der Gegenſtand, den er vermeiden will, groß oder klein iſt; und da in unſern Zimmern doch immer eine gewiſſe regelmäßige Ordnung herrſcht, ſo bewirkt dieſes, daß der Blinde, ſobald er nur in einem fremden Hauſe bekannt iſt, ſelten an ein Möbel ſtoßen wird; und vortrefflich wäre es daher, wenn man den Blindgebornen, indem man ihn gehen lehrt, nur immer daran gewöhnte, Winkel, gerade Linien oder Halbzirkel zu beſchreiben. Nur muß man in Betreff der

Letztern vorſichtig ſeyn. Gewöhnt ſich der Blinde, wenn er an einen Gegenſtand kommt, ſolchen in einem groſſen Halbzirkel zu umgehen, ſo ſtößt er hiedurch oft auf einen zweiten, entfernt ſich auch, wenn das Zimmer groß iſt, von den Wänden, und wird doch nur, wenn er dieſe genau kennt, mit dem Ganzen des Zimmers bekannt. Iſt aber das Zimmer klein, ſo wird er, indem er durch große Halbzirkel bis in die Mitte oder wohl gar an die entgegengeſetzte Wand des Zimmers kommt, den übrigen darin befindlichen Perſonen läſtig, wenigſtens auffallend. Mich hat die Erfahrung hiebei ein Verfahren gelehrt, das ich jetzt, ohne einmal daran zu denken, beobachte. Z. E. wenn ich unbemerkt mit der Hand eine Kommode oder einen Schrank berühre und ſie umgehen will, ſo mache ich keine gerade Linie an der Seite des Schranks, weil ich ſonſt Gefahr laufe, indem ich mich wende, mir an der Ecke die Hüfte zu ſtoßen, ſondern ich trete einen Schritt ſeitwärts, entferne ein wenig den Arm, der dem Gegenſtande am nächſten iſt, vom Körper und ſuche nun, je nachdem der Gegenſtand groß iſt oder ſich weit in die Stube hinein erſtreckt, welches Letztere z. B. bei einem Schreibtiſch der Fall iſt, eine Ellipſe oder Parabel durch meinen Gang zu bilden, wobei ich erſt, wenn meine Hand die Ecke des Gegenſtandes berührt, einen kleinen Bogen beſchreibe und nachher erſt, wenn ich die zweite Ecke berührt habe, eine gerade Linie bilde. Durch Berühren verſtehe ich hier kein Umhergreifen, weil dadurch Porcellan oder andere Gegenſtände herabgeworfen werden können, ſondern ein leiſes Anſtoßen

der zwanglos herabhängenden Hand. Auf ähnliche Weiſe muß das blinde oder frühzeitig erblindete Kind an eine gewiſſe Regelmäßigkeit in Betreff ſeines Ganges gewöhnt werden. Ferner ſetze ich mich an einem fremden Orte niemals nieder, ohne zuvor geſchwinde eine Linie über den Stuhl gezogen zu haben; und daher habe ich mich auch noch nie vorbei oder auf die eine Ecke des Stuhls geſetzt. Befinde ich mich ohne Führer an einem nicht hinlänglich bekannten Orte, ſo halte ich die eine Hand mit ausgebreiteten Fingern vor dem Geſichte, die andere in einiger Entfernung vor dem Unterleibe, und ſichere mich hiedurch, indem ich in gerader Linie fortſchreite, gegen Stoßen oder Verletzen. Da aber dieſe Stellung auffällt, ſo habe ich in einem fremden Hauſe, wenn ich die Treppe herauf oder herunter gehe, die Gewohnheit, den Hut in der linken Hand in einiger Entfernung vor dem Geſichte zu halten, mit der rechten den Stock etwas vor mir zu ſetzen, und ich habe, ſo lange ich blind bin, noch nie einen Fehltritt auf einer Treppe gethan. Schon das Bewußtſeyn, ſich allein auf ſich verlaſſen zu müſſen, erzeugt mehr Behutſamkeit; und ſelbſt beim Gleiten auf einer Treppe darf der Blinde nur die flachen Hände nach beiden Seiten ausdehnen; und er wird alsdann gewöhnlich einen Gegenſtand ergreifen oder ſich mit den Händen ſelbſt gegen die Seitenwände der Treppe anſtemmen können. Dieſe Dinge ſcheinen und ſind auch in der That Kleinigkeiten; aber das blinde Kind oder der eben Blindgewordene wird, ſogleich darauf aufmerkſam gemacht, davon einen wichtigen Vortheil haben.

Sobald nun das blinde Kind zum Theil ohne einen Führer gehen kann, ſo muß der, welcher es erzieht, damit anfangen, es nach dem Tone zu leiten, z. B. es nie an den Eßtiſch führen, ſondern das blinde Kind zu ſich rufen oder es durch ein Klopfen auf die Stelle des Tiſches, an welcher ihm ſein Platz biſtimmt iſt, zu leiten ſuchen. Auf ähnliche Weiſe muß man ihm Beſchäfftigung mit andern Dingen ſchaffen, die ihm in die Sinne fallen. Ich würde dazu Blumen, die man in Töpfe ſetzt, Orangenbäume und Stubenvögel vorſchlagen. Erſtere muß das Kind begießen und pflegen, Letztere füttern. Es bekommt dadurch doch ein gewiſſes Wohlbehagen an der Natur. Der Geruch wird ihm Führer zu ſeinen Blumentöpfen; der Geſang des Vogels macht ihn auf die Stelle, wo der Käfig hängt, aufmerkſam. Er hat ſchon eine Beſchäfftigung mehr, und das Entwickeln der Pflanzen vom Saatkorn und Keime bis zur Blüthe und Frucht, welches ihm durch ſein Gefühl ſtufenweiſe bekannt wird, übt dieſes Gefühl. Kant, in ſeinen Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Schönen, hält es für den ſchrecklichſten Zuſtand, wenn der Menſch von allen übrigen Weſen getrennt würde, und jene ewige Finſterniß, die das Auge des Blinden deckt, erzeugt zum Theil dieſen Zuſtand. Wir ſehen, wie die Schrecken der Finſterniß auf den großen Haufen wirken, und daß bei vielen ſchon das Schauerliche ſich vermindert, wenn ſie nur ein hülfloſes Kind zum Begleiter haben. So vermindert ſich auch beim Blinden das Schreckliche ſeines Zuſtandes, wenn er rund um ſich Leben ſpürt. Das Düften der Pflanze, das Hüpfen des

Vogels auf den Sproſſen ſeines Käfigs verkündet ihm, daß er in der Welt noch von allem nicht abgeſondert ſey. Es iſt ein Fehler, wenn man einem Kinde geſtattet, nach jedem Gegenſtande zu greifen, weil es ſich an einem Meſſer oder Lichte ſehr leicht verletzen kann. Höchſt vortheilhaft aber iſts, wenn der Erzieher dem Blinden jeden Gegenſtand, den er ihm nennt, ſogleich in die Hand giebt, ihn ſelbſt zum Unterſuchen auffordert, dabei die Namen der Dinge und auch, woraus ſie beſtehen, z. B. dieſer Löffel iſt von Silber, dieſer iſt von Zinn, zugleich angiebt, weil hierdurch eine Menge Begriffe ohne alle Schwierigkeiten mitgetheilt werden. Als in mir der Gedanke entſprang, mich meinem Schickſale ſo ſehr als möglich zu entwinden, da bot ich alles auf, um mein Gefühl zu kultiviren. Ich griff nach jedem Gegenſtande, und es gelang mir oft, Dinge durchs Gefühl zu erkennen, die man wohl ſonſt nur durch das Geſicht beſtimmt erkennen kann. Mich führte dies aufs Naturalienſammeln, und ich würde, als Vorſteher einer Erziehungsanſtalt für Blinde, ein Kabinet anlegen, worin ich alle Gegenſtände, die im gemeinen Leben vorkommen, für ſie in eine gewiſſe Ordnung gebracht hätte, die deshalb gar nicht dem naturhiſtoriſchen Syſtem angepaßt ſeyn darf, ſondern blos auf richtige Begriffe leitet, z. B. eine Pflanze Flachs getrocknet und auf Papier geklebt, den Knoten, worin ſich der Saame befindet; dieſen Saamen außerhalb der Kapſel, eine Flachspflanze geröſtet, aber noch nicht gebrochen, auf Papier geklebt, dieſelbe gebrochen, etwas Schäben, Werg, der beim Schwingen verloren geht, gehechelten Flachs, verſchiedene Gattungen von Werg,

grobes und feines Garn, Zwirn, Leinwandproben von der gröbſten bis zu der feinſten; Leinwandproben, worin ſich gezwirntes Garn befindet, Zwillig mit glatten und erhabenen Streifen und Figuren, Zeug aus Leinen und Wolle, Leinen und Baumwolle gemiſcht, z. B. aus dem Thierreiche, das aus Holz geſchnitzte Bild eines Elephanten, einen ganzen Elephantenzahn, ein Stückchen geglättetes Elfenbein, ein Stückchen Elfenbein ſo dünne geſchnitten, als es der Miniaturmaler braucht. Wenn der Lehrer bei Vorzeigung eines ſolchen Kabinets ſich nur dem Blinden zu accommodiren weiß, ſo ſoll ihm bald kein Begriff fürs gemeine Leben fehlen. Mit dem Vorzeigen eines ſolchen Kabinets müſſen noch zwei Hauptzwecke verbunden werden, erſtlich die Ausbildung des mündlichen Ausdrucks und zweitens der dem Blinden noch übrigen Sinne. Von den Subſtantiven erhält der Blinde bald einen Begriff, ungleich ſchwerer von den übrigen Theilen der Rede. Man prüfe genau und man wird finden, daß hier der Blindgeborne häufig, beinahe papageienartig ſpricht. Deshalb muß der Lehrer unaufhörlich katechiſiren und die Begriffe ergänzen. Es muß dabei durchaus kein akademiſcher Vortrag ſtatt finden. Der Lehrer muß mit der unermüdlichſten Geduld nicht eher einen Schritt vorwärts thun, als bis er überzeugt iſt, daß der Blinde das Vorhergeſagte einſieht und nicht blos nachbetet. Achtet das Unglück, ſagt Sophokles, es iſt den Göttern heilig! Kein Charletan muß auf Koſten des Blinden Künſte machen, oder den Blinden Künſte machen laſſen. Es kommt hier nicht auf ein unwürdiges Glänzen, ſondern darauf an, den Geiſt ei-

nes Unglücklichen für dieſe und jene Welt zu vervollkommnen. Zu dieſem erhabenen Zwecke müſſen zuförderſt Begriffe und Ausdrücke gebildet werden. Gedächtniß iſt die Vorrathskammer der Begriffe. Man fange alſo an, die Gegenſtände in mehreren Sprachen zu nennen, und führe hierdurch diejenigen Blinden, denen man eine wiſſenſchaftliche Erziehung geben will, allmälig zur Kenntniß von Sprachen. Der blinde Magiſter Huldreich Schönberger bediente ſich des geglühten Eiſendraths, um Figuren, ſelbſt Buchſtaben der orientaliſchen Sprachen, die er zu Königsberg lehrte, darzuſtellen. Dies hat Hinderniſſe; ich bringe vorzüglich Wachs und Thon in Vorſchlag, und zwar Wachsſtöcke zur Beſchreibung von Linien, gewöhnliches Wachs, das der Lehrer formen muß, zu den übrigen Gegenſtänden. So z. B. wenn der Lehrer das Wort r u n d ausſpricht, ſo lege er ſeinen Schülern das Wachs vor und frage, was iſt rund? Können ſie nicht ſelbſt durch Abbildung der Figuren antworten, ſo zeigt er ihnen mit Hülfe des Wachsſtocks, was zirkelförmig rund, eyförmig rund, mit Hülfe des Wachsklumpens, was eine runde Fläche, eine Kugel, was kugelförmig, halbkugelförmig, walzen-kegel-, und ſpiralförmig rund ſey; und nun müſſen die Schüler auf ſeine Fragen durch Nachbildung ſolcher Figuren antworten. Man ſollte nicht glauben, zu welcher Fertigkeit es hierin ſchnell gebracht werden kann. Ich, der ich ſeit 29 Jahren blind bin, kann jeden natürlichen Gegenſtand ſo abbilden, daß der Sehende ihn zu erkennen vermag, und manche Gegenſtände bin ich ſelbſt ſo abzuformen im Stande, daß jeder Sehende, der nicht Künſtler iſt, es mir

ſchwerlich gleich auf der Stelle nachthun ſoll. Ich bin noch weiter gegangen. Ich war, als ich noch ein Auge hatte, nicht ohne Kenntniß der Diplomatik. Bekomme ich eine Urkunde, die mir der Sehende ſogleich vorleſen kann, ſo gewinne ich freilich unendlich an Zeit und Arbeit. Im entgegengeſetzten Fall lege ich die linke flache Hand auf den Tiſch, in der rechten habe ich ein ganz dünn gerolltes Wachsſtäbchen, womit ich die Züge der Urkunde, die mir ein andrer mit ſeinem Finger in die linke Hand zeichnet, auf dem Tiſche nachzuformen ſtrebe. Wenn ich ein paar Reihen auf dieſe Weiſe kopirt habe, ſo ſuche ich nun mit den Fingern das Alphabet auszumitteln, wonach ich die Urkunde abſchreiben und leſen laſſe. Ich halte dies für gar kein eigenthümliches Talent. Auch der blinde Doktor der Rechte, Baron von Golz, wies mir einſt eine Charte von Europa, die er zu ſeiner Unterhaltung aus Wachsſtreifen auf einem Brete gebildet hatte; und der blinde Corſepius bildete einſt eine Kirche, in deren Innerm er bekannt war, aus Wachs nach. Selbſt die Imagination iſt hiebei thätig. Wenn ich mir ein Werk über Phyſik vorleſen laſſe, ſo bilde ich die mir neuen, darin angegebenen Vorrichtungen aus Wachs nach und laſſe mir nachher durch den Sehenden beſtimmen, in wiefern ſie mit dem Kupfer übereinkommen, oder davon abweichen. Man ſuche den Blinden bis ins kleinſte Detail mit der äußern Form bekannt zu machen. Der Blinde entdeckt alsdann oft Kleinigkeiten, die dem Sehenden entgehen. So habe ich bei den mehreſten Conchylien durch die Geſtalt der Windungen nicht blos die genera, ſelbſt species anzugeben gelernt. Der Blinde wird ſchnell hierin

Fortſchritte thun, wenn man ihm zwei ähnliche Gegenſtände von gleicher Größe giebt und die Angabe der Abweichungen zur Pflicht macht. Nun gewöhne man den Blinden, die Dimenſion der Gegenſtände zu beſtimmen, und man wird finden, daß gleich dem Augenmaaß auch durch das Gefühl ein gewiſſes Meſſungsvermögen oder Gefühlmaaß ſtatt finde, durch deſſen Ausbildung die menſchliche Vollkommenheit noch vermehrt werden könnte, und das dem Blinden außerordentlich nützlich werden kann. Ich weiß es, daß man gewöhnlich behauptet, das Auge könne ein Neunzehntel der Länge mit Schwierigkeit unterſcheiden; das geübte Gefühl thut es ſchnell. Man ſchaffe zuerſt dem Blinden einen ſichern Maaßſtab; man ſchneide Hölzer von der Länge eines Zolls von ſehr hartem Holze, vermiſche ſie mit andern, die nun eine, zwei oder drei Linien länger ſind, und laſſe ſie nun durch den Blinden ſortiren. Er wird am Ende die Fertigkeit erlangen, daß er unter 20 und mehreren Stäbchen dasjenige, welches gerade die Länge eines Zolls enthält, leicht herausfinden wird. Auf ähnliche Weiſe verfahre man nun mit Hölzern, die einen Kubik- oder Quadratzoll, etwas drüber oder drunter enthalten. Hat der Blinde von allem dieſem einen richtigen Begriff, dann laſſe man ihn die Größe der Gegenſtände beſtimmen; gewöhne ihn, mit Hülfe des Zirkels das Wahre und Falſche ſeiner Angaben ſich ſelbſt zu beweiſen, und leite ihn nun ſtufenweiſe dahin, die Entfernung der Gegenſtände zu beſtimmen; dann wird er bald die Größe des Menſchen nach der Höhe, aus welcher die Stimme tönt, ſeine Breite aus der Oeffnung,

welche mit der Thüre bei ſeinem Hereintreten ins Zimmer gemacht wird, und, ſobald er hierin hinlänglich geübt iſt, alle Gegenſtände ſo genau, als ob er ſie ſähe, erkennen lernen.

Iſt er nicht blindgeboren, kennt er noch einigermaßen die Gegenſtände aus der Anſchauung, ſo hilft ihm auch bald ſeine Phantaſie. Wenn ich einen Menſchen kennen lerne, ſo ſchwebt vor meiner Seele ein Bild. Auf einem grauen Grunde erſcheint ein ſchwarzer Schattenriß, ungefähr ſo wie im alten orbus pictus die menſchliche Seele abgebildet iſt. Die Begriffe von der Figur des Menſchen geben ihm bald ſeinen Umriß; aus dem Rauſchen des ſeidenen Unterfutters, dem Klappern ſeiner Knöpfe oder Uhrkette bekommt nun bald dieſe Figur eine mehr oder weniger elegante Bekleidung; aus ſeinem zierlichen oder raſchen Gange, ſeinen Verbeugungen, die ich, wenn er mir nahe ſteht oder dabei ſpricht, ſogleich wahrnehme, und aus ſeiner Behendigkeit bilde ich mir ſeinen äußern Anſtand. Jetzt kommt es an die Phyſiognomie. Das Geſicht iſt bisher noch immer ſchwarz; ohne daß ich beſtimmt abſtrahire, erſcheint mir nun aus den Aeußerungen des Menſchen, ſeinem leidenſchaftlichen Ausdrucke, den Nachrichten, die ich von ſeiner Erziehung, ſeinem Schickſale erhalte, der leidenſchaftliche Ausdruck ſeiner Phyſiognomie, das Feuer des Auges oder der matte niedergeſchlagene Blick, der ſpöttiſche Zug um den Mund oder die herabhängende Lippe, die erhabene Stirn und die Adlernaſe, oder das Feiſte, Ausdrucksloſe der ſchlaff herabhängenden Wangen und des gefalteten Unterkinnes. Zuweilen kann meine Phan-

taſie mit den Zügen nicht recht aufs Reine kommen und dann iſt's noch, als ob über einen Theil des Geſichts ein ſchwarzes Pflaſter läge, welches erſt die Zeit allmälig weghebt. Es iſt auffallend, und ich weiß keinen andern Grund, als den Enthuſiasmus, der mich in den frühern Jahren meines Lebens für die bildenden Künſte durchglühte, als Urſache davon anzugeben, daß ich wenigſtens von drei Phyſiognomien, die meine Phantaſie mir vorzeichnet, zwei auf das genaueſte treffe. Ich kehre von dieſer Ausſchweifung zu den Uebungen des Gehörs und Gefühls zurück.

Viele Dinge haben einen ſo ſpecifiſchen Geruch, daß dieſer allein ſie zu erkennen hinreicht. Bei ſolchen Gegenſtänden iſt es zweckmäßig, den Blinden außer der Form auch noch mit dem Geruch der Gegenſtände bekannt zu machen. Dies iſt ihm beſonders in Betreff ſeiner Speiſen vortheilhaft, weil er alsdann an einer fremden Tafel keine Blöße geben, einen Fiſch ſogleich abgräten und nicht etwa einen Krebs zu zerſchneiden verſuchen wird. Frühzeitig muß man den Blinden mit dem Begriff der Schwere bekannt machen. Eine Waage und ein Hebel werden ihm bald die erſten Grundbegriffe liefern. Nun gewöhne man ihn, Pfund, Viertelpfund und Loth, ſo wie vorher die Größen, zu unterſcheiden und übe ihn nun, Gegenſtände zu ſortiren, in deren Schwere keine beſonders große Differenz iſt. Hierauf mache man ihn mit der verſchiedenen Schwere der Körper bekannt. Man laſſe z. B. Kugeln von gleicher Größe aus Gegenſtänden von ganz verſchiedenem Gewichte formen, z. B. aus Blei, Holz, Wachs, Thon, Harz, und

verſucht ihn auf die Beſtimmung zu leiten, um wievielmal einer dieſer Körper ſchwerer als der andere ſey, und man wird dieſen Zweck um ſo eher erreichen, wenn man von allen den Materien, aus denen dieſe Kugeln geformt ſind, dem Blinden Stücke von gleichem Gewicht vorlegt und ihn hiedurch zugleich mit ihrer Verſchiedenheit in der Ausdehnung bei gleichem Gewichte bekannt macht. Ein blechernes Gefäß von einem Kubikfuß, oder, wenn dies zu groß ſeyn würde, vom vierten Theile des Kubikfußes, auf eine Waageſchale geſetzt und nach der Reihe mit verſchiedenen Flüßigkeiten gefüllt, wird ihm die verſchiedene Schwere derſelben überzeugend darthun. Jetzt ſetze man Flaſchen von gleicher Größe mit verſchiedenen Flüßigkeiten gefüllt auf den Tiſch und lehre ihn nun, nachdem man ſie oft verwechſelt, Flüſſigkeiten nach dem Gewichte erkennen. In Betreff trockner Körper wähle man Stücke von der Größe eines Kubikzolles. Jetzt iſt mir die Sache nicht mehr ſo wichtig, weil ich mir die Begriffe zu eigen gemacht, auch mein Studium der Kameralwiſſenſchaft und Technologie, worin ich vormals etwas geleiſtet zu haben glaubte, als mir jetzt völlig unnütz aufgegeben habe. Aber vor einigen Jahren war ich noch im Stande nach der Zuſammenfügung der Theile, oder der Geſtalt auf dem Bruche, aus der Schwere und dem Geruch Mineralien mit ziemlicher Genauigkeit zu unterſcheiden, beſonders wenn ich ſie mit einem andern Mineral von ungefähr gleichem Kubikinhalte vergleichen konnte. Hat der Blinde Begriffe von äußerer Form, Kubikinhalt und Schwere, dann führe man ihn allmälig zu den

andern Eigenſchaften der Körper, z. E. dem Poröſen Hiedurch würde ich ſchon ein Stück Saſſafras unter verſchiedenen andern Hölzern hervorfinden. Das Faſerichte oder Strahlichte mancher Gegenſtände, wodurch z. E. der Asbeſt und Zeolith ſogleich auffällt, ſelbſt das mehrere oder wenigere Divergiren der Faſern, z. B. der ſogenannten Jahre des Holzes, wird ſchon bei der bloßen Berührung Eichen- von Tannenholz unterſcheiden lehren. Die geringere oder größere Wärme der Gegenſtände wird ihm den Unterſchied zwiſchen einer lackirten und einer marmornen Vaſe von beinahe ähnlicher Glätte zeigen. So wird der Blinde, auf jeden Gegenſtand und alle deſſen Eigenſchaften aufmerkſam gemacht, ſchon im gemeinen Leben auch nicht als Unwiſſender erſcheinen; nur der Begriff der Farben ſcheint mir für den Blindgebornen unerreichbar. Bei der Erzählung, daß der Blinde durchs Gefühl Farben unterſcheiden könne, ſcheint mir einige Charlatanerie oder Täuſchung zum Grunde zu liegen, und ich habe, um mich von der Leichtgläubigkeit der Menſchen zu überzeugen, ſelbſt den Verſuch gemacht, ohne beſtimmt auszugeben, daß ichs könnte, ob es die Leute leicht von mir glauben würden, daß ich die Farbe ihres Rocks durchs Gefühl erkannt hätte. Ich erlaubte mir dieſen Scherz nur bei Freunden und ſolchen Perſonen, die ich genau kannte, und fand, daß die Liebe zum Wunderbaren hier ſo wie bei allem Uebernatürlichen den Glauben erleichtert. Wenn ich z. B. einige Kartenkunſtſtücke machte, ſo glaubte man es mir ohne Bedenken, daß ich die Farben der Karten durchs Gefühl erkenne, da ich doch blos die Charten auf der Rückſeite mit einem Stück

Elfenbein geglättet und durch feine Nadelſtiche kenntlich gemacht hatte. Ich habe mir außerordentliche Mühe gegeben, die Farben durchs Gefühl zu erkennen, mir mit einem Glaſe die oberſte unempfindliche Haut auf den Fingern dünner zu ſchaben, dann wieder mit einem Elfenbein zu glätten verſucht, aber alles war fruchtlos. Der einzige Fall, worin ich etwas zu leiſten vermochte, war folgender: Ein Kaufmann erwies mir die Gefälligkeit, mir Proben von Tüchern von völlig gleicher Güte und verſchiedenen Farben zu geben. Ich ließ mir Stücke von der Größe eines Quadratzolls ſchneiden und fand nun einigen Unterſchied in der Härte, vorzüglich der Elaſticität der wollenen Härchen, wenn ich gegen ſie ſtrich. Schwarz war jederzeit am ſprödeſten und härteſten, dann folgte dunkelblau, zuletzt dunkelbraun und dunkelgrün, welches beides ich aber nicht von einander unterſcheiden konnte. Ich habe dieſe Verſuche auf baumwollene und ſeidene Zeuge auszudehnen verſucht; es hat mir aber ſpäterhin nicht einmal mit Tuch völlig gelingen wollen, wahrſcheinlich, weil die Tuchproben nicht mit der vormaligen Sorgfalt für mich ausgeſucht waren. Meine Verſuche beim Fühlen der Farben ſtimmen mit dem überein, was Johann Vermaaſen, der im zweiten Jahr ſeines Lebens blind geworden war, dem großherzoglichen Anatomikus Finch ſagte: daß er nämlich die Farben durch ihre größere oder geringere Rauhigkeit unterſcheide. Auch ſcheint mir dadurch die Nachricht von dem blinden Grafen von Mannsfeld, daß er ſchwarz und weiß unterſcheiden konnte, erläutert zu werden; denn ich würde auch dieſe

beide Farben in Wolle, wenn man mir zwei Proben davon vorgelegt hätte, ſogleich durch die größere Härte bei der ſchwarzen Tuchprobe erkannt haben; deſto unerklärbarer aber ſcheint mir die Angabe, daß der blinde Graf Lynar die verſchiedenen Farben der Pferde durchs Gefühl erkannt habe; denn die verſchiedenen Färbeſtoffe und die ihnen beigemiſchten Salze hatten der Wolle in den Tuchproben einen verſchiedenen Grad der Härte mitgetheilt, da hingegen bei den Pelzthieren die Farbe gar keinen Einfluß auf die Härte oder Weiche der Haare hat, und das Haar des Zobels und Marders eben ſo weich iſt, als das Haar des Hermelins: ja da Letzteres ſelbſt noch um ein Weniges härter iſt, ſo ſcheint bei den Verſuchen des Grafen Lynar entweder einige Selbſttäuſchung ſtatt gefunden zu haben, oder die Sache aus Liebe zum Wunderbaren verbreitet worden zu ſeyn; wenigſtens war Letzteres der Fall mit dem blinden Schönberger, von dem viele vorgaben, daß er die Farben durchs Gefühl unterſcheiden könnte, welches er ſelbſt nicht zu können bezeugte. Saunderſon, der durch ſein Gefühl ſo unendlich viel leiſtete, ſogleich die Annäherung eines Gegenſtandes, jede Veränderung in der Atmoſphäre, jede Verſchiedenheit und Mangel bei geſchliffenen Flächen entdeckte, und bei alten Münzen die ächten geprägten von den unächten gegoſſenen durchs Gefühl unterſchied, hielt es für unmöglich, die Farben durchs Gefühl unterſcheiden zu können. Da indeß Leßing (Collectaneen zur Litteratur ꝛc. 2ter Band S. 355) als gewiß angenommen hat, daß Vermaaſen die Farben durchs Gefühl unterſchied, und Robert Boyle

(Experiments and Cons. touching Colours) über die Verſuche, die Farben durchs Gefühl zu erkennen, ſchrieb, ſo überlaſſe ichs feiner organiſirten Blinden, durch ihr Beiſpiel die Möglichkeit zu erweiſen. Hauy zweifelt an dieſer Möglichkeit und verſichert, daß von den vielen Blinden, die er gekannt habe, kein einziger die Farben durchs Gefühl zu unterſcheiden im Stande geweſen ſey.

In Betreff des Gehörs gewinnt der Blinde bey angeſtrengter Aufmerkſamkeit beträchtliche Vortheile; nur muß man dieſe Aufmerkſamkeit bei ihm zu erregen ſuchen, und ich glaube, daß ein aufmerkſamer Mathematiker, der zugleich Anthropolog wäre, aus dem Benehmen des geübten Blinden in Betreff der Gegenſtände des Gehörs vielleicht Reſultate für die akuſtiſche Geometrie ziehen könnte. Das blinde Kind wird ſich ſchon gern damit beſchäfftigen, auf Stückchen Metall zu ſchlagen und wird nun bald durch dieſen verſchiedenen Klang die Metalle unterſcheiden lernen. Bey jedem Tone, den es hört, lehre man es zugleich den richtigen Ausdruck, z. B. rauſchen, ſcharren, ſchrapen, kratzen, kniſtern, knarren u. ſ. f., und das Kind erhält zugleich Beſtimmtheit des Ausdrucks. Man erkläre dem Kinde, auch dem ältern noch erziehungsbedürftigen Blinden die Urſache jedes Tons, wo möglich mache man ihn mit der Sache ſelbſt, die ihn erregt, bekannt, erkläre ihm, woher das Rollen des Donners, das Rauſchen des Waſſerfalls entſtehe. Bei dem Raſſeln der Wagen mache man ihn auf die Struktur des Wagens ſelbſt u. beim Plätſchern der Ruder auf dieſe Werkzeuge aufmerkſam. Durch das Rollen einer Kugel mache man ihm begreiflich, wie der Schall in der Entfernung abnehme.

Er wird ſich, wenn man ihn hiedurch jedesmal auf den Ton aufmerkſam gemacht hat, jede Verſchiedenheit deſſelben und jede Veranlaſſung des Tons zu beurtheilen gewöhnen. Auch wird er, da man oft verſchiedene Töne zugleich hört, den wichtigſten und nächſten von dem minder wichtigen und entfernten unterſcheiden lernen. Mir iſt es, als ob ich den Gegenſtand, den ich höre, auch zugleich ſehe. Nur iſt bei mir auch dadurch der Begriff von Gefahr häufiger, als er bei dem unkultivirten Blinden ſeyn würde; und da ich auch die liebloſen Urtheile des großen Haufens kenne, die den Unfall des Sehenden weit eher als den des Blinden bedauern, weil es in Betreff des Letztern einer ihrer gewöhnlichen Ausdrücke iſt: warum blieb der blinde Mann nicht zu Hauſe, warum begab er ſich in dieſe Gefahr? ſo bin ich hiedurch äuſſerſt ſchüchtern gemacht. Ich gehe daher jedem Gegenſtande ungleich früher, als es erforderlich iſt, aus dem Wege, welches ich in meinen frühern Jahren nicht that, und bin jetzt durch dieſe Angſt, nachtheilig beurtheilt zu werden, ſo weit gekommen, daß jedes unerwartete Getöſe mich erſchreckt. Das Herunterfallen eines Buchs, wenn ich in meinem Arbeitszimmer ſitze, und doch überzeugt ſeyn kann, daß alles zur Verhütung eines Unfalls Dienliche auch für mich angewandt werde, ſetzt mich in ein Schrecken, deſſen Ueberflüſſigkeit ich völlig einſehe, welches ich aber doch nicht zu verhindern im Stande bin. An einem fremden Orte aber iſt dies nicht der Fall, weil ich meiner bei Geſpräch und Zerſtreuung ſelbſt mehr vergeſſe. Ich ſehe alſo offenbar ein, daß blos Abgezogenheit und manches liebloſe Urtheil dieſe

Stimmung meiner Seele veranlaßt haben. Menſchen! raubt doch dem Blinden nicht ſeine ſpärliche Freude; tretet ihn nicht völlig nieder; ſtoßt ihn doch nicht überall zurück! Die Gewohnheit, wenn ich verſchiedene Töne höre, meine Aufmerkſamkeit auf den wichtigſten und auffallendſten zu wenden, verdirbt mir das Vergnügen an der Muſik. Ein einziges Inſtrument, woranf ſich ein guter Tonkünſtler hören läßt, die Soloſtellen oder das gleiche Zuſammentönen der Inſtrumente und einfacher Geſang machen mir viel Freude. Aber z. B. bei der kunſtreichen Kompoſition eines Mozard, für deren kompetenten Richter ich mich keinesweges ausgeben will, iſt dies nicht der Fall, denn ſobald ich das Thema nicht aufzufinden vermag, ſo verliere ich viel. Wenn ich ein einziges Inſtrument ſo ausgezeichnet und mit ſo großer Kunſt ſpielen höre, ſo höre ich auch nur dies eine Inſtrument und verliere die Harmonie des Ganzen. Bei Blinden, die ſich vorzüglich mit Muſik beſchäfftigen, iſt dies nicht der Fall; aber ich glaube, daß er es bei andern Blinden ſey, die mich, ohne ſich darüber beſtimmt erklären zu können, verſichert haben, daß ihnen Muſik keine Freude mache. Wie nothwendig es aber für den Blinden ſey, ſich von jedem Tone einen beſtimmten Begriff zu machen, darüber hat mich gleich, da ich meine Augen verlor, die Erfahrung belehrt. Meine Phantaſie war geſchäfftig, deutete manche Töne falſch aus und ſetzte mich dadurch nicht ſelten in Angſt und Schrecken. So ging ich einſt über einen Koridor, der in einem ländlichen Wohnorte meiner Eltern die Zimmer trennte; ich trat auf Etwas, begann zu ſtraucheln, trat, um nicht zu fallen, etwas

ſtärker auf den Gegenſtand, der mir unter den Füßen lag, und in dem Augenblick begann ein Kind aus vollem Halſe zu ſchreien. Ich zitterte am ganzen Leibe und glaubte ein Kind, das im Gange geſeſſen habe, zum Krüppel getreten zu haben, und konnte mich lange nicht von dieſem Schrecken erholen, als Sehende hinzutraten uud mir ſagten: ich ſey auf einen Strauchbeſen getreten, womit ein Kind zufällig geſpielt und darüber geſchrieen habe, daß ihm der Beſen nun entfallen ſey. Jetzt würde mich die Höhe, aus welcher das Geſchrei dieſes Kindes tönte, belehren, daß es nicht unter meinen Füßen ſey. Wie ſehr aber durch Uebung das Gehör des Blinden vervollkommnet werden könne, beweiſt unter andern Klein, der von dem blinden Braun erzählt: daß, wenn auch nur eine Stecknadel auf die Erde falle, er ſie gemäß dem gehörten Tone aufzuheben wiſſe, auch verſtehe er das Geſpräch derjenigen Perſonen, die durch eine verſchloſſene Thüre von ihm getrennt wären.

Sobald die übrigen Sinne des Blinden einigermaaſſen kultivirt ſind, und auch während daß der Lehrer zur Beförderung dieſer Kultur bei ihm beſchäfftigt iſt, ſcheint es mir, weil, zur Erreichung dieſer Abſicht, die Erregung der aufs höchſte angeſtrengten Aufmerkſamkeit nothwendig iſt, auch ſehr zweckmäßig zu ſeyn, dieſe Aufmerkſamkeit durch Beſchäfftigung mit Zahlen und durch Kopfrechnen zu befeſtigen und zu erwecken.

Mit Rechenpfennigen und Erbſen kann man am beſten anfangen. Zuerſt läßt man an den Fingern zählen; dann legt man die Rechenpfennige in verſchiedene Reihen, zuerſt einen, nachher zwei, und dann immer um einen mehr.

Weiß das Kind, ſobald ich ſeine Finger über eine Reihe führe, mir anzugeben, wie viel darin liegen, ſo iſt man im Betreff des Zählens ſicher und macht nun mit dem Addiren den Anfang, indem man die in verſchiedenen Reihen unter einander gelegten Rechenpfennige zuſammenzählen läßt, und auf ähnliche Weiſe macht man das Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren anſchaulich, oder vielmehr fühlbar. Ueber ſchwierigere Rechnungsarten werde ich mich noch beim wiſſenſchaftlichen Unterricht erklären.

Wenn man es nun ſo weit bis ins 8te oder 10te Jahr des Zöglings gebracht hat, wenn der Blinde, der hiezu Talent hat, in den Anfangsgründen der Muſik unterrichtet iſt, ſo kann man weiter fortſchreiten. Um den Blinden mit dem Notenſyſtem bekannt zu machen, ihn ſelbſt nach Noten ſpielen zu lehren, empfehle ich folgendes Mittel. Man mache einen hölzernen Rahmen, beziehe dieſen von jeder Seite mit Leinwand und ſtopfe ſolche als ein dünnes Kiſſen mit Haaren aus; nun nähe man über dies Kiſſen ſo viele Bindfaden, als immer zu 5 und 5 darauf Platz haben. Dieſe ſtellen die Linien vor; Klammern von Drath, ſo breit, daß ſie über dieſe 5 Linien reichen und durch eine gebogene Spitze an jeder Seite ins Kiſſen gedrückt werden, theilen die Takte ab. Nägel ſtellen die Noten vor und die Figur des Kopfs giebt zugleich das Tonmaaß an. Ein runder Kopf des Nägels bedeutet einen ganzen Ton, ein halb runder einen halben, ein dreieckichter Nagelkopf ein Viertel, ein viereckichter ein Achtel u. ſ. f. Der blinde Corſepius hat an der Seite eines Bretes Stifte eingeſchlagen, an dieſe hat

er die Enden grober Zwirnsfäden befeſtigt, welche die Linien vorſtellen, auf denen er die Noten aus Wachs formt und hiedurch mit Schnelligkeit etwas abſetzen kann. Auch habe ich von einem blinden Muſiker gehört, daß er ſich Figuren aus Baumrinden ſchneidet, mit jeder Figur den Begriff von einer Note verbindet, dieſe Figuren auf einen Faden zieht und ſo die Notenfolge ſich und andern anſchaulich macht. Der blinde Vieweger, der in der Muſik unterrichtet, ſucht ſeinen Schülern das Notenſyſtem begreiflich zu machen, indem er ihnen ſeine fünf Finger als die fünf Linien, die Zwiſchenräume als die Spazien und nun die auf den Linien oder Spazien ſtehenden und die geſtrichenen Noten begreiflich zu machen ſucht.

Im Inſtitut des Herrn Hauy zu Paris waren fühlbare Noten dergeſtalt gedruckt, daß die Linien und die Noten ſo erhaben ausgedrückt waren, daß der Blinde ſie bequem fühlen konnte, wodurch der Blinde den Vortheil erhielt, daß er ſchwere Stellen ſo lange betaſtete, bis er ſie völlig gefaßt hatte. Reiſende haben mir auch verſichert, daß beinahe jeder Blinde in dieſem Inſtitut ein muſikaliſches Inſtrument nicht ganz ſchlecht, manche mehrere Inſtrumente vortrefflich ſpielten. Es waren in dieſem Inſtitute ohngefähr 40 ſolcher Muſiker; als daher Ludwig XVI. 1789 ſeine Reſidenz zu Paris nehmen mußte und ſeine unbezahlt gebliebene Kapelle ſich zerſtreute, der König aber bei ſeinem Gottesdienſt die gewöhnliche Inſtrumental-Muſik nicht zu entbehren wünſchte, wurden ihm die bei der Nationalgarde angeſtellten Hautboiſten zugeſandt, die nun während der Meſſe die Marſeiller Hymne und ähnliche Geſänge ſpielten. Der König wurde

hiedurch äuſerſt gebeugt. Hauy, den dies rührte, brachte es nun durch Vermittelung der Madame Necker dahin, daß fürs Künftige die Aufführung der Muſik, bei dieſer Meſſe, ſeinen Blinden übertragen wurde. Er ließ die Partitur dieſer Meſſen in erhabenen Noten drucken, und ſie wurde, wie mir ein Augenzeuge, aus deſſen Munde ich dieſe Anekdote habe, verſicherte, ſehr gut exekutirt und erregte allgemeine Rührung.

Ich kehre von dieſer Anekdote wieder zu den Noten für Blinde zurück. Der Abdruck iſt koſtbar, weil vorläufig noch die Noten, die der Blinde ſetzen kann, einzig in Paris gegoſſen werden. Ich rathe daher zu folgendem ungleich einfachern Verfahren. In einem Rahmen, deſſen Innerſtes die Größe eines gewöhnlichen Notenblattes hat, werden ſtarke Eiſendräthe ſo häufig und in ſolchem Verhältniß befeſtigt, als die fünf Notenlinien auf dem Blatte Platz haben. Dieſes Blatt wird angefeuchtet auf einen Filz und alsdann die Dräthe darauf gelegt; hinter den Dräthen kommt ein Bret und dies wird durch eine gewöhnliche Preſſe angezogen, wodurch die Dräthe die fünf Linien eindrücken. Nun hat man einen ſtählernen Stempel mit einem Notenkopfe und einem Striche daran; man ſetzt dieſen auf das Papier, unter welchem wieder ein Filz gelegt wird, ſchlägt mit einem Hammer darauf und prägt hiedurch den Notenkopf erhaben auf der erforderlichen Stelle aus. Kleinere Striche und Punkte werden mit Hülfe eines ſtählernen Griffels nachgezogen. Zu den Vorſchlägen iſt ein beſonderer kleiner Stempel, und die Striche, wodurch die Takte abgetheilt ſind, werden mit einem Werkzeuge eingeſchlagen, das einem Meiſ-

ſel gleicht, aber ſtatt der Schneide halbrund und ohngefähr von der Dicke des Eiſendraths iſt. Der geübte Blinde kann auf dieſe Weiſe ſelbſt Noten ſchreiben, der minder geübte ſich durch einen Sehenden ohne große Mühe fühlbare Noten aufſetzen laſſen.

Jeder, der dies lieſt, wird vielleicht auf den Gedanken fallen, den ich anfänglich oft ſelbſt hatte: es entſtehen nämlich, wenn man die vielen Bemühungen und die angeſtrengte Aufmerkſamkeit, die ich vom Blinden und deſſen Lehrer hier fordere, genau erwägt, von ſelbſt zwei Fragen: Wird der Blinde hiedurch nicht zu einer beſtändigen Arbeit und Anſtrengung gezwungen, die für ihn äußerſt läſtig und ermattend iſt? und ſteht der Gewinn, den er von dieſem allen hat, mit der darauf verwandten Mühe in Verhältniß? — Hume in der Abhandlung vom Trauerſpiele und auch ſchon der Abt du Bos in ſeinem Werke über Malerei und Poeſie äußern die Meinung: der Zuſtand der völligen Ruhe und Unthätigkeit ſey für den Menſchen eine der widrigſten Empfindungen, und ſelbſt manche dem Anſcheine nach unangenehme Empfindungen, wie Rührung, Theilnehmung und Mitleiden, ſelbſt Schrecken und einiger Abſcheu, hätten, weil ſie ihn aus dieſer Unthätigkeit riſſen, einen gewiſſen Reiz, und hiedurch entſtehe das Vergnügen am Trauerſpiele. Manches ſpricht für die Wahrheit dieſer Bemerkungen. Stiergefechte und Thierhetzen ſind in der That kein angenehmer Anblick, und doch laufen die Menſchen dahin; und Hinrichtungen ſind in gewiſſer Art auch bei uns ein Feſt für den Pöbel. Die Trunkenheit, die unſer Blut in ſchnellen Umlauf bringt, hat daher für ſo viele Menſchen

einen groſsen Reiz, und wir ſehen, daſs ſie nicht allein den Wohlgeſchmack zur Veranlaſſung hat, den die Menſchen am berauſchenden Getränke finden; denn das Opium, womit ſich der Einwohner des Orients berauſcht, iſt gar nicht wohlſchmeckend, und eben ſo wenig ſind es die giftigen, bis zum Wahnſinn berauſchenden Schwämme, die der Einwohner Kamtſchatkas vom Ruſſen einkauft; und da noch der Urin deſſen, der ſie genoſſen hat, eine berauſchende Eigenſchaft beſitzt, ſo ſetzt ſich der Aermere, der die Schwämme nicht bezahlen kann, über allen Ekel hinweg, um ſich nur durch dieſen Urin zu berauſchen. Wenn alſo Unthätigkeit eine der unangenehmſten Empfindungen iſt, und der Menſch ſelbſt ſo übelſchmeckende und ekelhafte Mittel wählt, um dieſer Unthätigkeit zu entgehen, ſo muſs dem Blinden die Beſchäfftigung, welche ihn dieſer Unthätigkeit entzieht, äuſserſt willkommen ſeyn; und wir finden in der Regel, daſs der Blinde, ſobald er zu einiger Thätigkeit gelangen kann, ſich minder unglücklich fühle, und beinahe in jedem Augenblicke des Lebens fühlt er ſich auch für dieſe angewandte Mühe belohnt. Er erſcheint nirgends als Fremdling oder Unwiſſender; kann an jedem Geſpräche Theil nehmen; Urſachen und Folgen prüfen, die Gründe ſeiner Meinung angeben, und ſelbſt ſeine Handlungen nach dieſen weislich erwogenen Gründen beſtimmen. Er kann ſelbſtſtändig handeln, hat ſchon die wichtigen Vortheile, ſeine Einnahme und Ausgabe abwägen, ſeine eigne Kaſſe führen zu können, weil es ihm leicht iſt, ſich richtige Begriffe über den Werth jeder Münzſorte zu erwerben und jede vaterländiſche

Münzſorte ſelbſt bei der erſten Berührung zu erkennen. Deshalb fordere ich auch, daß man den Blinden, ſobald er Begriffe von Zahlen und Werth hat, mit den Münzen ſeines Vaterlandes bekannt mache, dieſe mit ausländiſchen Münzen von gleicher Größe vermiſche, ihn letztere herausſuchen laſſe und es hiedurch ſo weit bringe, daß er jede vaterländiſche Münze, ſobald er ſie in die Hand bekommt, zu erkennen im Stande ſey. Für mich hat dieſes keine Schwierigkeit, und ich führe deshalb nicht blos meine eigene Kaſſe, ſondern verwalte ſelbſt anſehnliche Geldgeſchäffte meiner Verwandten und Freunde. Ferner iſt der Blinde, der ſich unter Sehenden ſo zu benehmen weiß, daß er ihre Hülfe wenig oder gar nicht nöthig hat, ihnen bald um vieles näher gerückt. Sie vergeſſen ſeine Blindheit, und der widrige Eindruck, den der erſte ungewohnte Anblick des Blinden auf jeden Sehenden macht, erliſcht in Kurzem. Er iſt ſelbſt, in einem großen Zirkel eingeführt, bald nicht mehr Fremdling darin. Er hört zum Beiſpiel das ſeidene Kleid einer Dame rauſchen, fragt ſeinen Nachbar, wer ſie ſey; eine zweite in einem flornen Kleide giebt dieſen Ton nicht an; eine dritte hat etwas Schleifendes in ihrem Gange, indem ſie größtentheils nur auf die Spitzen der Füße tritt; eine vierte geht etwas ſchwerfällig; eine fünfte hat etwas Eigenthümliches in ihrer Sprache; eine ſechste iſt mit Moſchus parfümirt; eine ſiebente macht ein eigenes Getöſe beim Gehen mit einer ſtählernen Uhrkette. Hat er von jeder nur einmal den Namen gehört, ſo iſt ſie ihm durch die von ihr einmal bemerkte Eigenthümlichkeit nicht mehr fremd. Er

nennt jede, ſobald ſie das Geſpräch an ihn richtet, mit dem Namen, und ich habe es hiedurch ſo weit gebracht, daß man mich ſchon zuweilen gar nicht für einen Blinden gehalten hat. Eben ſo leicht iſts, ſich auch an jedem fremden Tiſche ungezwungen zu benehmen. Der Blinde, der an beſtimmte Dimenſionen gewöhnt iſt, berührt ungezwungen die Stelle, worauf ein Glas ſtehet, und weiß nun bald die Entfernung ſo genau, daß ich wenigſtens ſicher bin, nie etwas umzuſtoßen; und ſo ſchaffe ich mir auch eine genaue Kenntniß von allem Uebrigen, was mich umgiebt. Ich berühre leiſe den Stuhl meines Nachbars und beurtheile nun aus der Entfernung ſelbſt an einer engbeſetzten Tafel, wie viel Raum ich, ohne meinem Nachbar läſtig zu werden, für mich benutzen kann. Alles, was ich auf dem Teller habe, zerſchneide ich ſelbſt, und bin hierin ſo eingeübt, daß ich, ſobald ich nur den Gegenſtand mit der Gabel, im äußerſten Falle mit dem Finger berühre, ich ihn zu beurtheilen und zu zerſchneiden im Stande bin, und mit manchen ſchwierigen Gegenſtänden, z. E. Krebſen, will ich eben ſo ſchnell und ungezwungen als ein Sehender fertig werden.

Es thut dem Blinden ſelbſt gütlich, wenn man ihn nicht jeden Augenblick daran erinnert, daß er blind ſey. Er vergißt ſein eigenes Schickſal, wird heiter, und der Menſch, dem ein Klagen, Jammern und Wimmern des Unglücklichen läſtig wird, und der dies gerade beim Blinden erwartet, wird durch das Gegentheil überraſcht, und deshalb um ſo eher für ihn eingenommen. Es war ſelbſt in Betreff meiner der Fall, daß ein ſehr

achtungswürdiger Mann mich vermied. Er kam in ein Haus, wo ich mich gerade befand. Ach! ſagte er zum Wirthe, der es ihm, ehe er ins Zimmer trat, ſagte, daß ich in der Geſellſchaft ſey! „der arme blinde Mann! ſein Anblick wird mich ſehr traurig machen.“ Nach ein Paar Stunden kam er an mich heran, geſtand mir, mit welchen Empfindungen er ins Zimmer getreten ſey, und verſicherte, daß er, ſtatt in meiner Geſellſchaft traurig geworden zu ſeyn, ſich vielmehr freue mich kennen gelernt zu haben; ihn ſelbſt habe bei einem ſchwachen Geſichte oft der Gedanke durchſchaudert, im Alter erblinden zu können; jetzt ſey ihm dieſer Gedanke weniger ſchrecklich. Ich geſtehe, daß mir dieſe Erklärung viel Freude machte, ſo wie ich überhaupt geſtehe, daß es mir wohl thut, wenn die Menſchen, die mich umgeben, meine Blindheit ganz zu vergeſſen ſcheinen. Schon oft hat man mich mit den Worten angeredet: „Haben Sie ſchon geſehen?“ oder mir einen Gegenſtand mit der Anrede übereicht: „Sehen Sie nur,“ und ich habe daher ſelbſt das Wort Sehen in meine Sprache aufgenommen, ſo daß ich ſtatt erkennen, oder ſprechen, oder einen Begriff erlangt zu haben, mich oft des Worts Sehen bediene; und es kann Seyn, daß ſelbſt die kleine Eitelkeit auch im Herzen des Blinden ſchlummert, eine Unvollkommenheit weniger zu beſitzen, und daß es ihm deshalb gütlich thut, ſie ſelbſt in ſeinen mündlichen Aeußerungen nicht berühren zu dürfen. Es ſcheint mir auch, daß aus dieſem Grunde viele Blinde einen Ueberreſt des Geſichts vorgeben, ohne ihn wirklich, wenigſtens nicht in einem ſo hohen Grade, als ſie es geglaubt haben wollen, zu beſitzen. Doch geſtehe ich auch,

daß man bei einer Sache, die man wünſcht, ſich ſelbſt außerordentlich täuſchen kann; denn auch ich wähnte einſt nach einer Operation, einen Schimmer wieder erhalten zu haben. Ich folgere hieraus, daß man ſich nie beim Blinden auf dieſen Schimmer verlaſſe oder etwas darauf baue. Es iſt ein höchſt unſicherer Führer; auch iſt eine große Verſchiedenheit zwiſchen Schimmern und wirklichem Sehen, denn Erſteres, von der Imagination unterſtützt, leitet wenigſtens eben ſo oft irre, als es zum Ziele führt. Unter den erſten 14 Schülern des Herrn Hauy machten gerade die drei, welche noch einigen Schimmer hatten, die geringſten Fortſchritte, und ich habe in der Regel bemerkt, daß Blinde, die noch einen Schimmer beſitzen, mehr ſchiefe und einſeitige Begriffe haben, zum Theil in ihrem äußern Benehmen hülfloſer erſcheinen, als ſolche Blinde, deren Auge gegen den Lichtſtrahl völlig unempfindlich iſt, weil Letztere ſchärfer zu prüfen und genauer aufzumerken verpflichtet ſind. Der Blinde verliert noch an ſeiner Kultur, ſo lange er ſein Geſicht wieder zu erhalten hofft: denn Hoffnung, die leidige Tröſterin, liſpelt ihm zu, daß er noch nicht jenen hohen Grad der Anſtrengung, jenes mühſame Aufmerken nöthig habe, wodurch der Blinde allein ſein Leben erträglich macht. Deshalb flöße man keinem Blinden, geſetzt auch, daß Hoffnung dazu vorhanden wäre, das Vertrauen ein, ſein Geſicht noch wieder erhalten zu können, ſeine eigene Thatkraft wird nur dadurch gelähmt. Entweicht ihm die Hoffnung, die ihm ſo gütlich thut, dann wird auch das Gewicht ſeiner Leiden unendlich erhöht. Erſcheint ihm das Glück, ſo iſt es Zeit genug, ihn mit dem, was

ihm bevorſteht, bekannt zu machen, und ſein Blut, damit es nicht während der Operation zu heftig walle, in ruhigern Zuſtand zu verſetzen. Ich war weit unruhiger, als ich noch Hoffnung hatte mein Geſicht wieder zu bekommen. Vom Gegentheil überzeugt, erzwang die Nothwendigkeit Ruhe. Doch kannte ich auch einen Blinden, den verſtorbenen Major von Schmäling, dem ein Kartätſchenſchuß den rechten Arm zerſchmettert und auch des Geſichts beraubt hatte, und der noch einige Jahre lang mit Wohlgefallen daran dachte, vielleicht ein Auge wieder erhalten zu können, dabei aber dennoch ſehr ruhig war.

Jeden Blinden preiſe man nicht zu ſehr, wenn er Schwierigkeiten leicht überwindet, weil er leicht bei dem Anſtaunen ſeiner Behendigkeit oder Kraft ſich für ein auſſerordentliches Weſen halten und ſelbſt auf ſeine Blindheit, ſo wie ein Saunderſon, ſtolz werden könnte, der, als dieſem die Hebamme die Nachricht brachte, daß ſeine Gattin ihm einen Sohn geboren habe, ſogleich fragte: „Hat er auch Augen?“ Recht ſchöne Augen! erwiederte die frohe Hebamme. „Dann,“ rief der unwillige Mathematiker aus, wird er auch ſo dumm bleiben, wie ihr ſeyd!“ — Freilich gehört viel dazu, eine ſolche Stimmung zu haben; aber ich ſelbſt kenne ſchon einen Blinden, der mich verſicherte, es ſey ihm nichts daran gelegen, ſein Geſicht wieder zu erhalten. Der Mann war weder ſtumpf noch einfältig, ſondern es ſchien wirklich etwas Aehnliches wie bei Saunderſon in ſeiner Seele zu liegen, und deshalb glaube ich Erzieher darauf aufmerkſam machen zu müſſen, weil jeder Stolz, jede Zurückſetzung des Nebenmenſchen Unwillen und Haß erregt.

Sechster Abſchnitt.

Moraliſche und religiöſe Kultur des Blinden.

Jedem Blinden iſt moraliſche und religiöſe Kultur gleich nothwendig. Deshalb erklärte ſich auch Hauy, in dem Zeitpunkte, in welchem der Katholicismus in Frankreich aufhörte, für den Gottesdienſt der Theophilanthropen. Denn der Gedanke, von einem höhern Weſen beſchützt zu ſeyn, thut jedem Unglücklichen äußerſt wohl; und da jeder Glückliche und Reiche, der vorher an die Gottheit nicht dachte, wenn ihn Unglück bedroht oder niederbeugt, zu ihr ſeine Zuflucht nimmt, ſo läßt ſich auch wohl folgern, daß nach dem Verhältniſſe, wie wir unglücklich und hülfsbedürftig werden, das Sehnen nach übernatürlichem Beiſtande ſteige, und wie groß muß dies folglich im Buſen des Blinden ſeyn! Hält ſich dieſer ganz herabgeſunken, verzweifelt er an ſeiner eignen Kraft, klagt er ſelbſt den Himmel im Stillen einer Ungerechtigkeit an, dann iſt es Zeit, ſein Selbſtgefühl zu wecken. Man zeige ihm, daß der Blinde oft von der Vorſehung zu großen Zwecken berufen iſt; man mache ihn auf das Beiſpiel eines Johann von Böhmen aufmerkſam, der als Blinder noch an der

Spitze ſeiner Heere kämpfte; des Ziska, der noch als Blinder die Feinde beſiegte; des edlen Dandalo, der an der Spitze der Kreuzfahrer ſtand, die Conſtantinopel einnahmen, und ſie, obgleich blind, zu dieſem Sturm anführte; des blinden Timoleon, der Syrakuſa's allgemeine Verehrung genoß; des blinden Appius, der Rom von einem ſchimpflichen Frieden mit Pyrrhus rettete; des oft angeführten Saunderſon's, der, obgleich ſeit den früheſten Jahren ſeines Lebens blind, ein Meiſterwerk ſchrieb; auf die vielen blinden Dichter und Tonkünſtler: und wenn der Blinde nun fühlt, daß eine gütige Vorſicht auch ihn noch zu großen Zwecken leiten könne, ſo iſt auch ſchon der erſte Schritt gethan, ihn mit Liebe und Zutrauen gegen dieſes weiſe und gütige Weſen zu erfüllen.

Iſt der Blinde nicht in einem Zuſtande der Verzweiflung; fühlt er blos die Größe ſeines Unglücks und ſeiner Hülfloſigkeit, o, dann wird er gern ſeine Arme mit kindlichem Vertrauen nach einem mächtigen Weſen ausſtrecken, das über ihn wachen und ihn leiten kann; und bald wird ihm, der die Körperwelt nicht ſieht, dies geiſtige Weſen näher ſcheinen, wenigſtens ſeinem Herzen weniger fremd ſeyn, als vielen tauſenden nur durch äußere Eindrücke beſtimmten Sehenden, deren Herz nichts erkennt, was nicht auf ihre Sinnlichkeit wirkt. Der Blinde, der es fühlen muß, wie viel ihm hier auf Erden entgeht, muß auch, weil das Streben nach Glück jedem Menſchen eigen iſt, ein Glück, das einmal von ihm hier doch nie völlig zu erringen iſt, jenſeits des Grabes wünſchen! — Bei einer ſolchen Stimmung, (und wie leicht iſt's jedem Erzieher, dieſe in der Seele des Blinden rege zu machen!)

kann es gar nicht an Gelegenheit fehlen, auf einem ſolchen Fundamente weiter zu bauen. Schon vorhin habe ich auseinander geſetzt, aus welchen Gründen der Blinde reizbarer, weshalb er in ſeiner Freundſchaft feſter, inniger und unvergeßlicher in Betreff der Dankbarkeit und unveränderlicher in ſeinem Wohlwollen, als gewöhnlich der Sehende iſt, der mit ihm auf gleicher Stufe der Kultur ſteht. Bald werden daher religiöſe Gefühle ſein ganzes Herz erwärmen; er wird nur mit Dankbarkeit und Liebe an den Weltregierer denken, der auch ihn nicht aus der Kette der Weſen ausſchloß. Er, der ſchon einem jeden vertrauen muß, den er nicht einmal gehörig zu prüfen und zu beurtheilen im Stande iſt, wie ſehr wird er ſich bald ganz dem Weiſen und Gütigen unbedingt überlaſſen, für deſſen herrliche Eigenſchaften und Vollkommenheiten ihm die Erfahrung jedes Augenblicks eine neue Bürgſchaft giebt. Bei der Innigkeit und den lebhaften Gefühlen des Blinden und der Wärme ſeines Herzens, werden ihn unzählige Gegenſtände zur religiöſen Stimmung begeiſtern. Der Anblick der Natur iſt freilich für ihn verloren; aber auf den Schwingen der Phantaſie verfolgt er die Ideen eines Bode, denkt ſich mit ihm die unermeßliche Größe, den Zuſammenhang und die Ordnung des Weltgebäudes, wovon bald das ganze Bild lebhaft vor ſeiner Seele ſteht, dafern ihm nur noch Ideen aus der Anſchauung übrig geblieben ſind, die ihm einen ſolchen Gegenſtand zu verdeutlichen vermögen, und ſelbſt wenn dieſes nicht der Fall wäre, ſo fühlt er doch hiebei den Begriff von unermeßlicher Größſe und zugleich das Unbedeutende der Erde in dieſem

Verhältniſſe, das Unbedeutende ſeines Ichs, zu der durch keine Zahl auszudrückenden Menge bereits hingewelkter, noch lebender und künftiger Weſen, und ſo fehlt es ihm nicht an Stoff zur religiöſen Begeiſterung. Man folgere hieraus, was der Erzieher noch wirken kann, wenn er Dichtkunſt und Muſik zur Hülfe nimmt, und Beides ſollte bei der Erziehung des einzelnen Blinden, mehr aber noch in einer Erziehungsanſtalt für Blinde, durchaus angewandt werden. Den Blinden, der ſich nun nicht mehr iſolirt fühlt, ſich in ſeiner dichten Finſterniß nicht ohne Beſchützer glaubt, der ruhig die Gegenwart, freudig die Zukunft überblickt, dieſen Blinden nun dahin zu ſpornen, daß er ſich die feſte Ueberzeugung erwerbe, dieſes Glückes nicht unwerth zu ſeyn — dies kann dem Lehrer nicht ſchwer fallen. Er zeigt ihm nun die Vortheile von der Erfüllung moraliſcher Pflichten, von dem Nutzen, den das Bewußtſeyn, edel und gut gehandelt zu haben, für jedes Menſchenherz hat; zeigt ihm die Vortheile, welche Reinigkeit des Gewiſſens und hohes Bewußtſeyn eignes Werths mit ſich führen, und es iſt beinahe unfehlbar, daß er jeden Blinden zum Enthuſiasmus für dieſe Gegenſtände begeiſtern muß. Denn ſchon drückt es manchen Blinden ſchwer nieder, daß er nicht, wie viele ſeiner Nebenmenſchen, ſich durch glänzende Handlungen allgemeine Aufmerkſamkeit erwerben kann, weil das Beſtreben, ſich auszuzeichnen, ſich Achtung und Bewunderung zu erwerben, jedem gebildeten Menſchen eigen iſt, der nicht blos für den augenblicklichen Genuß lebt. Vermag nun der Lehrer den Blinden dahin zu leiten, daß ihm, der ein-

mal nicht wie Cäſar oder Napoleon glänzen kann, dennoch der Weg wie ein Sokrates zu handeln unverſchloſſen ſey; ſpricht er nicht allein von glänzenden, ſondern auch von edlen und guten Menſchen mit Liebe und Wärme, macht er die Blinden durch ſeine Erzählungen mit dem Schickſale, mit der Handlungsweiſe dieſer Edlen, mit der Achtung bekannt, die ihnen noch im Grabe zu Theil wurde, ſo wird er ſie auch allmälig dahin leiten, ihr Beiſpiel nachzuahmen. Sobald dieſer Wunſch bei ihnen lebhaft geworden iſt, ſo werden ihnen auch die Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks angenehm ſeyn, und ſie werden mit herzlicher Theilnehmung auf die Vorſchriften der Moral hören, die ihnen nun der Lehrer, im Verhältniſſe zu ihrer Faſſungskraft, vortragen muß. Die Vorſchriften der Moral und des Chriſtenthums ſind eins, und ſehr leicht iſt es daher, von dem erhabenſten Tugendlehrer auf das Religionsſyſtem, dem er ſeine Entſtehung gab, überzugehen und den Blinden nun auch mit der chriſtlichen Religion, ihren Grundſätzen und Vorſchriften bekannt zu machen. Der Blinde, gewöhnt einen jeden zu lieben und zu ehren, der ihm hülfreich die Hand bot, wird gewiß auch bald nur mit Wärme an den Erhabenſten der Sterblichen denken, der nur für das Glück der Menſchheit wirkte und ſich ſelbſt für ſeinen Zweck in den Tod gab! —

Schon habe ich's berührt, daß es Pflicht ſey, den Blinden, ſo bald als es möglich iſt, auf die Erkennung eines höchſten Weſens zu führen, ſein Vertrauen darauf zu ſtärken. Um ihm den wohlthätigen Gedanken von deſſen Schutz und Gegenwart noch immer mehr herbeizu-

führen, ſind Gottesverehrungen in jeder Hinſicht zweckmäßig. Zugegeben, daß das Gebet blos um des Menſchen willen ſey, wird man doch auch eingeſtehen müſſen, daß ſein wohlthätiger Einfluß für den Blinden doppelt groß ſey, und ich würde daher den feierlichen Eindruck in einer Erziehungsanſtalt für Blinde beſtmöglichſt zu erhöhen ſtreben. Ein Choral, mit dem Glockenſchlage durch eine Flötenuhr angeſtimmt, hat auf mich Blinden immer eine eigne Wirkung hervorgebracht. Ich höre keinen Menſchen die Maſchine in Bewegung ſetzen, und es iſt daher für mich ein gewiſſes Heimliches und Erhabenes, welches, wie ich glaube, bei den mehreſten Blinden ſtatt findet, und ich würde mich daher in einem Inſtitut für Blinde zur Leitung des Geſanges bei einer Gottesverehrung dieſes Inſtruments bedienen. Iſt der Blinde einmal daran gewöhnt, die Gottheit als einen Freund zu betrachten, an den er ſich in allen ſeinen Nöthen und Anliegen wenden kann, ſo wird ihm bald ſein Daſeyn minder freudenleer erſcheinen; denn er wird ſich an ihn überall mit Herzlichkeit und Wärme wenden, und ſo, wie bei dem Umgange mit einem geliebten Freunde er nur der Einzige iſt, mit dem wir uns beſchäfftigen, an den wir unſere Anrede richten, ſo wird auch bald jeder unſerer Gedanken, jedes Wort des Blinden, der in ſeiner finſtern Einſamkeit keine Gegenwart eines ſterblichen Freundes fühlt, ſich aber den Allgegenwärtigen deſto lebhafter denkt, blos an ihn gerichtet ſeyn. Man nenne dies immerhin Schwärmerei, ſie iſt ſanft und unſchuldig, beruhigend und tröſtlich; und welcher Blinde ſollte ſie wohl, ſo lange man ihm

nichts Beſſeres bieten kann, von ſich werfen? beſonders da der Blinde, ſobald er ſich etwas empor hebt, von den Menſchen in der Regel gedrückt wird, und er folglich eines Stabes bedarf, um ſich aufrecht zu erhalten. Pflicht des Erziehers bleibt es indeß, darüber zu wachen, daß dieſe Stimmung nicht zur wirklichen Schwärmerei ausarte. Als ich blind wurde, durch den Gebrauch von Arzneimitteln, mehr noch durch Gram geſchwächt war, da ſchwebten oft ſonderbare Bilder vor meiner Phantaſie. Ich träumte wachend; ich kann mit dieſer ganzen damaligen Stimmung noch keinen deutlichen Begriff verbinden. Es war mir wie dem, der in einem Redoutenſaale das bunte Gewirre der Masken vor Augen gehabt hat, durch die Muſik übertäubt, durch geiſtige Getränke erhitzt iſt, in ſein einſames Zimmer zurückkehrt und nicht ſchlafen kann. Sonderbare und fremd gekleidete Geſtalten ſchwebten vor meiner Phantaſie, und Töne, wie entferntes Brauſen der Stürme und Waſſerfälle, der Hagelſchauer oder Glockengeläute, ſchallten in meinen Ohren. Eine Menge von ſonderbaren Geſtalten ſchwebte vor meiner Phantaſie. Im Ganzen war dabei kein Zuſammenhang. Die Anweſenden glaubten, ich ſchliefe, aber ich träumte wachend, hörte zum Theil das Geſpräch derer, die um mich waren, wenigſtens den Ton ihrer Stimme und einzelnen Worte. Unter ſchrecklicher Beängſtigung und Herzklopfen kehrte allmälig meine Beſinnung zurück. War es eine Art von Ohnmacht, war es ein heftiger Krampf, der mich an die Grenze des Wahnſinnes führte; ich weiß jetzt nichts darüber zu entſcheiden. — Aber wenn ich, wozu

ich damals einigemal in Verſuchung gerieth, dieſe Phantasmen für etwas Wirkliches, für eine Art von Entzükkung genommen, ſie in einigen Zuſammenhang zu bringen, zu deuten, zu allegoriſiren geſucht hätte, was wäre aus mir geworden! Bei Krankheit, unverdienter Kränkung und Gram, hat ſich von dieſem Arbeiten der Phantaſie noch eine kleine Spur erhalten. Vor einiger Zeit noch, da mir eine Kränkung widerfuhr, von der, wenn ich ſie veröffentlichen wollte, wahrſcheinlich meine heftigſten Gegner ſagen würden, daß mir zu viel geſchehen ſey, verlor ich allen Schlaf, den ich auch noch jetzt nicht wieder erhalten kann. Die Schlafloſigkeit und innerer Schmerz hatten mein Blut erhitzt, und wenn die Kräfte unterlagen und ich mich des Nachts in einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen befand, da ſchien ein grelles rothgelbes Licht mein Lager zu umſchweben; gräßliche verzerrte Geſtalten blickten hindurch und ſchaudernd fuhr ich oft dabei vom Lager auf. Allmälig ließ die Heftigkeit der Gefühle, mit ihnen zugleich das Spiel der Phantaſie wieder nach. Deshalb ſcheint es mir Pflicht, um das Unglück des Blinden ſo viel als möglich zu vermindern, ſeine Phantaſie, ſo weit es möglich iſt, zu zügeln, und ihn zur Erduldung von Mißhandlungen zu gewöhnen. Am tröſtlichſten iſt für ihn der Gedanke, daß im Grabe alles ſein Ende erreiche, und eine weiſe Vorſehung die Schickſale der Menſchen zu ihrem Beſten lenke. Nur iſt auch hiebei Behutſamkeit nothwendig, damit der Blinde ſich nicht blos als Maſchine in der Hand der Vorſehung betrachte und in nichts auf eigne Kraft und eigne Thätigkeit, ſondern überall blos auf das Einwirken der

Vorſehung rechne. Wenn daher das Herz des Blinden für Religion erwärmt iſt, ſo ſuche man ſeinen Glauben an übernatürlichen Beiſtand, beſonders wenn dieſer zu einer Art von Wunderglauben auszuarten droht, nicht ungehindert aufſchießen zu laſſen. Man bedeute den Blinden, daß die Gottheit um ſeinetwillen keine Ausnahme vom Gange der Natur machen werde, daß er in Hinſicht auf das Ganze viel zu unbedeutend ſey, und daß nur ein heimlicher ungerechter Stolz dabei zum Grunde liege, wenn der Menſch von der Gottheit höhere Begünſtigungen als ſeine Nebenmenſchen hoffen wolle. Beſonders dem Glauben an Geiſter und deren Einwirkung auf die Körperwelt ſuche man entgegen zu wirken; denn hat der Blinde einmal den Glauben gefaßt, daß ihm dergleichen Einwirkungen zu Theil werden, wie will man ihm, bei dem zur Ueberzeugung vom Gegentheil ein Sinn weniger aufgeboten werden kann, dieſe Ueberzeugung verſchaffen?

Auch iſt es ſonderbar, wie leicht ſich ein Wunderglaube ins Herz ſchleicht. Ich hatte einſt die Idee, die Heilung des Blindgebornen zum Stoffe eines Oratoriums zu wählen. Ich hoffte, die Dichtung würde mir nicht mißrathen, weil ich aus dem Herzen ſprechen, mein inniges Gefühl in den Vers übertragen könnte. Der Eingang, ein Choral, verkündigte den Ruhm des menſchenfreundlichen Propheten, der durch ſeine Lehren nur Glück, durch jede ſeiner Handlungen nur Gutes verbreitete. Ein von Chriſto wiederhergeſtellter Beſeſſener kommt hinzu. Er ſchildert ſeine ehemalige Quaal, das Glück einer völligen Geneſung. Vier Stimmen erzählen nun ähnliche Thaten, und das Chor des Volks bricht voll

Rührung in das Lob des Menſchenfreundes aus. Wer iſt, fragt der Blindgeborne, der am Wege ſitzt, wer iſt dieſer Retter? Auch er ſchildert ſeine Leiden. „Sey getroſt!“ ruft das Volk ihm in einem Chorale zu, „vielleicht iſt die Hülfe nicht fern.“ So weit hatte ich gearbeitet und meine Seele war voll von der ganzen Idee, da träumte mir: ein Unbekannter träte zu mir, berührte meine Augen und ſagte: Siehe — ich erblickte jetzt neben mir eine weißgekleidete majeſtätiſche Geſtalt, ſtand auf einem Hügel und ſah über eine ſchöne ländliche Gegend, worin eine Menge Menſchen in antiker Kleidung gelagert war. Ich erwachte mit klopfendem Herzen. Nach ein Paar Stunden ſchlief ich wieder ein und träumte, mit einigen kleinen Abänderungen, nochmals den nämlichen Traum. Am folgenden Morgen, ob ich gleich wußte, daß meine zerſtörten Augen ohne ein offenbares Wunder nicht hergeſtellt werden können, war ich doch ſchon geneigt dies Wunder zu hoffen. Gewohnt, meine Blindheit als unheilbares Uebel zu betrachten, war jene Unruhe, die Hoffnung erzeugt, längſt aus meiner Seele verſchwunden, und nichts zu hoffen, ſondern dem Uebel entgegen zu wirken, war bei mir feſter Vorſatz, und doch vermochte ich jetzt kaum wieder der Schmeichlerin Hoffnung zu widerſtehen. Ich wurde zerſtreut, unruhig, kurz, ich fing wieder an, die Bitterkeit meines Schickſals zu ſchmecken, wogegen ich mich Jahre lang abgeſtumpft hatte. Die Zeit kühlte mich ab, ich zerriß das angefangene Oratorium, arbeitete nicht weiter daran und beſchnitt hiedurch die Schwingen einer Phantaſie, die bei dieſer Gelegenheit nur zur Erneuerung der Leiden thätig war. —

Ueberhaupt ſtehe ich jetzt beim ſchwierigſten Punkte in Bezug auf moraliche Kultur des Blinden. O, ihr Sehenden, die ihr oft den Blinden für nichts weiter als einen halbverdorrten Zweig am großen Stamme der Menſchheit betrachtet! ihr habt keinen Begriff, welche wohlthätige, größtentheils aber ſchreckliche Eigenthümlichkeit in ſeinem Innern ruhet! O, wäre dieſe Phantaſie nur immer dem Engel gleich, der uns mit dem Schlüſſel zum Paradieſe auf eine beſſere Welt hindeutet, wir wären nicht unglücklich! — Aber oft wird dieſe Phantaſie einer Furie gleich. Sie zeigt uns Freuden, die verloren, unmöglich wieder zu erringen ſind, und wir Blinde, die, umgeben von ewiger Finſterniß, nicht durch tauſend äußere Einwirkungen von unſern Gedanken abgeleitet werden, denen das Auge nicht Stoff zu Zerſtreung und neuen Ideen darbietet, wir ſitzen nun und quälen uns, drehen den Gedanken, der uns martert, von allen Seiten umher, ſehen daher das Schmerzliche aufs vollkommenſte ein und leeren hiedurch den Wermuthskelch, den der Sehende bei ähnlicher Veranlaſſung kaum mit den Lippen berührt, bis auf die Neige. — Das Temperament modifizirt dieſe Gefühle verſchiedentlich. Der eine Blinde ſitzt in ſolchen Fällen ſtumpfſinnig, betäubt und gedankenlos, ein anderer zerfließt in Thränen, beim dritten tobt die Wuth im Innern gerade um ſo ſchrecklicher, weil ſie ſich nicht äußert; mancher wird durch üble Launen und die Aeußerungen des Unwillens ſich und ſeinem Nächſten läſtig, und manche ſtehen im Begriffe an Gott und Menſchen, Tugend und Rechtſchaffenheit zu verzweifeln. Ich habe

meine Unglücksgefährten häufig in ſolchen Stimmungen beobachtet, und dergleichen ſchmerzliche Gefühle ſind mir vielleicht in einem höhern Grade als vielen andern zu Theil geworden. Mangeln dem Blinden ſeine Bedürfniſſe, ſo iſt dieſe Phantaſie geſchäfftig, ihm Hülfsmittel darzubieten; aber in jedem Augenblicke ſtößt er auch auf die Erfahrung, daß es einem Sehenden eine Kleinigkeit ſeyn würde, ein Geſchäfft auszurichten, welches dem Blinden beinahe unerreichbar iſt, wenigſtens für ihn die größte Anſtrengung erfordert, und noch ſchrecklicher ſind ſeine Gefühle, wenn er ſich überzeugt, daß dieſe Hinderniſſe nicht in ſeiner Blindheit, ſondern einzig in der ſchiefen Meinung der Sehenden — in Betreff der Blindheit! ihren Grund haben. Es iſt zugleich der offenbarſte Beweis von der durch ihr Schickſal erhöhten Religioſität der Blinden, daß ſie bei ſolchen Veranlaſſungen nicht zum Selbſtmorde ſchreiten. Beinahe alle Blinden, die ich kenne, hegen, wenn ſie ihr Schickſal und die Menſchen der Ungerechtigkeit anklagen, dennoch keinen Neid. Es iſt ſehr ſelten, daß der Blinde ſich das Eigenthum eines andern wünſcht, vielleicht blos deshalb, weil er's nicht ſieht, und der Blinde wird vielleicht über den, der ihn kränkte, im erſten Augenblick mit Unwillen und Heftigkeit herfallen, aber, daß er ihn verfolgen, ihm hinterrücks ſchaden ſollte, — davon wird man ſelten eine Spur finden, vielleicht, weil ſeine Lebhaftigkeit das Schändliche desjenigen, der ihn auf ähnliche Weiſe behandelte, ihm völlig anſchaulich macht und hierdurch auf ähnliche Weiſe zu handeln hindert; vielmehr wird der Blinde, wenn er ſich aufs

Aeuſserſte gekränkt fühlt, lieber auf gewaltſame Mittel zur Rache denken, ſo ſonderbar dies auch ſcheinen mag, und ſeine Phantaſie wird ihm ſehr ſchnelle Hülfsmittel darbieten. Der verſtorbene General Loſſow, der ſich zuweilen gegen ſeine Nebenmenſchen viel erlaubte, lieſs dem blinden Major Grabowski, dem ein unglücklicher Schuſs beide Augen geraubt hatte, ſagen: er ſolle ſich nicht auf der Straſse zeigen, weil ſein Anblick ſchwangern Frauen nachtheilig werden könne. „Sagen Sie, rief Grabowski, dem General, daſs derjenige, der einen Mann meiner Art, der im Dienſte des Vaterlandes unglücklich wurde, ſo ohne alle Schonung behandeln kann, ein — ſei.“ Sie können nicht ſchimpfen, ſagte der Offizier, der ihm die Bothſchaft gebracht hatte, denn Sie können ja niemanden Genugthuung geben. „Ich gebe ſie, rief Grabowski, auf der Stelle. Wählt der General den Säbel, ſo mag er eine finſtere Kammer beſtimmen, wo keiner dem andern ausweichen kann, und wir folglich einander gleich ſind. Dieſes gilt auch, wenn er Piſtolen wählt. Jeder ſtellt ſich in eine andere Ecke, klingelt mit einer in der linken Hand habenden Glocke und drückt mit der rechten Hand die Piſtole ab, ſobald ein vor dem Zimmer ſtehender Sekundant Feuer ruft.“ Der blinde Mann war freilich ganz Soldat, aber dieſer Einfall, ſich Genugthuung zu verſchaffen, charakteriſirt die Schnelligkeit, womit der exaltirte Blinde handelte; und dies ganze Benehmen ſcheint mir um ſo mehr in der Natur des Blinden zu liegen, da Milton, dieſer blinde Dichter, den Simſon in ſeinem Trauerſpiele, worin er uns dieſen jüdiſchen Helden als Gefangenen der Philiſter ſchildert, einen Rie-

ſen unter den Philiſtern, der ihn höhnt, zum Zweikampfe in einem dunkeln Orte, worin keiner dem andern ausweichen könne, herausfordern läßt.

Die Phantaſie des Blinden wirkt bei manchen Leidenſchaften mit einer der Moralität höchſt nachtheiligen Heftigkeit, eine Bemerkung, die ich vorzüglich in Betracht des Geſchlechtstriebes bei verſchiedenen Blinden bemerkt habe; denn es iſt ſehr natürlich, daß, ſobald der Blinde auf ſinnlichen Genuß fällt, er gerade, weil er weniger Sinne zu deſſen Befriedigung hat, mit dieſen ihm noch übrigen Sinnen um ſo thätiger iſt. Alle Blinden eſſen gewöhnlich viel, weil ihnen der Wohlgeſchmack einigen Genuß gewährt; und mir ſind Blinde bekannt, die ſich gerne berauſchen. Ich habe einen Blinden gekannt, der beinahe wie Gramſalbus des Leonhard Wächter mit ganzer Seele, ja ſogar ſich krank eſſen konnte. Ueberhaupt iſt der Blinde gewöhnt, ſich nicht ſelbſt vorzulegen, und ich pflege deshalb alles, was mir vorgelegt wird, aufzueſſen, ob ich gleich, wenn ich eine Sache, die mich intereſſirt, im Kopfe habe, gar nicht an das denke, was ich eſſe, ſo daß ich am Schluſſe der Mahlzeit, wenn man mich fragen ſollte, was ich gegeſſen habe, mich zuweilen erſt darauf beſinnen müßte. Noch ärger geht es mir, wenn ich in einer Geſellſchaft bin, wo ich mich heiter fühle. Während des lebhaften Geſprächs eſſe ich ſchnell, ohne daran zu denken; und in meinen jüngern Jahren fühlte ich davon keine Unbequemlichkeit; jetzt aber habe ich mir theils um meiner Geſundheit willen, theils um nicht aufzufallen, einige Aufmerkſamkeit zur Pflicht gemacht. Auf ähnliche Weiſe

geht es mir beinahe im Betreff des Trinkens, wenn mein Nachbar mir immer das Glas vollſchenkt; und ich würde daher jeden Blinden, beſonders wenn er ſtarke Getränke nicht zu vertragen im Stande iſt, als Erzieher bei Zeiten darauf aufmerkſam machen. Die ſchrecklichſte aller Leidenſchaften iſt für den Blinden das Erwachen des Geſchlechtstriebes. Von der einen Seite arbeitet ſeine Phantaſie, von der andern wirken ſeine moraliſchen Grundſätze. Seine Phantaſie wird durch nichts geſtört; die entfernteſte Veranlaſſung regt ſie auf; Moralität bewegt ihn nun, beſtändig über ſich zu wachen, und dieſes giebt ihm eine ganz eigenthümliche Stimmung. Siegt die Moralität, ſo iſt er doch immer in einem peinlichen Verhältniß; er muß ſich unaufhörlich beobachten, kann ſich nicht wie der Sehende zerſtreuen, muß die entfernteſte Veranlaſſung, weil ſeine Phantaſie ungleich thätiger iſt, vermeiden, und hiedurch entſteht eine gewiſſe Beängſtlichkeit, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und das Verzweifeln an eigener Kraft; ſiegt die Moralität nicht, dann reißen den Blinden ſeine Leidenſchaften zügellos hin. Ich kannte einen Blinden, der in einem Alter von 14 Jahren ſich ſo wenig zu verheimlichen wußte, daß, da ich ihn mit Theilnehmung auf die Blößen, die er hiedurch gab, aufmerkſam machte, er mir ganz aufrichtig geſtand, daß er mit der höchſtmöglichſten Anſtrengung über ſich zu wachen glaube und ſich bei dem beſten Willen nicht zu mäßigen, nicht einmal zu verheimlichen im Stande ſey. Doch gebe ich auch zu, daß bei dieſem Jünglinge die nämlichen Uebel ſtatt fanden, wodurch auch bei Sehenden

frühes Erwachen des Geſchlechtstriebes herbeigeführt wird. Ich kannte vormals einen Blinden, der ſich einen Harem unterhielt. Es ſcheint daher doppelte Pflicht des Erziehers, allem, was den Geſchlechtstrieb rege machen kann, entgegen zu wirken, jede Veranlaſſung dazu, ſo viel als möglich, zu entfernen, und ſelbſt durch Religion, durch Grundſätze der Moralität, durch Regemachung des Ehrgefühls, der Beſorgniß lächerlich zu werden, und der Achtung, die man ſich ſelbſt ſchuldig iſt, der Sinnlichkeit entgegen zu wirken.

Zwei Fehler der Blinden ſind die beiden Extreme: Mißtrauen und Offenheit. Erſteres iſt Folge der Unterdrückung, des Zurückſetzens, oder überhaupt der ſchlechten Behandlung, die der Blinde erdulden mußte, und es iſt ſchwer, wenn ein Mißtrauen einmal in der Seele der Blinden gewurzelt hat, ſolches zu vertilgen. Allein der bei weitem größere Theil der Blinden ſündigt durch Offenheit und Freimüthigkeit, die, wie ich ſchon vorhin angeführt habe, ihren Grund darin hat, daß der Blinde das nicht erblickt, was andere Menſchen zurückſchreckt, ſchüchtern oder behutſam macht. Dies letztere hat für den Blinden oft die nachtheiligſten Folgen, und eine Unvorſichtigkeit, die höchſtens in ſeiner individuellen Lage als Blinder ihren Grund hat, wird nicht ſelten als Unbeſonnenheit und Sittenloſigkeit ausgedeutet. So bin ich in einiger Verlegenheit, wenn mich jemand auf der Straße anredet und nahe an mich tritt. Da der Punkt, auf dem ich ſtehe, mir nicht ſo genau bekannt iſt, ſo bin ich, um denjenigen, mit dem ich ſpreche, nicht an den Kopf zu ſtoßen, nur eine kleine unbedeutende Verbeu-

gung zu machen gezwungen; und ich weiß, daß man mir dieſes ſchon als eine Unhöflichkeit ausgedeutet hat. Raubt man dem Blinden ſeine Offenheit, ſo wird er vielleicht zum Mißtrauen hingeleitet; und wenn ich zwiſchen beiden Uebeln die Wechſelwahl haben ſoll, ſo will ich lieber, wie dies wirklich bei mir der Fall iſt, zuweilen durch Offenheit verſtoßen, als durch beſtändiges Mißtrauen mich und meine Nebenmenſchen quälen. Unſtreitig aber erkläre ich den für den glücklichſten Blinden, der die Mittelſtraße geſchickt zu treffen vermag. Nur würde ichs dem Lehrer verdenken, der, um dem Blinden ſeine zu große Offenheit zu nehmen, ihn mit der Tücke, Hinterliſt, Heuchelei und Schadenfreude der Menſchen bekannt machen wollte. Der Blinde wird bald auch den guten Menſchen verkennen; mit ſeinem Glauben an menſchliche Tugend würde er zugleich ſeine Zufriedenheit verlieren, und ich geſtehe, daß ich lieber hin und wieder zu kurz kommen, als beſtändig durch Furcht und Beſorgniß, getäuſcht und gemißbraucht zu werden, gepeinigt ſeyn will. Ueberhaupt aber glaube ich, daß, wenn ein Blinder ſo weit kommen ſollte, ſeinen Glauben an die Menſchheit, Tugend und Unſterblichkeit zu verlieren, er einer der ſchrecklichſten Menſchen werden könnte, weil alsdann nur noch ſehr wenig in der Welt übrig wäre, wodurch ſein Herz ſanft und mild geſtimmt werden könnte; und da dem Blinden ſchon ohnehin ſein Leben gleichgültig iſt, ſo würde es ihm unter den angezeigten Vorausſetzungen völlig läſtig werden; folglich würden ihn ſelbſt nicht einmal Beſorgniſſe für ſeine eigene Exiſtenz von irgend einem Schritte zurückhalten

können; ja bei der Beharrlichkeit, womit der Blinde ſeine Pläne verfolgt, würde ihm vielleicht nichts zu theuer, nichts zu koſtbar, und bei der Schnelligkeit und dem Jähzorne, die den mehreſten Blinden eigen ſind, jeder ſeiner Schritte um ſo gefährlicher werden. Die Schnelligkeit des Blinden hat, wie ich ſchon berührte, ihren Grund in der Nothwendigkeit, jeden Augenblick auf etwas Unvorhergeſehenes gefaßt ſeyn zu müſſen, und fällt alle Schonung ſeiner ſelbſt weg, ſo glaube ich, daß der Blinde ſchon hiedurch ein nicht zu verachtender Gegner wird, beſonders da er in ſeiner Abgezogenheit mit deſto größerer Lebhaftigkeit und Anſtrengung jedes Hülfsmittel und jeden Ausweg aufzuſpähen ſtrebt. Der Jähzorn des Blinden hat ſeinen Grund gleichfalls in der Lebhaftigkeit, womit er einen Gegenſtand auf das innigſte umfaßt. Da ihm dieſer nur einzig gegenwärtig iſt, der Sehende aber nicht immer das nämliche Intereſſe dafür fühlt, zum Theil ſchon deshalb, weil er, durch mehrere Gegenſtände zerſtreut, nicht wie der Blinde nur immer für eine einzige Idee lebt, ſo entſteht ſchon hiedurch ſehr leicht beim Blinden, wenn die Sache nicht nach ſeinem Sinne geht, ein gewiſſer Unwille; und da ihn von dem einmal gefaßten Gedanken nichts zurückbringt, kein äuſſerer Gegenſtand an Mäßigung erinnert, ſo geht dieſer Unwille bald in Heftigkeit und Jähzorn über. Nur durch zweckmäßige Ausbildung ſeines Geiſtes erlernt der Blinde ſich mäßigen; und der Erzieher erzeugt ihm eine große Wohlthat, der ihn beſtändig über ſich wachen, die Ausbrüche ſeiner Leidenſchaften mäßigen

und ſelbſt Unrecht geduldig ertragen lehrt. Die ſchreck- lichſte Unvorſichtigkeit aber wäre es, wenn der Erzieher als Bewegungsgrund zu Letzterm dem Blinden ſeine Hülfloſigkeit und ſeine Ohnmacht, ſich beinahe nicht vertheidigen und rächen zu können, anſchaulich machen wollte; denn die kraftvollſten Blinden würden gerade hiedurch zu dem Gedanken aufgereizt werden, ſich die- ſem Gefühl zu entwinden; und jeder Verſuch, demje- nigen, der ſie angreift, die Spitze zu bieten, würde für ſie einen großen Reiz erhalten. Ich geſtehe, daß es einen Zeitpunkt meines Lebens gab, wo ich gerade, weil man mich ſchrecklich drückte, dieſer Stimmung nahe war und ich mich nicht ohne Mühe zu der Ueber- zeugung umſtimmen konnte, daß es des guten Menſchen würdiger ſey, lieber ein Unrecht zu erdulden, als durch unaufhörliche Erinnerung an das erlittene Unrecht ſein Herz mit Groll und Widerwillen gegen die Menſchen zu erfüllen. Rache habe ich mir, weil ich dazu wirk- lich einen gewiſſen Reiz in der Seele empfunden habe, jederzeit ſtreng verſagt; glaube aber, daß aus den an- gezeigten Gründen, weil der Blinde jedes ihm zuge- fügte Leiden als einen Zuwachs ſeines bereits ſo groſ- ſen Druckes äußerſt lebhaft fühlt, auch dieſes ſchon einen gewiſſen Hang zur Rache entzünde, beſonders, da bei jeder Beleidigung zugleich wenigſtens die dunkle Idee rege wird, daß in ihr auch zugleich eine Verach- tung des Blinden wegen ſeiner Hülfloſigkeit enthalten ſey. Da uns aber Rache ſtrafbar macht, ohne uns zugleich glücklich zu machen, und der Blinde wenigſtens in ſeiner Dunkelheit das Bewußtſeyn eines unſträflichen

Wandels zum Begleiter haben ſollte, ſo muß der Erzieher ſelbſt Bitterkeiten, kleine Ausfälle, Spöttereien des Blinden ſogleich im wahren Lichte darſtellen, um ihn hiedurch ſelbſt von jeder Aeußerung des Unwillens zur Geduld zu gewöhnen, und überhaupt ein gewiſſes Selbſtgefühl zu erzeugen ſtreben, daß es edler und des guten Menſchen würdiger ſey, Kränkungen und Unrecht zu dulden, als zu vergelten oder zu erwiedern.

Ich habe in dieſem Abſchnitt ſo manches zuſammengeſtellt, welches nicht im Knabenalter völlig zur Reife kommt, worauf aber der Erzieher des Blinden ſchon von Jugend an bei ſeinen Zöglingen Rückſicht nehmen und mit deſſen zunehmenden Jahren immer lebhafter wirken muß. Vieles ſind nur Fingerzeige, und ich ſetze voraus, daß der Erzieher des Blinden hinreichende pädagogiſche Kenntniſſe und Scharfblick genug beſitze, um alles, was in ähnlichen Fällen bei Sehenden anwendbar iſt, zu kennen, und dieſes wieder, ſo wie es für den Blinden erforderlich iſt, zu verändern und anzuwenden.

Siebenter Abſchnitt.

Wiſſenſchaftliche Erziehung des Blinden.

Der Wunſch, mit ſeinem Zöglinge zu glänzen, iſt beinahe allen Lehrern gemein, um wie viel mehr iſt dies eine Klippe für den Lehrer des Blinden, deſſen Bemühungen man, wenn ſie nur einigermaßen gelingen, um ſo lebhafter anſtaunt. Ich fürchte daher ſehr, daß der Lehrer des Blinden häufig in die Verſuchung kommen möchte, den wirklichen Unterricht blos in eine Art von Abrichtuug zu verwandeln. Nur ein Blinder, der vormals geſehen hat, kann es ganz fühlen, welche unendliche Vortheile damit verknüpft ſind, ſelbſt leſen und ſchreiben zu können. Es wäre ein großes Glück für den Blinden, wenn man dieſes auch für ihn möglich machen könnte; allein bey unſerer Art zu drucken und zu ſchreiben ſehe ich dieſe Möglichkeit nicht ein. Ich habe mich lange ſchon mit einem Gedanken umhergetragen, worin mir etwas Wahres zu liegen ſcheint, mit dem ich aber noch nicht aufs Reine gekommen bin. Es iſt folgender: die Sprache beſteht aus Tönen, und Töne ſind eigentlich nur dazu geeignet, um durch den Sinn des Gehörs auf meinen Geiſt zu wirken. Durch die Erfin-

dung der Buchſtaben iſt die Sache des Gehörs Sache des Geſichts geworden, und der Ton wird vermittelſt der Tonzeichen durchs Auge auf meine Seele wirkſam. Sollte es nun nicht möglich ſeyn, Tonzeichen zu erfinden, die auf Gefühl und Geſicht gleich wirkſam und doch nicht ſchwieriger, koſtbarer, mühſamer und mit einem größern Zeitaufwande verknüpft wären, als es unſere Buchſtabenſchrift iſt? Wer dieſes Problem auflöſen könnte, würde einer der größten Wohlthäter der Blinden ſeyn. Bis jetzt iſt jede Methode zu leſen für Blinde immer nur eine wenig bedeutende Sache. Herr Hauy zu Paris hat Bücher für Blinde drucken laſſen, ſo daß nur eine Seite des Papiers bedruckt iſt und die Buchſtaben, auf der andern Seite hervorgetrieben, durchs Gefühl kenntlich ſind; aber die Zahl der Blinden iſt verhältnißmäßig ſo gering, daß um ihrentwillen wohl nicht viel ſolcher Bücher gedruckt werden können. Deshalb kann dieſe Methode nie viel leiſten; ſehr ſchätzbar aber iſt der Gedanke des nämlichen Mannes, mit Hülfe ſtählerner Stempel und auch eines Inſtruments von Elfenbein Umriſſe zu zeichnen, die nachher der Blinde durchs Gefühl erkennen kann. Den Blinden gewöhnliche Buchſtaben der Buchdrucker zuſammenſetzen zu lehren, kann ihn, wenn er, wie zu Paris, als Setzer bei den Druckereien angeſtellt wird, ſein Brodt ſchaffen. Es iſt die Erlernung dieſer Zuſammenſetzung beinahe nothwendig, um den Blinden leſen zu lehren, kann aber, um andern ſeine Gedanken mitzutheilen, wenig fruchten. Denn wer das ganze Geſchäfft des Setzers und die zweckmäßige Einrichtung der Schriftkaſten kennt, der wird es auch zugeben,

daß der Blinde zu ſetzen im Stande ſey; aber auch hier kommt Zeitaufwand und Mühe nicht mit dem Nutzen in Verhältniß. Um dem Blinden einen Begriff vom Leſen zu machen, damit ſich ſelbſt der Blindgeborne vorſtellen könne, wie dies zugehe, dazu iſt dieſes hinreichend; auch dient folgende Methode zu dieſem Zwecke. Man nehme einen Zylinder, der 2 bis 3 Zoll im Durchmeſſer hat, lege auf dieſen Zylinder 24 Ringe, auf jedem Ringe ſind die Buchſtaben des Alphabets mit eiſernen Stempeln in Kartenpapier geprägt und zugleich ein Komma, Kolon, Punkt und leeres Spatium befindlich. Ein ſchmales Blech in Form eines Halbzirkels bedeckt die Hälfte der Ringe, die andere Hälfte kann der Blinde ungehindert berühren und umdrehen. In der Mitte des Halbzirkels von Blech iſt der Länge nach ein Einſchnitt, ſo breit als ein Buchſtabe; in dieſen legt der Blinde den Finger und dreht von der andern Seite die Ringe ſo lange, bis er dieſen Finger wegnehmen und das darunter ihm aufgegebene Wort zeigen kann. So würde bei dem Worte Gott der erſte Ring ſo lange gedreht werden, bis G, der zweite bis O, der dritte bis T, und der vierte gleichfalls bis T unter dem Finger gekommen wären, und nach der Wegnahme des Fingers wären nun die Buchſtaben unter dem Einſchnitt lesbar. Die blinde Salignac lernte leſen, indem ſie aus Papp geſchnittene Buchſtaben betaſtete, ſie nachher neben einander legte, ſo daß Worte und Sylben daraus entſtanden. Der oft angezeigte blinde Chemiker lehrte ſeinen Sohn durch geſchnitzte Charaktere leſen. Der Abbé de l'Eppée bediente ſich, um den Blinden leſen

zu lehren, eiſerner Buchſtaben. Der blinde Schönberger ließ die orientaliſchen Buchſtaben aus Eiſendrath formen und lehrte nachher ſeine Zuhörer dieſe Sprachen leſen. Hauy bedient ſich, um den Blinden die Ausſprache und zugleich die Kenntniß der Buchſtaben zu lehren, kleiner Täfelchen, auf denen aus Blei gegoſſene Figuren befeſtigt ſind. Die letzte Sylbe dieſer Figur enthält den Namen des Conſonanten, ſo wie, im Deutſchen, Rübe in der letzten Sylbe den Buchſtaben B, Wiege den Buchſtaben G benennt. Die Vocale aber müſſen durch die erſte Sylbe der abgebildeten Figur ausgedrückt werden. So enthält Ameiſe in der erſten Sylbe das A; Elephant in der erſten Sylbe das E; und indem der Lehrling die Figur und den Buchſtaben betaſtet, erlernt er durch die daneben gelegte Figur den Namen, zum Theil auch die Ausſprache des Buchſtabens, erlernt auch durch Zuſammenſtellung der Figuren das Buchſtabiren; und ich bin gegenwärtig ein ſolches Figuren-Alphabeth für die deutſche Sprache machen zu laſſen beſchäfftigt. Damit der Blinde ſich durchs Gefühl die Kenntniß der Buchſtaben erwerbe, legt ihm Hauy zuerſt große, dann immer kleinere Buchſtaben vor, bis das Gefühl hiedurch ſo verfeinert iſt, die auf die vorhin angezeigte Weiſe für die Blinden gedruckten Bücher, deren Buchſtaben nicht größer als die gewöhnlichen ſind, zu leſen, und der berühmte Pferdearzt Kerſting, der eine Zeitlang blind und taub war, aber eine ſo eigenthümliche Organiſation hatte, daß er durchs Gefühl hörte, was ſeine Frau ſprach, wenn ſie ſeine Hand leiſe an ihren Mund hielt, dieſer ſonderba-

re Mann, der Gehör und Geſicht wieder erhielt, bei der Wiedererlangung deſſelben aber auch zugleich ſein feines Gefühl verlor, lernte während ſeiner Blindheit die Buchſtaben der mit grober Schrift gedruckten Bücher durchs Gefühl erkennen. Der Blinde, der es ſo weit wie Letzterer gebracht hätte, nur dieſer kann vom Leſen ſelbſt einen vorzüglichen Gebrauch machen, welches ſich jetzt auf die wenigen für Blinde gedruckten Bücher, auf die nach dem Beiſpiel der Salignac für Blinde geſchriebenen Briefe, die nur auf einer Seite geſchrieben und deren Buchſtaben nachher mit einer Stecknadel durchſtochen waren, oder auf diejenigen Briefe beſchränkt, die Herr Hauy den Blinden mit auf der einen Seite erhabenen Buchſtaben, die vermittelſt eines Griffels eingedrückt werden, ſchreiben lehrt, oder auch auf ſolche Briefe, die mit einer klebrichten Materie, z. B. Gummi, geſchrieben und durch darüber geſtreuten Feilſtaub oder Sand fühlbar gemacht werden.

Jetzt aber kann alles dieſes nur einzig dazu dienen, um den Blinden das Leſen in Hinſicht aufs Schreiben zu lehren; denn bei der größten Fertigkeit, die er ſich in allen den angezeigten Handgriffen zu eigen gemacht hätte, bleibt ihm doch ein Vorleſer unentbehrlich. In Betreff des Schreibens aber ſtößt der Blinde bald wieder auf unzählige Hinderniſſe und wird jederzeit ungleich beſſer dabei fahren, ſeine Gedanken einem andern in die Feder zu ſagen, als ſie ſelbſt niederzuſchreiben. Da es aber doch wohl Gelegenheiten geben könnte, worin der Blinde ſich nicht gern einem Dritten im Betreff ſeiner Correſpondenz überlaſſen würde, da es wohl

möglich iſt, daß ein Geſchäfftsmann erblindet, der, wenn er ſchreiben könnte, ſich nicht ſeines Amtes, wovon er vielleicht mit ſeiner Familie leben muß, begeben dürfte, es auch jedem gebildeten Blinden in vieler Hinſicht vortheilhaft iſt, wenigſtens ſeinen Namen zu ſchreiben und ihn vor Gericht rekognoſciren zu können, ſo könnte man den wohlhabenden Blinden, dem Verſuche dieſer Art Freude machen, auf folgende Handgriffe leiten. Man nehme ein kleines plattes Stäbchen, das die Länge einer geſchriebenen Zeile hat, und rolle das Blatt Papier darauf. Man bekommt hiedurch eine ſchmale geradlinichte Fläche, ſchreibt darauf eine Zeile, dreht, wenn dieſe beendigt iſt, das Stäbchen um, und ſchreibt am Ende längs derſelben die zweite. — Sobald eine andere Zeile erforderlich iſt, wiederholt man dies und fährt damit ſo lange fort, als das Papier dazu hinreicht, worauf wenigſtens die Zeilen geradlinicht und beinahe in gleicher Entfernung unter einander zu ſtehen kommen. Doch iſt dies wohl nur für den Blindgewordenen brauchbar; denn der Blindgeborne dürfte ſchwerlich die Fähigkeit haben, die Buchſtaben ſelbſt richtig zu ſchreiben. Wie die blinde Salignac, die blos mit Hülfe eines Lineals und Bleiſtifts ſchrieb, dies Schreiben erlernte, finde ich nicht angezeigt. Die blinde Waldkirch aber lernte dadurch ſchreiben, daß ſie hohl geſchnittene Buchſtaben ſo lange umzog, bis ſie von ihrer Figur einen richtigen Begriff hatte und ſie ſelbſt entwerfen konnte; auch ließ ſie ſich, als ſie ſchrieb, das Papier in einen Rahmen ſpannen. Der blinde Schönberger hatte ſich von den aus Drath geformten Buchſtaben

durchs Gefühl einen ſo richtigen Begriff verſchafft, daß er nicht nur die Wirkung der Accente mündlich auseinander ſetzte, ſondern auch dieſe orientaliſchen Sprachen ſogar ſchrieb; und die von Hauy im Hospital quinze vingt unterrichteten Blinden ſollen mit Fertigkeit ſchreiben, welches bey Hauys Prüfungen auch ſein blinder Reiſegefährte Fournier öffentlich zeigte. Ich, der ich vor dem Erblinden ſchon ſchreiben konnte, habe eine Vorrichtung mit Nutzen verſucht, aber verworfen, weil ich das Diktiren für mich ungleich zweckmäßiger finde. Ich wählte ein dickes Bret von hartem Holze, etwas größer als ein Bogen Papier, ließ an der linken Seite einen keilförmigen Einſchnitt machen und in dieſem einen beweglichen Keil anbringen, den ich herauf und herunter ſchieben konnte. An der linken Seite des Brets längs dem Einſchnitte ließ ich Zähne einſchneiden, deren jeder vier Linien von dem andern entfernt war, an dem Keile ſelbſt aber eine Feder befeſtigen, wovon das andere Ende in die Zähne wie ein Sperrkegel einfiel, ſo daß jedesmal die Feder knackte, wenn ich den Keil um einen Zahn breit herunterſchob. Oben an dem Keil war ein doppeltes Lineal, ſo daß zwiſchen dieſen beiden Linealen nur zu einer Reihe Platz war. Das obere Lineal umwickelte ich mit Löſchpapier und befeſtigte ſolches, damit es ſich nicht verrücken konnte, vermittelſt zweier Stifte oben auf dem Lineal. Im unterſten Lineal war ein kleiner leicht beweglicher Keil von Metall angebracht, ungefähr von der Geſtalt des Holzes, welches die Zimmerleute einen Schwalbenſchwanz nennen. An dieſem Keil war ein Zeiger, der bis auf den leeren Platz

zwiſchen den beiden Linealen reichte. Ueber dem Zeiger war ein kleines Loch, woran ein ſeidener Faden, an dieſem ein Ring befeſtigt war. Noch waren im unterſten Lineal zwei kleine Einſchnitte, der eine drei Linien weniger, als die Breite eines Octavblatts, der andere drei Linien weniger, als die Breite eines Quartblatts beträgt, von dem Ende der Lineale entfernt. Beim Schreiben verfuhr ich auf folgende Weiſe. Ich ſchob den Keil in die Höhe, ſo daß die Feder in den oberſten Zahn paßte. Jetzt ſchob ich das weiße Papier unter die beiden doppelten Lineale; war es ein Oktavblatt, ſo ſteckte ich ein Stückchen Uhrfeder in den erſten, wenn es ein Quartblatt war, in den zweiten oder entfernteſten Einſchnitt des unterſten Lineals. Dieſes ſtieß mir, wenn ich ſchrieb, an den kleinen Finger und erinnerte mich dadurch, weil nur noch zu einer Sylbe Platz war, mich auf das Abbrechen des Worts gefaßt zu machen. Den Ring hatte ich während des Schreibens auf den kleinen Finger der rechten Hand geſteckt. Er zog vermittelſt des Fadens den Zeiger hinter die Feder, und wenn ich nun ſtille hielt oder unterbrochen wurde, ſo wies der Zeiger auf die Stelle, auf welcher ich wieder zu ſchreiben anfangen mußte. War die Reihe beendigt, ſo drückte ich mit der linken Hand auf den Keil, merkte darauf, daß er nicht mehr als einmal knackte; das mit Löſchblatt bewickelte Lineal bedeckte nun die geſchriebene Zeile, und gleich unter derſelben konnte ich die folgende ſchreiben, nachdem ich vorher den kleinen Keil mit dem Zeiger zurückgeſchoben hatte. Die Tinte mußte in einem flachen Gefäße ſeyn, worin ich, wenn eine Zeile beendigt war,

eintauchte. Eine Art zu ſchreiben, auf die ich zufällig gefallen bin, ſcheint mir ſelbſt für den Blindgebornen möglich zu ſeyn. Ich las nämlich einſt, daß der oſtgothiſche König Theodorich, weil er ſeinen Namen nicht ſchreiben konnte, ihn dergeſtalt auf ein Goldblech ſchneiden ließ, daß die Züge Oeffnungen in das Blech machten. Dieſes legte er nun auf das Blatt, welches er unterzeichnen wollte, und bewiſchte die Oeffnung mit Tinte, die nun durch die Oeffnungen des Blechs aufs Papier floß und den Namen leſerlich darſtellte. Wenn man nun aus ſtarkem meſſingenen Blech kleine Quadrate ſchnitte, oben und unten der Länge nach ein Loch bohrte und in der Mitte des Quadrats einen Buchſtaben einſchnitte, ſo hätte man das Alphabet; aber man müßte dabei den Nachtheil verhüten, daß nicht, wie beim lateiniſchen O der von der Linie umſchriebene Raum herausfiele, denn in dieſem Fall würde ſtatt des Buchſtabens blos ein runder Flecken entſtehen. Man müßte daher ſchon bei allen dieſen Buchſtaben eine ſchmale Linie undurchſchnitten laſſen, wodurch der von den Buchſtaben umgebene Theil des Blechs mit dem Theile, der ihn umgiebt, in Verbindung bliebe. Man könnte einzelne Worte: wie der, die, das und ſo, dem, den, denn, in, im, daß, ſchon auf ein Quadrat ſchneiden. Ja es fragt ſich, ob es nicht vielleicht Gewinn wäre, wenn man alle einzelne Sylben zuſammenhängend auf Quadrate ſchnitte, und auf die Weiſe, wie die Schriftkaſten der Setzer ſind, müßte man einen Kaſten für die Sylben, den andern für die Buchſtaben haben. Die Quadrate müßten auf ihren vier Seiten äußerſt geglättet ſeyn, damit jedes genau an das andere anpaßte. Der

Blinde fädelt ſie auf zwei Drathe auf, wovon der eine durch das Loch über, der andre unter dem Buchſtaben geht. Er hat zwei hölzerne Winkel, die da, wo ſie zuſammenkommen, ein Gelenk haben. An den Seiten der Winkel ſind kleine Löcher für die Drathe, auf denen die Zeilen ſtehen. Dieſe ſchiebt der Blinde nun in dieſe Löcher und biegt nun die beiden Schenkel um, ſo daß hiedurch der hölzerne Rahmen ſeine geſetzte Schrift umſchließt. An den Ecken, wo die Winkel zuſammen kommen, ſind Löcher. Durch dieſe geht ein eiſernes Stift, das auf jeder Seite einen Schraubenvater hat. Durch das Aufſezzen und Herumdrehen der darauf paſſenden Schraubenmütter wird der hölzerne Rahmen äußerſt feſt zuſammengezogen. Dieſes iſt deshalb nothwendig, damit die Buchſtaben äußerſt feſt aneinander ſchließen; und es müſſen deshalb auch kleine leere Quadrate von ſehr verſchiedener Größe als Spatia vorräthig ſeyn, um dadurch allen Reihen gleiche Länge zu geben und ein Wort von dem andern trennen zu können. Iſt auf dieſe Weiſe der Satz vollendet, ſo wird das weiße Papier, worauf die Schrift kommen ſoll, untergelegt. Man hat ein leeres hölzernes Quadrat von der Länge einer Reihe und nur um ein klein wenig breiter. Hierin iſt ein Bret beweglich, welches gerade die Länge und Breite der Reihe hat. An dieſem Bret iſt unten der Länge nach ein Schwamm befeſtigt. Dieſen weicht man in Tinte, ſchiebt nun von oben das größere Quadrat über die Reihe; nur dies äußere Quadrat faßt der Blinde an, damit er ſich nicht beſchmuze; zieht vermittelſt eines kleinen Griffs das Bret in die Höhe, führt nun das Quadrat auf die geſetzte Schrift und

drückt langſam den Schwamm auf jede Zeile. Damit er keine Zeile übergehe, ſo ſind dieſe Zeilen durch Knöpfchen oder Einſchnitte am hölzernen Rahmen kenntlich gemacht. Der Gebrauch muß lehren, wie oft der Schwamm wieder in die Tinte getaucht werden ſoll. Iſt alles, was man geſetzt hat, damit bewiſcht, ſo trockne man mit einem andern Schwamm die überflüſſige Tinte von oben hinweg. Mein verſtorbener Freund Feſt ſchrieb mir, daß ein blindes Fräulein von Bünau einzelne gedruckte Buchſtaben ſich in beſondere Fächer gelegt habe; ſie ziehe dieſe, wenn ſie ſchreiben wolle, auf einen Faden, und der, welcher dieſe Schrift leſen wolle, dürfe nur die Buchſtaben abziehen und neben einander legen; allein ich fürchte, daß bei einer ſolchen Art zu ſchreiben, wenn nicht die höchſtmögliche Sorgfalt angewandt würde, hier leicht ſo viele Auslegungen als bei dem florentiniſchen Exemplar der Pandekten ſtatt finden möchten. Wenigſtens rathe ich alsdann hinter jedem Worte ein weißes Fleckchen Papier aufzufädeln. Ein anderer Verſuch, durch das Einſtecken kleiner Nadeln vermittelſt ihrer Knöpfe Buchſtaben und Worte zu bilden, hat mich auf den Gedanken gebracht, ein Blatt Papier über das Nadelkiſſen zu legen, dieſes durchſtochene Papier über ein ganzes zu halten und fein geſchabten Röthel oder Kohlenſtaub durch das durchſtochene Papier zu ſtreuen. Die Buchſtaben werden alsdann auf dem ganzen Papier lesbar, ſind aber leicht zu verwiſchen. Doch könnte dies zu einer geheimen Korreſpondenz zwiſchen einem Blinden und Sehenden Veranlaſſung geben, wenn Letzterer nämlich das durchſtochene Papier, welches ihm der Erſtere zugeſchickt hätte, auf die angezeigte Weiſe ſich

lesbar machte. Zur Correſpondenz zwiſchen zwei Blinden ſchlage ich folgendes Mittel vor: man nehme ein Bret von beliebiger Größe, laſſe darin Vertiefungen von der Breite eines kleinen Fingers und ungefähr einen halben Zoll tief machen und in dieſen Vertiefungen ganz nahe bei einander kleine Löcher bohren. Nun müſſen beide Blinden ſich über ein Alphabet einigen. Ein Quadrat iſt A, ein Rombus B, ein längliches Quadrat C u. ſ. f. Man ſchneide Stückchen Holz, die oben die angezeigten regelmäßigen Figuren enthalten, unten aber zugeſpitzt ſind, um in die Löcher geſteckt werden zu können, und ſo oft ein Wort zu Ende iſt, zeige man ſolches durch einen eiſernen Stift an. Blinde, die an einem Orte wohnen, werden ſich durch ein ſolches zugeſchicktes Bret mit einander verſtändigen; auch könnte dies wie eine Art von Schreibtafel dienen, wodurch der Blinde ſich manches, damit er es nicht vergäße, aufzeichnen könnte.

Ich gebe es gern zu, daß alles dieſes nur ein Nothbehelf ſey, und ich würde daher in keinem Erziehungsinſtitut für Blinde auf dieſe Künſte großen Werth ſetzen, ſondern ſie blos denjenigen lehren, der einiges Intereſſe dafür fühlte; doch würde ich es erſt durch Verſuche ausmitteln, ob es nicht rathſam ſey, einen jeden nach Kleins und Haüys Methode ſchreiben zu lehren. Klein ſchnitt die Buchſtaben aus Pappe, ohngefähr drei Zoll lang, ließ ſie aus Wachs nachbilden und zwar allmälig immer kleiner machen. Nun ließ er Buchſtaben aus Chartenpapier auf Preßſpäne leimen, und die außerordentliche Glätte dieſes Grundes machte

ſie fühlbar. Indem aber nun der Blinde ſolche Leiſten zwiſchen eine hiezu eingerichtete Tafel ſchob, ſetzte er Sylben und Buchſtaben zuſammen. Zum Erlernen des Schreibens dient eine kupferne Tafel mit ſchmalem Rande und mit Wachs gefüllt. Hierin werden die Buchſtaben vertieft vorgeſchrieben, und es wird, um das Schief-ſchreiben zu hindern, jede Reihe von der andern durch einen Eiſendrath getrennt. Iſt die Tafel vollgeſchrieben, ſo wird ſie auf Kohlen gelegt und das flüßig gewordene Wachs hiedurch wieder geglättet. Noch wohlfeiler könnte der Rand einer hölzernen Tafel voll Wachs gegoſſen und durch eine darüber geführte Rolle, wenn es erforderlich wäre, wieder geglättet werden. Beym Schreiben auf Papier wird auf ein weiches Leder das weiße Papier, auf dieſes ein ſchwarzes abfärbendes, und über das letztere ein dünnes Chartenpapier gelegt, worin der Länge nach Spazien für die Reihen geſchnitten ſind. Durch das Schreiben mit einem Stift drücken ſich vertiefte Buchſtaben, die zugleich durch die Schwärze des obern Papieres gefärbt werden, in das unterſte weiße Papier ein. Nach Haüys Methode werden zwei Breter, eins über das andere, vermittelſt zweier eiſernen Gelenke befeſtigt. Das oberſte iſt in Form eines Rahmens ausgeſchnitten, und Dräthe, queer durch dieſen Ramen gezogen, bezeichnen die Entfernung der Reihen. Ein weißes Papier wird unter einem geſchwärzten und über dies wieder ein weißes Papier in die Höhlung des Rahmens unter die Dräthe gelegt; das ſchwarze Papier aber iſt nur von einer Seite durch Seife, womit man Ruß vermiſcht hat, angeſchwärzt. Sind dieſe Papiere gehörig übereinander ge-

legt; ſo ſchließt man die beiden Breter vermittelſt zweier Häkchen feſt an einander und ſchreibt nun vermittelſt eines gläſernen oder ſtählernen Stifts auf dem oberſten weißen Papier. In dieſem werden die Buchſtaben eingedrückt, in dem unterſten Papier, welches man noch vorher glättet, durch die Schwärze abgefärbt. Letzteres iſt für den Sehenden, das oberſte Papier mit den eingedrückten Buchſtaben für den Blinden. Der gebildete Blinde, der dies obere Papier leſen kann, iſt dadurch ſeine Hand vor Gericht zu rekognoſciren, und jeder Richter, dem es vorgelegt wird, ſich ſelbſt auf das genaueſte zu überzeugen im Stande, ob die geſchwärzten Buchſtaben mit den erhabenen Buchſtaben völlig übereinſtimmen, und der Blinde darf nur beeidigen, daß er beide Exemplare zugleich und außer dieſen keine andre über den nämlichen Inhalt geſchrieben habe. Zu ſeinem Namen kann ſich der Blinde zweier kleinen Bleche bedienen, die hinten ein Gelenk haben und vorne verſchloſſen ſind. In jedem dieſer beiden Bleche iſt ein längliches Quadrat, ſo groß wie der Name, beide genau auf einander paſſend eingeſchnitten. Der Blinde legt zwiſchen dieſe beiden Bleche ein geſchwärztes Papier und verſchließt ſie; ſchreibt ſeinen Namen, indem er das Blech auf das weiße Papier legt, innerhalb des Quadrats mit einem ſcharfen Stift, wodurch der Name zugleich geſchwärzt und erhaben wird. So lange dieſe Erhabenheit fühlbar bleibt, kann er ſie ſelbſt leſen, auch kann er mit Hülfe dieſes Blechs ſeinen Namen in Gegenwart des Richters ſchreiben, und ein Schreibmeiſter kann, ſo wie beim Sehenden, die Gleichheit der Züge prüfen. Die Vortheile dieſes Schreibens hier weitläuftig ausein-

ander zu ſetzen, wäre überflüßig; ich ſage blos, daß mir mancher Gedanke und Entwurf verloren gegangen iſt, weil ich ihn nicht gleich anmerken konnte, und manche Sentenz, manche einzelne Stelle eines Dichters hat mich in den ſchrecklichſten Stunden meines Lebens aufgerichtet, und wie leicht wird es nun dem Blinden gemacht, ſich ſolche Stellen aufzuzeichnen. Oft beſteht jetzt der ganze Religionsunterricht des Blinden darin, daß ihm die Catechismus-Lehren ſo lange vorgeſagt werden, bis er ſie auswendig weiß. Wie verſchieden aber würde nicht hievon ſein Religionsunterricht ſeyn, wenn er ein kurzes Compendium, ohngefähr wie dasjenige, welches hier der Freund Kants, der Diakonus Waſianski, herausgegeben hat, mit erhabenen Buchſtaben gedruckt leſen und ſich dabei des mündlichen Commentars erinnern könnte. Ich wiederhole es indeß, daß nach meiner Meinung nicht durchaus jeder Blinde, ſondern nur der, welcher Luſt und Fähigkeit dazu hat, im Leſen und Schreiben unterrichtet werden müßte.

Ungleich größern Werth aber ſetze ich auf die Uebungen im Rechnen, weil durch ſie das Gedächtniß und die Aufmerkſamkeit unendlich gewinnen. Die Saunderſonſche Methode mit den Würfeln entlehne ich hier aus Clemms mathematiſchem Lehrbuche §. 367. Statt der neun Zahlzeichen wählte er neun Quadrate oder Vierecke, deren jedes in vier kleinere eingetheilt war, durch welche Eintheilung er neun Durchſchnitte des größern Quadrats bekam, in welche Durchſchnitte er die neun Einheiten der Zahlen alſo ſetzte, daß er in die Mitte des großen Quadrats eins, gerade oben 2, zur Linken der

2 weiter 3, herabwärts 4 u. ſ. w. ſetzte, bis alle 9 Zahlen in die Durchſchnitte des Quadrats kamen. Um nun damit rechnen zu können, ließ er ſich für die neun Einheiten neun ſolche Quadrate machen, davon jedes nur in der ihm angewieſenen Stelle die für dieſe Stelle gehörige Einheit enthielt; das zehnte Quadrat war eine Null, wo in der Mitte die Null befindlich ſeyn mußte. Weil er aber durchs Gefühl rechnete, ſo ließ er in die neun Durchſchnitte des Quadrats kleine Oeffnungen bohren, daß eine Stecknadel darinnen Platz hatte; die mittelſte Oeffnung für die Null, wenn keine Eins da war, ließ er etwas größer bohren und ſteckte jedesmal die größte Stecknadel darein. Wollte er nun eine Zahl durchs Gefühl leſen oder mit mehreren rechnen, ſo ſetzte er ſeine Quadrate und kam damit durch die Uebung ſo ſchnell zurecht, als man mit ſehenden Augen immer hätte zurecht kommen können. Zur nähern Erläuterung verweiſe ich noch auf die Figur 2, 3 und 4 im angezeigten Lehrbuche.

Ich gab dem nachſtehenden Verfahren, nicht weil ich glaubte, einen Mann wie Saunderſon durch meine Methode übertreffen zu können, ſondern vielleicht blos deshalb, weil ich mehr daran gewöhnt war, den Vorzug. Ich ließ mir eine Tafel machen und darauf in gerader Linie neben einander kleine Löcher bohren; eine kleine der Länge nach laufende Leiſte, ungefähr ein Paar Linien breit, trennte jede Reihe Löcher, die von oben nach unten liefen. Unten an der Tafel war ein länglicher Kaſten mit 10 Fächern; hier hatte ich Stäbchen mit zehn verſchiedenen Arten von Knöpfchen, die

oben aber alle platt waren. Auf jeder Fläche waren, damit der Sehende mich controlliren konnte, eine von den Zahlen Eins bis Neun oder eine Null geſchrieben. Ich kannte nun an den Knöpfen die Stäbchen, ſteckte ſie in die Oeffnungen, und nun war dies Exempel mir und jedem Sehenden anſchaulich. Nun rechnete ich, ſteckte immer friſche Stäbchen, und ſtatt eine Zahl auszuſtreichen drehte ich ſie ſeitwärts; denn, hätte ich ſie völlig umgedreht, ſo würden 6, 9, 0, welche letztere ich ſehr oval hatte ſchreiben laſſen, in den Augen deſſen, der mich rechnen ſah, Verwirrungen gemacht haben. Vom Nutzen dieſer Methode halte ich mich um ſo vollkommner überzeugt, weil ich ſelbſt einen Sehenden auf dieſe Art rechnen lehrte. Ich bediente mich dieſer Tafel noch zu einem andern Gebrauch. Die Löcher gingen ganz hindurch; nahm ich nun die Seite, auf welcher keine Leiſten waren, ſo konnte ich mit meinen Stäbchen beinahe alle mathematiſche Figuren abſtechen. Nahm ich nun eine Schnur mit Kreide beſtrichen, umſchlang damit meine Figuren und drückte alsdann die Schnur auf der Tafel ab, ſo war, nachdem ich die Stäbchen herausgeworfen hatte, die Figur auf der Tafel gezeichnet.

Bei krummlinichten Figuren bediente ich mich eines etwas dicken und locker gedrehten Stricks, den ich feſt um die Stäbchen zog, und ich vermied es dadurch, daß die Figuren nicht eckicht wurden. Das Mehreſte aber muß Uebung im Kopfrechnen thun. Ehe ich ſo glücklich war, in die Lage zu kommen, mich fremder Augen bedienen zu können, indeß ſich doch mein Geiſt

nach Beſchäfftigung ſehnte, gewöhnte ich mich zu meiner Unterhaltung daran, große Exempel im Kopfe zu berechnen, und ich hatte es damals, welches mir aber jetzt nicht zu leiſten möglich iſt, ſo weit gebracht, eine Kubikwurzel von einigen Zahlen im Kopfe extrahiren zu können; und der blinde Profeſſor Freiherr von Golz hat es hierin noch weiter gebracht. Ein vorzüglicher Apparat zum Rechnen iſt das bei den gemeinen Ruſſen übliche Rechentäfelchen mit einigen Verbeſſerungen. In einem Rahmen ziehe man ſieben Drathe, auf jeden eine beliebige Zahl Korallen, auf dem oberſten die kleinſten und allmälig immer etwas größere. Jede Koralle auf dem oberſten Drath bedeutet 1, auf dem zweiten 10, auf dem dritten 100, auf dem vierten 1000, auf dem fünften 10,000, auf dem ſechſten 100,000, auf dem ſiebenten 1,000,000. Man wird vermittelſt dieſer Rechnungstafel die gewöhnlichen Rechnungsarten ohne Brüche ſehr leicht rechnen können. Hauy läßt den Blinden gegoſſene Zahlen in ein Bret ſtecken, welches der Länge nach Einſchnitte hat, und dies gewährt den großen Vortheil, das Exempel abdrucken zu können.

Bei fähigen Blinden verſuche man, ſobald man mit der Arithmetik aufs Reine iſt, Unterricht in der Geometrie. Ich berufe mich auf dasjenige, was ich ſchon vom Zeichnen geometriſcher Figuren durch Wachsſtöcke geſagt habe; und daß man die geometriſchen Körper und die geometriſchen Lehrſätze, in Holz geſchnitten, alle mechaniſchen Körper, die Säulenordnungen u. d. m. durchs Gefühl anſchaulich machen kann, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Bei talentvollen Blinden kann man nun den Unterricht in der Phyſik hinzufügen, da das Beiſpiel des Dr. Moyes und des oft angeführten Blinden Chemikers zeigen, daß auch dem Blinden der Zugang zu dieſer Wiſſenſchaft nicht völlig verſchloſſen ſey. Ich würde als Lehrer mit Experimenten anfangen, dieſe erklären und ſo weiter fortſchreiten, z. B. ich würde etwas Lykopodium und kleine Papierſchnitzel vor dem Blinden hinlegen und nun anfangen: es giebt gewiſſe Körper, die, gerieben, leichte Körper an ſich ziehen; wie z. B. dieſe Stange Lack, welche jetzt der Blinde reiben und die angezeigten Gegenſtände davon anziehen laſſen müßte; manche dieſer geriebenen Gegenſtände geben, wenn ſie andern genähert werden, einen Funken mit einem Geknister von ſich. Nun ließe ich den Blinden ein großes Stück Bernſtein reiben, führe mit einem gewöhnlichen Auslader dagegen und machte ihm das Kniſtern des Funkens hörbar. Jetzt würde ich Verſuche mit der Glasröhre anſtellen, ihn mit poſitiver und negativer Elektricität, und ſo ſtufenweiſe mit der ganzen Wiſſenſchaft bekannt machen. Doch geſtehe ich, daß ich für Blinde noch einige Stücke mehr in meinen phyſikaliſchen Apparat aufnehmen würde, und zwar ſolche Vorrichtungen, wodurch manche Gegenſtände mehr dem Gefühl verdeutlicht werden. Jetzt würde ich zur Geographie ſchreiten. Die Grenzen der Länder und alle Linien des Globus ließe ich mit Oelfirniß beſtreichen und nachher Sand darüber ſtreuen. Wenn dieſer getrocknet iſt, ſo wird dem Blinden hiedurch jede Linie auf dem Globus fühlbar. Da der Oelfirniß auf Landcharten Schmuz erregt, ſo habe ich mich lieber des Gummi be-

dient, oder auch die Grenzen durch Nadelſtiche, die Flüſſe durch feine Dreiecke aus Nadelſtichen, die Städte durch kleine Zirkel von Nadelſtichen fühlbar gemacht. So wie man den Schüler Charten zeichnen läßt, um zu wiſſen, ob er einen hinlänglichen Begriff davon habe, ſo würde ich meinen blinden Schüler durch ſchmale Wachs=ſtreifen auf einem Brete, oder, nach Haüys Methode, durch Eindrücken mit einem elfenbeinernen Jnſtrumente in etwas angefeuchtetes ſtarkes Papier Charten zeichnen laſſen. Der blinde Viehweger läßt ſich den Umriß der Länder in die Hand zeichnen und erlangt hiedurch die Fertigkeit, ihn mit Kreide ziemlich deutlich zeichnen zu können; und Corſeplius verfertigt ſich genähte Charten, worin er die Grenzen und Flüſſe durch Fäden und die Städte nach Verhältniß ihrer Größe oder Wichtigkeit durch größere oder kleinere Knoten bemerkt. Haüy läßt mit Eiſendrath, der, ſo wie die Grenzen der Länder laufen, auf ein Bret befeſtigt wird, und mit dünnerm Eiſendrath, der den Lauf der Flüſſe bezeichnet, in angefeuchtetem Papier, welches eine weiche Unterlage hat, Landcharten abdrucken. Klein ließ gewöhnliche Landcharten ausſchneiden, auf ſtarken Papp kleben, und alsdann wieder in die übrige auf einen Royalbogen aufgezogene Charte einkleben, wodurch das Land erhöht und das Meer oder die Grenzen, welche es umgaben, niedriger wurden. Ein Globus für Blinde würde ganz ſeine Dienſte leiſten, wenn die Meridiane mit ganz feinen Stiften, die wichtigſten darunter, z. B. über Ferro, Paris, Greenwich und den Wohnort des Blinden mit etwas größern Stiftchen, die Polarkreiſe, die Zirkel des Krebſes und Steinbocks

ſo wie der Aequator, durch Drath, die Gränzen der Länder durch Gummi und darauf geſtreuten Sand kenntlich würden. Um ſich nach der Hmmelsgegend auf der Charte zu orientiren, hat Klein eine Magnetnadel darauf geſetzt, auf der die Himmelsgegenden fühlbar bezeichnet waren.

Der Unterricht in der Geſchichte hat für den Blinden vielen Reiz, und, wenn er ein ſtarkes Gedächtniß hat, keine ausgezeichneten Schwierigkeiten. Die Geſchichte wird dem Blinden auch im gemeinen Leben in Betreff der Unterhaltung und Vergleichung manchen Nutzen gewähren; und der Lehrer erhält dabei zugleich auch manche Gelegenheit ſich mit ihm über die Moralität mancher Handlungen, ſo wie über die Urſachen und Folgen der Begebenheiten, zu unterhalten und hiedurch ſeine Beurtheilungskraft zu wecken und zu prüfen. Von Naturgeſchichte muß er ſchon von Jugend an, weil man ihn mit ſo vielen Gegenſtänden als möglich bekannt gemacht hat, oberflächliche Kenntniſſe haben; und ſobald er im Denken geübt iſt, wird es nicht ſchwer fallen, ihn mit einem Syſtem, und wie er alles darunter zu ordnen habe, bekannt zu machen. Um den Blinden zum Nachdenken zu gewöhnen, würde ich Verſtandesübungen in Vorſchlag bringen. Ich würde nämlich Handlungen erzählen und den Blinden über den Werth jeder Handlung urtheilen laſſen, ſeine Meinung beſtreiten und ihn hiedurch bewegen, die Gründe dafür auseinander zu ſetzen. Ich würde ihm ſeine Begriffe über verſchiedene Gegenſtände abfragen, ihn zur Zergliederung und genauen Beſtimmung ſeiner

Angaben gewöhnen; ich würde ihm verſchiedene Fälle, worein er ſelbſt kommen könnte, vorlegen und ihn auffordern, ſich darüber zu erklären; ich würde ihm Synonymen vorſagen und mir ihre Bedeutung auseinander ſetzen laſſen. Klaſſiſche Werke in der Mutterſprache und die vorzüglichſten Arbeiten der Dichter würde ich in den Erholungsſtunden vorleſen, manche Gedichte und vorzügliche Stellen der Proſaiker auswendig lernen und deklamiren laſſen, hiedurch den Ausdruck und ſelbſt das Sprachorgan auszubilden ſuchen und zugleich einer Gewohnheit der mehreſten Blinden, die, weil ſie die Menſchen nicht ſehen, größtentheils lauter, als es nöthig iſt, ſprechen, entgegen zu wirken ſuchen. Bei Blinden, die Talent für Wiſſenſchaften beſitzen, würde ich, wenn ſie ſich in ihrer Mutterſprache richtig ausdrücken können, zur Erlernung einer todten Sprache ſchreiten und alles aufbieten, um ſie mit der Grammatik einer ſolchen gelehrten Sprache pünktlich bekannt zu machen, die ſchon den großen Vortheil hat, keine Veränderung mehr zu erleiden. Mir iſt in meinen jüngern Jahren die lateiniſche Grammatik eingebläut worden; allein ich bereue dies nicht, denn ich habe ſchon als Blinder Sprachen nach folgender Methode erlernt. Ich ließ mich zuerſt die Buchſtaben und ihre Ausſprache lehren, nachher die Deklinationen und Verba vorleſen, und gab nun genau Acht, welche eigenthümliche Beugungen dabei vorkamen, lernte alsdann gewöhnlich nur eine Declination und ein Verbum und machte mich blos mit den Endungen der übrigen bekannt. Hierauf lernte ich täglich 100 bis 200 Vocabeln, ließ mir durch meinen

Lehrer etwas vorleſen und vorüberſetzen und zwar ſo wörtlich als möglich, wodurch ich einigermaßen den Genius der Sprache kennen lernte. Sobald ich eine hinreichende Menge von Worten verſtand, machte ich ſelbſt den Verſuch zu überſetzen, und, wenn ich dies ein Paar Monate lang getrieben hatte, zu ſprechen. Die Grammatik ließ ich mir blos vorleſen und machte in meinem Gedächtniß drei Rubriken:

1) Die Sprache ſtimmt mit der Lateiniſchen überein,
2) iſt ihr völlig entgegen oder widerſprechend, und
3) hat ihre Eigenthümlichkeiten.

Unter dieſe drei Rubriken ordnete ich gewöhnlich das ganze Sprachgebäude und befand mich dabei ſehr wohl. Doch habe ich die Erfahrung nicht gemacht, ob dies auch bei andern der Fall ſeyn dürfte. Hat der Blinde ſich Begriffe, wiſſenſchaftliche und Sprachkenntniſſe erworben, ſo iſt es auch Pflicht, ihn die Anwendung dieſer Kenntniſſe zu lehren. Man gewöhne ihn nun zum Erzählen, beſonders übe man ihn, alles, was er über eine Sache weiß, ſogleich ſagen zu können. Der verſtorbene Miniſter von Gaudi ſagte mir einſt: er habe nie in ſeinem Leben die Abſicht gehabt Schriftſteller zu werden, ſich aber ſchon im Militärſtande daran gewöhnt, ſich, wenn er ein Buch durchgeleſen, den Inhalt davon aufzuzeichnen, und, wenn ihn eine Sache intereſſirt habe, alles, was ihm davon bekannt geweſen ſey, niederzuſchreiben, und hiedurch habe er ſich eine Schnelligkeit und Fertigkeit im mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucke erworben, welcher er unendlich viel verdanke. Ich habe es mir zum Geſetze gemacht,

wenn ich in der Einſamkeit ſitze, einen gewiſſen Gegenſtand feſtzuhalten, und alles, was ich darüber weiß, zu durchdenken. Hiedurch gelingt es mir, vieles zu behalten, das mir ſonſt entfallen wäre. Auch diktire ich gewöhnlich mit großer Schnelligkeit. Doch iſt auch dadurch, daß ich mich gewöhnt habe, beharrlich meine Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand zu richten, eine Art von Einſeitigkeit entſtanden. Mein Geiſt gleicht einem Inſtrumente, das in einem gewiſſen Tone geſtimmt iſt, und es koſtet immer einige Zeit, es wieder in einen andern Ton umzuſtimmen. Wenn ich zum Beiſpiel mit Lebhaftigkeit an Oſtindien dächte und einer mich unterbräche und mich etwas aus der preußiſchen Geſchichte, das mir äußerſt geläufig iſt, fragte, ſo müßte ich mich doch immer erſt wieder ſammeln, um ihm beſtimmt antworten zu können. Bin ich aber gerade an keine Idee gefeſſelt, ſo iſt es mir ſehr leicht, mich über jede Materie, die man mir vorlegt, auszulaſſen, und es fragt ſich daher, ob dieſe Beharrlichkeit für einen Gegenſtand nicht eher vortheilhaft als nachtheilig ſey. Was ich bis jetzt von der wiſſenſchaftlichen Kultur der Blinden ſagte, ſcheint mir vorzüglich nur in einer Erziehungsanſtalt für Blinde, bei einzelnen Blinden aber nur im Verhältniß zu ihren Vermögensumſtänden oder Talenten mehr oder weniger anwendbar.

Achter Abſchnitt.

Erwerbsquellen der Blinden.

Die einträglichſte Erwerbsquelle für Blinde bleibt die Tonkunſt. Dülon, die Kirchgeßner und mehrere liefern davon die Beweiſe; aber nicht jeder Blinde kann ſich zum Virtuoſen bilden. Doch erzählt auch Meyer in ſeinen Briefen über Frankreich, daß täglich 6 Blinde zu Paris ein Koncert geben, welches mit Geſchmack und Genauigkeit ausgeführt werde; und einzelne Blinde, die durch Muſik ihren Unterhalt gewinnen, ſind häufig.

Der zweite Erwerb iſt Schriftſtellerei. Was der ehrwürdige Pfeffel in unſern Tagen geleiſtet hat, iſt bekannt. Doch iſt dieſer Erwerb zu ärmlich, um davon ganz ſeinen Unterhalt ziehen zu können. So habe ich für die 6 Bände meiner Geſchichte Preußens, woran ich 18 Jahre lang arbeitete, 1200 Rthlr. bekommen; und da der Blinde immer einen Gehülfen bei ſeinen Arbeiten haben muß, ſo wird ſchon hiedurch der ſchriftſtelleriſche Erwerb bei weitem nicht ſo einträglich, als für einen Sehenden; und ich rathe deshalb jedem Blinden aus der Fülle des Herzens, ſich ihm nicht zu widmen. Der Sehende

kann ſich keinen Begriff von der Mühſeligkeit und Anſtrengung machen, welche Arbeiten dieſer Art dem Blinden koſten, von der ſchmerzlichen Empfindung, womit er, wie auf der Folter geſpannt, unthätig da ſitzt, wenn der ſehende Gehülfe auch bei dem beſten Willen eine Stelle, die dem Blinden unentbehrlich iſt, in einem Werke vergeblich ſucht. Niemand kann ſich die ermattende Anſtrengung denken, womit der Blinde das Vorleſen eines Werks anhört, worin ihm blos einige Stellen wichtig ſind, um derentwillen er ſich aber doch das Ganze vorleſen laſſen muß; und bei dem niedrigſten Erſatz, den ich einem Sehenden für ſeine Mühe zu geben weiß, koſtet mir das Durchleſen eines Buchs, ſobald es wiſſenſchaftlichen Innhalts iſt, und ich mir daraus, was mir wichtig iſt, notire, ſo viel als ſein Ladenpreis, bei leichter Lektüre ungefähr die Hälfte. Daher kann ich meinen ſchriftſtelleriſchen Gewinn, wenn ich mich täglich 8 bis 10 Stunden damit beſchäfftige, nach Abzug aller Koſten nicht höher als auf 300 Rthlr. jahrlich bringen. Ich ſetze dies abſichtlich ſo ausführlich auseinander, um bei jedem Blinden dem etwannigen ſchriftſtelleriſchen Kitzel entgegen zu wirken. In einem einzigen Jahre habe ich 800 Rthlr. erworben, und das für Romane. Allein ich hätte dies nicht noch zwei Jahre forttreiben können; denn ich hegte keine Vorliebe für dieſe Arbeit, ſondern trieb ſie, weil es meine Bedürfniſſe erforderten. Ich mußte deshalb meine Phantaſie unaufhörlich anſtrengen; arbeitete mit einigem Widerwillen; wurde daher, indem ich oft Poſſen diktirte, zugleich ſchwermüthig und durch den Kampf widerſprechender Gefühle, durch die Aufreizung meiner Phantaſie

endlich nervenſchwach; und ich rathe deshalb jedem Blinden, ſich nicht in dieſes Feld zu wagen. Mehr Vergnügen wird ihm die Dichtkunſt gewähren; aber wie ſelten iſt ein Blinder, dem das Talent eines Homer, Oſſian, Milton oder Pfeffel zu Theil wurde, und wie viele werden nicht, wenn ſie öffentlich als Dichter auftreten, zum Gegenſtande des Geſpöttes werden! denn der Blinde, der empor zu ſtreben, öffentlich aufzutreten wagt, iſt in einer ſchrecklichen Lage. In der Entfernung erregt er Aufmerkſamkeit. So ſtand und ſtehe ich noch zum Theil mit Männern in Verbindung, die weit über mein Lob erhaben ſind. Auch die Menſchen, die nicht Anſpruch auf Wiſſenſchaften machen, und beſonders der gemeine Mann behandelt den Blinden größtentheils liebevoll; und ſchon an der Hand meines ſiebenjährigen Sohnes konnte ich, weil mir ſelbſt derjenige, der eine Laſt trug, ohne Murren auswich, ſicher durch die Straßen gehen. Aber bei vielen wird der Blinde nicht dieſe günſtige Aufnahme finden. Viele werden ihm ſein Emporſtreben als Stolz ausdeuten, manche darüber ſpötteln, ja man wird den Blinden jederzeit nicht blos, wenn er eben ſo viel als ein Sehender, ja wenn er ungleich mehr leiſten ſollte, dennoch hinter den Sehenden oft ſelbſt mit einer ins Weite gehenden Verachtung zurückſtellen. Dies iſt die Erfahrung meines eigenen Lebens, und deshalb, Ihr meine Unglücksgefährten, gab Euch die Vorſehung nur ſo viel Vermögen, daß Ihr keinen ausgezeichneten Erwerb zu ſuchen nöthig habt; unterlaßt es, wenn Euch die Vorſehung wirklich einiges Talent gab, unterlaßt es doch, dafern Euch Eure Ruhe, Euer Leben lieb iſt,

eine Beſchäfftigung zu wählen, die Euch wenig Freude, viel Angſt, Kummer und Sorge, ungeheure Anſtrengungen und Aufopferungen, und doch am Ende Eurer Laufbahn Euch die Ueberzeugung ſchaffen wird, daß Ihr, weil Ihr blind ſeyd, zurückgeſetzt werdet. Haltet mich nicht für einen ſtolzen, anſpruchsvollen Mann; ich bin in der That auf meinen wenigen Schriftſtellerruhm nicht eitel, und keiner meiner Rezenſenten hat noch eine meiner Schriften ſo ſtreng als ich ſelbſt beurtheilt. Wäre noch einiger Stolz in meiner Seele, ſo würde ich ihn mit den Worten ausdrücken können, die der ſterbende Cronegk an einen ſeiner Freunde ſchrieb:

Die Nachwelt wird mich zwar nicht nennen,
und dies ertrüg ich ohne Schmerz;
doch ſollte ſie dies Herz recht kennen,
ſo ſchätzte ſie gewiß mein Herz! —

Genug von mir ſelbſt und der Schriftſtellerei. Schon habe ich berührt, daß ein gebildeter Blinder als Profeſſor und Kanzelredner Nutzen ſtiften könnte; auch glaube ich, daß ein Blinder zur Leitung des kirchlichen Geſanges als Cantor oder Organiſt angeſtellt werden könnte. Vor Alters waren hier zu Königsberg die blinden Magiſter Schönberger und Griſinger als Kanzelredner angeſtellt. Auch war hier in meinen Schuljahren ein blinder Candidat Hannſen ein Lieblingsprediger des gemeinen Mannes, und der blinde Corſepius leitete den Geſang gelegentlich in verſchiedenen Kirchen Königsbergs und jetzt beſtimmt im Waiſenhauſe.

Eine Erwerbsquelle für den Blinden, die unter gewiſſen Umſtänden ſehr einträglich werden kann, iſt Er-

ziehung. Die Erziehungsanſtalt, die der blinde Pfeffel zu Colmar errichtete, iſt bekannt; und da ich mich im Jahr 1782 hier zu Königsberg wieder häuslich niederließ, gab mir der verſtorbene Profeſſor Kant den Rath, mich gleichfalls mit Erziehung zu beſchäfftigen, und übergab mir auch den erſten Zögling. Ich hatte einige Jahre lang jederzeit ſechs junge Leute im Hauſe, bei deren Aufſicht mich mein Gehülfe und noch ein beſonderer Repetent unterſtützten. Die Eltern waren mit mir zufrieden und von meinen Zöglingen erhielt ich manchen Beweis der Liebe. Ich lernte ſie genau kennen, und daher gelang es mir, manchen von ihnen in eine Laufbahn zu ſetzen, die ihm ſeine Eltern nicht beſtimmt hatten. Einem Theologen verſchaffte ich die Genehmigung ſeines Vaters in Kriegsdienſte zu treten, und er ſtarb als ein vorzüglicher Officier; ein anderer Studirender wurde auf meine Veranlaſſung Kaufmann. Ich war damals unverheurathet und meine Gehülfen hatten gleich mir nicht Kenntniß des Hausweſens; dies war vielleicht der Grund, daß ich bei dieſem Geſchäffte ſo äußerſt wenig gewann, daß ich es deshalb nach einigen Jahren aufgab. Meine eigene Jugendkraft ſchwand, und in ſpätern Zeiten hat mir zum Theil Muth und Geduld zur Erneurung dieſes Geſchäffts gefehlt. Zum Theil aber hat man auch geglaubt, daß, weil ich die Sache aus Mangel des Vermögens übernehmen wollte, ich mir den möglichſt niedrigſten Preis gefallen laſſen müßte. Ich habe deshalb ſolche Anträge ſogleich zurückgewieſen, und wieder bei andern Zöglingen hat herzliche Theilnahme an allem, was ſie betraf, mich ſo gebeugt, daß ich, um die Zahl meiner Leiden zu verrin-

gern, mich vom Erziehungsgeſchäffte zurückzog. Jetzt ſind mir ohne mein Zuthun wieder einige junge Leute übergeben worden, und ob ich nun wieder in die alte Laufbahn trete oder mich aufs neue von dieſem Geſchäffte zurückziehe, darüber wird der Erfolg mich beſtimmen. Es fragt ſich, ob der gebildete Blinde nicht vielleicht ein ſehr guter Hauslehrer, beſonders für kleine Kinder, ſeyn würde? Ich folgere dies wenigſtens daraus, daß der blinde Schönberger einige Jahre lang Hauslehrer war, und daß meine jüngern Kinder ſehr gerne um mich ſind, mich jeden Augenblick, wenn ſie mich unbeſchäfftigt finden, zum Erzählen auffordern, und daß ich ihnen eine Menge Vocabeln, Zählen, Kopfrechnen und ähnliche Dinge ſpielend beibringe. Aber wenn die Kinder größer werden, ſo bemerken ſie auch, daß der blinde Vater ſie nicht ſehen kann. Sie erlauben ſich daher manches in ſeiner Gegenwart. Sobald dies dem Blinden, geſetzt auch nur, daß es unbedeutende Kindereien wären, bemerkbar wird, ſo kann er füglich nicht länger Privatlehrer ſeyn. Doch fragt es ſich, ob er es nicht bleiben könnte, wenn ein Sehender immer dabei zugegen wäre, und ob er in einem ſolchen Fall nicht auch ſelbſt Schullehrer ſeyn könnte? Daß der Blinde ſelbſt Muſiklehrer ſeyn kann, davon giebt der blinde Viehweger zu Mohrungen Beweiſe, der ſelbſt einen meiner Gehülfen in der Muſik unterrichtet hat. Durch die Richtigkeit ſeines Gehörs bemerkt er jeden falſchen Ton, und die unrichtige Applikatur entdeckt er dadurch, daß er beim Anfange des Unterrichts zuweilen ſeine Finger auf die ſeiner Schüler legt. Der blinde Corſepius

zu Königsberg giebt gleichfalls Unterricht in der Muſik, und meine Freundin, Fräulein Thereſe Paradies zu Wien, ſchrieb mir, daß ſie ſich auch damit beſchäfftige, einige junge Frauenzimmer in der Muſik zu unterrichten. Als Sprachmeiſter iſt es ſchwieriger; denn ich muß außerordentlich aufmerken, wenn ich mit meinem Sohne einen Klaſſiker überſetze, weil mir, wenn er ſchnell lieſt, die Interpunktation und hiedurch zuweilen der Sinn des Schriftſtellers verloren geht. Doch habe ich auch, als ich noch häufig überſetzte, mit Hülfe zweier Sehenden, wovon der eine mir das Original vorlas, der andere die Ueberſetzung ſogleich niederſchrieb, ſehr ſchnell überſetzen gelernt und dabei in Vergleichung mit dem Koſtenaufwande noch immer einigen Vortheil gefunden. Jetzt komme ich zu den körperlichen Arbeiten der Blinden.

Bei der Beſchaffenheit unſerer Zünfte dürfte ſchwerlich ein Blinder in eine Profeſſion aufgenommen werden; auch glaube ich nicht, weil es meiner Meinung nach keine Kunſt oder Profeſſion giebt, die ein Blinder ohne alle Mithülfe eines Sehenden in allen Theilen verwalten könnte, und wenn er es auch wirklich zu thun im Stande wäre, ſo fürchte ich, daß die Sehenden ihn dabei nicht ungeneckt laſſen würden. So glaube ich, daß ein Blinder alle Geſchäffte in einem Gewürzladen zu verrichten im Stande wäre, weil jede Waare den beſtimmten Platz hat und ſich durchs Gefühl unterſcheiden läßt. Die Waage dürfte nur oben an dem Ringe, worin der Waagbalken hängt, befeſtigt ſeyn; über dem äußerſten Ende an jeder Seite des Waagbalkens hinge ein Faden,

an dieſem ein leichtes Hölzchen, woran zwei kleine Schellen befeſtigt wären. Sobald alſo die Zunge im Mittelpunkt ſtände, ſo würden die beiden äußerſten Enden des Waagbalkens an dieſe Schellen ſtoßen und die Richtigkeit des Gewichts bezeugen. Doch zweifle ich ſehr, daß die ſehenden Käufer dem Blinden dies Geſchäfft ungehindert verrichten laſſen würden. Zu Paris hat Hauy die Buchdruckerei zu einem Hauptgeſchäffte der Blinden gemacht; aber die theuren Preiſe der Buchdruckergeräthſchaften und die beſonders für Blinde eingerichtete Preſſe erfordern einen nicht unbeträchtlichen Vorſchuß. Der Schriftkaſten iſt für ſie ſo angeordnet, daß ihnen die Buchſtaben, die öfter gebraucht werden, näher als andere zur Hand liegen. Sie ſetzen in einem Rahmen (chassis), der einen doppelten Boden von Kupfer hat und mit verſchiedenen Reihen kleiner Löcher durchbohrt iſt, durch welche ſie vermittelſt einer Ahle die Typen durchſtecken, welche ausgehoben und geändert werden ſollen. Inwendig in dieſem Rahmen ſind zwei eiſerne Columnenſtege angebracht, die beweglich ſind, durch Schrauben aber da, wo es nöthig iſt, feſtgeſtellt werden können. Einer davon iſt an der Seite, der andere am Ende des zu druckenden Blattes angebracht, und beide dienen dazu, den Winkelhaken einzurichten. Dieſer Rahmen ſteht horizontal auf 4 Füßen, von denen zwei, die die obere Seite des Blattes tragen, um die Hälfte niedriger ſind, als die andern beiden, auf denen das Ende der Blattſeite zu liegen kommt, damit der Blinde, wenn er ohne fremde Beihülfe ſetzet, die Worte richtig abſetzen könne, und ſie nicht auf einen Haufen

zuſammenfallen, wenn er mit dem Setzen des Ueberreſtes der Seite beſchäfftigt iſt.

Der Sinn, durch welchen ſich die Typen den Blinden darſtellen, erfordert natürlicher Weiſe, daß das Setzen von der linken nach der rechten Hand zu gehen müſſe, und um ihnen das Leſen zu erleichtern, iſt es wenigſtens im Anfange ihrer Lernzeit gut, Spazien zwiſchen die Worte und manchmal zwiſchen die Buchſtaben ſelbſt zu legen.

Es iſt leicht einzuſehen, daß, wenn der Druck erhaben ausfallen und auf der andern Seite zu leſen ſeyn ſoll, kein Widerdruck ſtatt haben könne, weil er die erhabenen Buchſtaben eindrücken und die Blinden folglich außer Stand ſetzen würde, ihre Schrift leſen zu können. Um nun eben die Ordnung wie die Sehenden beim Abdruck ihrer Bücher zu halten, muß der Blinde die auf einer Seite gedruckten Bogen zuſammen kleben, wenn ſie aus der Preſſe kommen, und das Einſetzen der Rahmen geſchieht in ganz anderer Ordnung, wie es bei den Sehenden verrichtet wird. Sind die Bogen ſo zuſammengeklebt, wie ſie zuſammen gehören, ſo werden ſie gefalzet, geheftet, nicht geſchlagen, mit einem Pappendeckel umgeben.

Die Druckerpreſſe für Blinde iſt von dem Maſchinenmeiſter Beaucher zu Paris erfunden und kann ſehr leicht von einem Blinden in Bewegung geſetzt werden. Sie hat einen Zylinder, der durch einen Hebel bewegt wird und von einem Ende bis an das andere in zwei der Länge nach hinlaufenden eiſernen erhabenen Leiſten, zwiſchen welche die Form, wie bei den gewöhnlichen

Preſſen eingeſetzt wird, hinläuft. Eben dies iſt auch die Verfahrungsart beim Abdruck der Noten, der geographiſchen Charten, der Anfangsgründe der Zeichenkunſt und beſonders ſolcher Figuren, deren Kenntniß durch das Gefühl erlangt werden kann.

Wenn die Blinden nicht mit dem Abdruck der hier angezeigten Bücher und Noten beſchäfftigt ſind, ſo drukken ſie auch gewöhnliche Bücher für Sehende, nur muß alsdann das Manuſkript dem Setzer vorgeleſen werden, oder das Manuſkript muß für ſie auf die angezeigte Weiſe mit einer klebrichten Materie geſchrieben und mit Eiſenfeil beſtreut, oder auch nur auf einer Seite des Bogens geſchrieben und alsdann die Schrift mit einem Stift nachgezogen werden, wodurch ſie auf der weißen Seite erhaben und fühlbar wird. Auf jeden Fall aber würde ich bei einer Druckerei, wo Blinde arbeiten, doch einen Sehenden als Correktor empfehlen, weil dieſes Geſchäfft auch für den geübteſten Blinden große Schwierigkeiten haben müßte. Wie weit indeß der Blinde bei Dingen dieſer Art zu gehen im Stande iſt, beweiſt auch Corſepius, der auf den Gedanken kam, ſich eine Taſchendruckerei anzulegen, und, um Typen zu erhalten, ſich ſelbſt Matricen ſchnitt und die Lettern goß; beides freilich mangelhaft, aber doch hinreichend, um zu beweiſen, daß er ſie bei einiger Uebung leicht vervollkommnet haben würde.

Einzelne Blinde haben bei manchen Gewerben viel geleiſtet. Huldrich Schönberger machte muſikaliſche Inſtrumente, und unter andern ein Poſitiv, deſſen Pfeifen er, weil er ſich beim verſuchten Gießen derſelben häufig

beſchädigte, aus Holz machte. Corſepius verfertigte ein muſikaliſches Inſtrument mit gläſernen Glocken und vor Kurzem einen hölzernen Haspel, der an den Tiſch geſchroben werden konnte, und vermittelſt eines Zeigers auf einer Scheibe die Zahl der gehaspelten Gebinde und durch eine Glocke des gehaspelten Stücks anzeigte. Wie viel der blinde Niendörfer als Uhrmacher leiſtete, iſt bereits angezeigt; und Duvay erzählt, daß ein Blinder, der durch Verfertigung hölzerner Uhren allmälig die Uhrmacherkunſt erlernt hatte, ihm beim Zuſammenſetzen einer koſtbaren Pendeluhr Dinge gewieſen habe, die kaum das Auge des Sehenden bemerkte. Unter den merkwürdigen Blinden ſind verſchiedene angeführt, die es in Künſten und Handwerken weit brachten, und es kommt blos darauf an, daß der Blinde Geduld und Entſchloſſenheit genug habe, um ſo lange zu verſuchen, bis er ein angemeſſenes Geſchäfft findet und ſich durch Uebung vervollkommnet. Das Geſchäfft des Glaſers iſt ſo einfach, daß ich, weil die mehreſten Glasſcheiben eine regelmäßige Figur haben, ſolche mit Hülfe eines Winkels zuzuſchneiden im Stande wäre. Dieſer Winkel müßte ſo beſchaffen ſeyn, daß in dem einen Schenkel ein Loch wäre, wodurch der andere geſchoben würde, und hiemit würde es ſehr leicht ſeyn, die Größe jeder Raute abzumeſſen. Bei figurirten Rauten müßte man die Glasſcheibe an den leeren Raum, in welchen ſie kommen ſoll, legen und mit einem Wachsſtreif, den man auf das Glas ankleben könnte, den Gang, den der Diamant nehmen müßte, vorzeichnen; nur das Zuſammenlötendes Bleies würde ich nicht übernehmen.

Ich habe es verſucht Steine zu ſchleifen, und glaube, daß, wenn ich mehrere Mühe darauf verwenden wollte und beſſere Werkzeuge hätte, ich hierin etwas leiſten könnte. Viehweger kam auf den Einfall, Schneiderarbeit zu verſuchen, und man ſah es ihr wenigſtens nicht an, daß ſie Arbeit eines Blinden war. In Tuch- und Tabaksfabriken hat man in Frankreich die Blinden als Arbeiter angeſtellt, und ich glaube, daß der Blinde jedes ſtarke Gewebe, worin nur nicht Reißung des Fadens zu befürchten iſt, wie z. B. Geldbeutel und überhaupt alle Schnurmacherarbeit, verfertigen könnte; und Netze bin ich ſelbſt zu ſtricken im Stande. Ich weiß, daß der blinde Sohn eines Schmiedes wenigſtens den Blasbalg ſeines Vaters zieht. Daß ein Blinder für den Weber Spulen machen, ſtricken, ſpinnen, Körbe flechten, Ziegel ſtreichen und ähnliche Arbeiten verrichten könnte, davon halte ich mich überzeugt. Man hat mich verſichert, daß es auf dem Lande in der Nachbarſchaft Königsbergs einen blinden Faßbinder gegeben habe; und in Kunſtkammern werden häufig ſehr zierliche, beſonders eingelegte Arbeiten, die durch Blinde verfertigt wurden, vorgewieſen. Bei vielen Fabrikenarbeiten, z. B. dem Poliren aller Metallwaaren, ſolche Geſchäffte, wo es auf das bloße Drehen eines Rades oder auf das Zureichen einer gewiſſen Quantität ankommt, bei den Beſchäfftigungen mit einer Preſſe und ähnlichen mechaniſchen Arbeiten könnte der Blinde füglich gebraucht werden. Kleine Papparbeiten zu machen und ſie mit in Kitt gelegten Muſcheln oder Korallen zu verzieren, bin ich ſelbſt im Stande. Mit Wartung einer Orangerie, mit Erzie-

hung von Blumen während des Winters und im Sommer, durch Beſchäfftigung mit dem Seidenbaue, durch das Zubereiten und Reiben von Miniatur- und Paſtellfarben, durch Schneiden und Brennen von Reißkohlen, durch Sortiren und Ziehen der Federpoſen, durch das Vorbereiten der Platten für Kupferſtecher, in Lackierfabriken durch bloße Auftragung des Lacks und das nachherige Abreiben der lackirten Sachen, durch das Schneiden der Schumacherzwicke, das Ausleſen der Saamenkörner aus der Baumwolle, kurz, durch tauſend ſolcher kleinen Arbeiten würde auch dem hülfloſeſten Blinden unter ſanfter Leitung eines Menſchenfreundes noch immer eine kleine Erwerbsquelle eröffnet und auch bei dem Dürftigſten der beruhigende Gedanke erzeugt werden, doch nicht ganz von fremder Milde leben zu dürfen, und es wäre auch ſchon eine Wohlthat für den Blinden, wenn man ihm hiedurch auch nur blos Abwechslung bei der ihn in ſeiner Dunkelheit peinigenden Langenweile verſchaffen könnte. Nur wünſchte ich nicht, daß der Blinde unter der Hand eines Treibers in irgend einer Fabrik angeſtellt und in unſern Zeiten, worin man die Menſchen immer wohlfeiler zu machen ſtrebt, zum Lohn ſeiner Arbeit mit dem in Dännemark neu erfundenen, zum Theil aus Stroh bereiteten Brodte oder höchſtens mit Rumfordſcher Suppe beköſtiget würde. Der Blinde, der ohnehin ſchon fühlen muß, daß er in Vergleichung mit dem Sehenden um ſehr vieles zurückſteht und noch mehr zurückgeſtellt wird, würde bei einer ſolchen Behandlung zu dem tiefſten Gefühl des Elends herabſinken, deſſen ein denkendes Weſen fähig

iſt. Oft hat es mir wehe gethan, wenn ich bei ähnlichen Gelegenheiten zur Entſchuldigung mancher Härte die Angabe hörte: der Menſch verſtehe es nicht beſſer, fühle es nicht. Ich will beim Unglücklichen kein lebhafteres Gefühl ſeines Elendes erweckt haben; aber ich, der ich mich dem Unglücklichen zuweilen mit Freundlichkeit nahte und, weil ich herzlich mit ihm ſprach, auch durch Herzlichkeit lelohnt wurde, habe auch die Ueberzeugung erhalten, daß oft, was man für thierähnlichen Stumpfſinn erklärt, nur der höchſte Grad unterdrückter Wuth über erlittene und nicht abzuändernde Mißhandlungen iſt. Ich glaube, daß ein aufmerkſamer Menſchenbeobachter bei ſo manchem, den man unter dem Militär für unverbeſſerlich, blos durch den höchſten Grad der Härte zu bändigen erklärt, und daß der Kriminalrichter bei ſo manchem, den er als den hartnäckigſten Böſewicht, bei dem jedes menſchliche Gefühl erſtorben iſt, ohne weiteres Mitleid verdammt, nach genauerer Prüfung ähnliche Entdeckungen machen würde; ja ich halte mich von der Güte der menſchlichen Natur ſo vollkommen überzeugt, daß ſelbſt dieſe letztere Menſchen noch fürs Gute zu gewinnen wären. Den Beweis entlehne ich aus der Schrift des Matthias Carey: über das gelbe Fieber zu Philadelphia. Als dieſe ſchreckliche Krankheit dort herrſchte und keine Krankenwärter zu haben waren, da erboten ſich viele aus dem dortigen, durch ſeine vortreffliche Einrichtung bekannten Gefangenhauſe, und einige darunter, die man vorher für die größten Böſewichter gehalten hatte, das Geſchäfft der Krankenwärter in dem öffentlichen Laza-

reth zu übernehmen. Da dies Geſchäfft jeden Augenblick Anſteckung und Tod drohte, ſo wurde die Obrigkeit bei Ermangelung anderer tüchtigen Perſonen das Anerbieten der Gefangenen anzunehmen gezwungen, und dieſe Menſchen betrugen ſich insgeſammt ſo gut, daß der Staat ihr gutes Benehmen öffentlich bekannt machte, ihnen die Strafe erließ und ſie, die ſich hiedurch wieder die Achtung und Liebe ihrer Mitbürger erworben hatten, wieder als gute Menſchen in die bürgerliche Geſellſchaft zurückkehrten. Wenn folglich durch zweckmäßige Behandlung der Verbrecher fürs Gute gewonnen werden kann, weshalb ſollte denn nicht auch das Herz des durch Leiden abgeſtumpften Unglücklichen erwärmt und guter Gefühle und froher Genüſſe theilhaftig werden? nur iſt hiezu zweckmäßige und vorſichtige Behandlung erforderlich, und wer z. B. die in einem Hoſpitale befindlichen zahlreichen Blinden zweckmäſſig behandeln wollte, müßte den Muth dieſer Unglücklichen neu beleben, dafür ſorgen, daß ihr Erwerb ihnen zu Theil würde, ſie folglich auch den Lohn ihrer Arbeit genöſſen, und die Wahl der Beſchäfftigung müßte ihnen überlaſſen werden. Denn ſobald man nur den Blinden auf ein ihm mögliches Geſchäfft aufmerkſam macht, ſo wird er größtentheils ſchon gern ohne fremden Antrieb von ſelbſt eine Beſchäfftigung, die ihm nicht völlig zuwider iſt, wählen; und da der Menſch jede nachtheilige Folge eines ſelbſt gewählten Schritts größtentheils weniger fühlt, als wenn man ihn zu einem nachtheiligen Schritte und Erduldung der damit verknüpften Folgen zwingt, ſo wird der Blinde auch

im erſtern Falle wahrſcheinlich weniger leiden. So war es mir in den Zeiten, worin ich niemanden zum Schreiben oder Vorleſen haben konnte, ſehr willkommen, Obſt, welches getrocknet werden ſollte, zu ſchälen, Erbſen auszuleſen, oder ähnliche kleine Geſchäffte zu verrichten; aber ich würde mich, wenn man mich, dazu gezwungen hätte, höchſt unglücklich gefühlt haben. Noch jetzt habe ich ein unwillkührliches Streben, ſelbſt wenn ich ernſte Dinge vorhabe, meine Hände mit etwas zu beſchäfftigen.

In meinen frühern Jahren, welches jetzt ſeltener geſchieht, geſtikulirte ich während des Diktirens mit den Händen, drehte unwillkührlich an meinem Schnupftuche oder Rockknöpfen; und ein anderer mir bekannter Blinder ſchnitzelt häufig an einem Stückchen Holz, ohne ihm eine Form zu geben. Wenn bei Blinden, die ſich mit Sachen des Verſtandes beſchäfftigen können, dennoch dies Beſtreben zu kleinlichen körperlichen Beſchäfftigungen ſtatt findet, ſo wird gewiß der weniger kultivirte Blinde zu ſeiner Zerſtreuung um deſto ſehnlicher darnach greifen. Nur wünſche ich, daß man ſchon das blinde Kind mit ſolchen kleinen Beſchäfftigungen bekannt mache, um der Gefühlloſigkeit, und einer wirklichen Ungeſchicktheit, die, wenn Uebung aller Kräfte mangelt, nothwendig entſtehen muß, entgegen zu wirken. Das Beiſpiel des blinden Metcalf, eines Chauſſeeaufſehers in England, des blinden Bienenfreundes Hubert zu Genf, beweiſen offenbar, daß, wenn man einen Blinden nicht zurückdrängen, ſondern ihm nur freundlich die Hand bieten würde, ſich mancher vielleicht noch zu Geſchäfften bilden könnte, die man auf

den erſten Anblick vom Blinden nicht erwartet; und der Aufſeher eines Inſtituts zur Erziehung von Blinden müßte gerade derjenige ſeyn, der das ſchlummernde Talent wecken, prüfen, beobachten und mit Vaterliebe den Blinden, bei dem er irgend einige Anlagen bemerkte, ſie zur Erwerbung ſeines künftigen Unterhalts zu benutzen, bewegen müßte, ein Geſchäfft, deſſen Schwierigkeit ich nicht verkenne, wobei ſich der redlichſte Aufſeher täuſchen kann; denn ich habe mich auch zuweilen in Betreff meiner ſelbſt getäuſcht und zufällige Dinge für Anlagen, worauf ich weiter bauen könnte, genommen. Man müßte daher, ſobald es ein Mann von anerkannter Rechtſchaffenheit und Herzensgüte wäre, ihm einen verunglückten Verſuch nicht gleich zur Laſt legen, wogegen aber auch er die Unverdroſſenheit und Geduld beſitzen müßte, den Blinden, bei dem zwölf Verſuche verunglückt wären, zum dreizehnten Verſuch mit dem nämlichen Eifer aufzureizen, womit er ihm bei dem erſten Verſuch ſeinen Beifall äußerte. Beſonders wünſchte ich, daß nicht etwa die Schädellehre des Doktor Gall, durch die, wenn einmal das Diebsorgan in ſeiner Vollkommenheit da iſt, das Verbrechen ſelbſt als Folge der körperlichen Konſtitution mit der Nothwendigkeit entſchuldigt werden kann, auf der andern Seite wieder größere Härte und zugleich den Ausſpruch erzeugen möge, daß dem Unglücklichen, der nicht gleich den vorgeſetzten Zweck erreicht, das erforderliche Organ fehle, ſondern ich wünſche vielmehr, daß er unaufhörlich ermuntert und zu zweckmäßigen Beſchäftigungen geleitet werde. Gewiß würden unter ſolchen Umſtänden noch viele Maſchinen und

Werkzeuge erfunden werden, wodurch der Blinde ſeine Kenntniſſe erweitern, ſeine Arbeiten erleichtern könnte; und es machte mir bereits Freude, da ich im Journal für Fabriken 1797 März, S. 227 die Nachricht fand, daß Quatremere d'Jsjonval eine Maſchine zum Spinnen des Hanfs für Blinde erfunden habe; und Schubart in ſeinen engliſchen Blättern 8ten Bds. 1 und 2tes Heft 1798. Jntelligenzblatt S. 60 erzählt, daß Chriſtie, Muſikmeiſter zu Leverpool, an einem Theograph oder Jnſtrument arbeite, wodurch dem Blinden die Erlernung der Muſik erleichtert und das Leſen der Muſikalien, ſo wie die Kompoſition in fühlbaren Tönen gelehrt werden ſoll. Vielleicht daß mehrere Menſchenfreunde, wenn Aufmunterung und günſtiger Erfolg ſie belohnt, auf mehrere ähnliche Hülfsmittel denken, — eine Wohlthat, die jeder Blinde, der ſelbſt auch daran keinen Theil nimmt oder Vortheil davon zieht, mit dankbarer Rührung erkennen muß.

Neunter Abſchnitt.

Verhältniſſe der Blinden als Freunde, Gatten und Väter.

Eins der größten Vergnügen, deſſen der Blinde nur zu genießen fähig iſt, bleibt belehrender und unterhaltender Umgang, der aber aus den gleich im Anfange dieſer Schrift angezeigten Gründen beinahe jedem Blinden gebricht, dafern er nicht Mitglied einer zahlreichen Familie iſt, in deren Zirkel er dieſen Umgang findet. Mangel deſſelben hat nicht allein Mangel des Vergnügens, ſondern auch wichtige Nachtheile zur Folge. Hätte ich ſelbſt z. B. Freunde, denen ich meine Ideen mittheilen, die meine Einfälle und Meinungen zuweilen beſtreiten, mir die ihrigen auseinander ſetzen möchten, ſo wäre vielleicht manches von mir geſchriebene Buch nicht geſchrieben, manches, was jetzt angefangen und nicht vollendet liegen blieb, ausgeführt worden; denn der Blinde hat nicht den Vortheil des Sehenden, daß ihm ſeine Handſchrift oft in die Augen fällt, und daß er bald hier, bald dort eine Stelle durchlieſt und verbeſſert, ſondern das Ganze, wenn es geſchrieben iſt, wird gewöhnlich bei Seite gelegt. So lange es neu iſt, betrachtet es der Blinde mit Vaterliebe und giebt es entweder gleich

zum Druck oder läßt es liegen. Im erſtern Fall verſtößt er nicht ſelten; im letztern iſt ihm, wenn er ſeine Handſchrift ausbeſſern will, die Sache oft wieder fremd geworden. Die Lebhaftigkeit, die ihn beim Niederſchreiben beſeelt, iſt erloſchen. Er kann deshalb ſein Manuſkript nur wenig verbeſſern, oder es hat für ihn allen Reiz verloren und er verwirft es völlig. Ich muß bekennen, daß mir manche meiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, als ich ſie entwarf, ſehr gut und zweckmäßig ſchienen, und daß ſie wieder nach einigen Monaten vielen beſſer als mir gefielen, der ich ſie nicht geſchrieben zu haben wünſchte. Beſäße der blinde Schriftſteller gelehrte Freunde, ſo würde beides nicht der Fall ſeyn. Ueberhaupt muß beim Mangel des Umganges ſich im Charakter des Blinden eine gewiſſe Einſeitigkeit erzeugen, weil er die Gegenſtände nur immer gemäß ſeinen eignen Ideen, nie aber ſo, wie ſie ein Fremder anſieht, betrachtet. Dies geſchieht in höherm Grade, wenn ihm ſelbſt aller gebildete Umgang fehlt, und wenn er daher nur immer ganz auf ſeine eigenthümliche Weiſe lebt. Dieſes gilt von den mehreſten Blinden, welche die Freuden des Umgangs, die ihnen nützlich und angenehm ſeyn könnten, völlig entbehren; und die Blinden erhalten deshalb auch wenig Gelegenheit, Freundſchaft anzuknüpfen. Wer mit ihnen in enge freundſchaftliche Verbindung tritt, muß ihnen doch immer einige Aufopferungen bringen. Er muß ſich in ſie fügen, ſich an ihren Anblick gewöhnen lernen; und wer opfert gern einige frohe Augenblicke auf, für die er erſt in der Folge Erſatz hoffen darf? Jeder gebildete Blinde, dem es nicht an Herzensgüte gebricht, ehrt und liebt

deſshalb jeden Redlichen, der mit ihm in freundſchaftli- chem Verhältniſſe ſteht, in deſto höherm Grade; und es iſt jetzt eins der ſchmerzlichſten Gefühle für mich, daß ich, da die Freunde meiner Jugend todt, oder mir vom Schickſale entrückt ſind, ſo einſam und abgeſondert bin. Selbſt zuweilen, wenn ich bei einem Spatziergange oder einer ähnlichen Veranlaſſung an einen öffentlichen Ort komme und lauter unbekannte Stimmen rund um mich höre, kann ich mich bei dem Gedanken, daß ich ſo einzeln daſtehe, einer wehmüthigen Stimmung nicht erweh- nen, und deſshalb komme ich, der ich um mich zu erho- len ausging, gewöhnlich trübſinniger nach Hauſe. Ich fühle, daß ich zu wenig Intereſſe für die Menſchen habe, als daß ſie mich ſuchen ſollten, und bin bei dieſer Ueberzeugung zu furchtſam, um ſelbſt Freunde zu ſuchen. Für ſo manche meiner Nebenmenſchen fühle ich Liebe und Achtung, und es iſt nicht Stolz, ſondern Furcht läſtig zu werden, wenn ich nicht die erſten Schritte zur An- näherung thue. Ich glaube, daß mancher Blinde ſich in einer mir ähnlichen Lage befindet, und deſshalb hielt ich dies herzuſetzen nicht für überflüſſig. Der Blinde hat auch manche Fehler, wodurch er die Menſchen von ſich ſtößt. Er unterhält ſie, weil er nicht aus ihren Mienen Beifall oder Mißfallen abnehmen kann, oft mit Gegenſtänden, die für ſie kein Intereſſe haben. Er iſt ſelbſt, wenn ein anderer Gegenſtand ſeine ganze Seele füllt, zuweilen zerſtreut, und ſcheint hiedurch kalt, wenn der andre mit Wärme ſpricht, und äußert wieder auf der andern Seite ſeine Meinungen und Leidenſchaften mit Unvorſichtigkeit. Bei der dem Blinden *eigenen* Leb-

haftigkeit unterbricht er zuweilen die Erzählung des andern; nimmt, weil er die Gegenſtände nicht ſieht, oft zu wenig Rückſicht; verräth ſeine eigne Denkungsart ohne Schonung; und derjenige Blinde, de die Menſchen ſelbſt nicht von ſich entfernen will, muß ſich vor ähnlichen Dingen hüten. Freilich gewinnt der Blinde, ſobald man ihn genau kennt; er iſt herzlicher, theilnehmender, unveränderlicher Freund; aber die mehreſten Menſchen wollen augenblickliche Befriedigung und nicht erſt der Stunde der Prüfung harren, worin die Freundſchaft bewährt wird. Die Freunde des Blinden ſind folglich ſpärlich; und wenn man nun erwägt, was ich noch hin und wieder von den Gefühlen des Blinden ſagte, ſo wird man es ihm wohl nicht verargen, wenn er ſich darnach ſehnt, die Freuden des Gatten und Hausvaters zu ſuchen, um hiedurch dem iſolirten Zuſtande zu entgehen, deſſen Druck er, durch andere Gegenſtände unaufgeheitert, ſobald er die Jünglingsjahre zurückgelegt hat, doppelt fühlt. Es iſt in der That ein Beweis, daß die menſchliche Natur nicht ſo verdorben ſey, als manche es behaupten, daß in der Regel die Ehe des Blinden nicht unglücklich iſt. Vielleicht trägt der Blinde ſelbſt hiezu etwas bei. Behandelt ſeine Frau ihn liebevoll, ſo iſt ſie für ihn die Einzige ihres Geſchlechts; keine auffallende Schönheit lenkt ſein Auge von ihr ab; und ſeine eigne Ueberzeugung muß ihm ſagen, daß die Gattin eines Blinden doch viel aufzuopfern genöthigt ſey; und er wird ihr bei einiger Herzensgüte Schadloshaltung dafür zu gewähren trachten. Das Band wird hiedurch inniger,

und die Frau des Blinden, die es ſelbſt bemerkt, daß doch auch manche gute Menſchen ihr Verdienſt um den blinden Gatten erkennen, fühlt dadurch einen Sporn mehr, ihren Pflichten genug zu thun. Nur geht es manchem Blinden, wie das Mährchen aus Boccaz und Oberon erläutert, daß er durch weit gehende Eiferſucht bei ſeinem Weibe die Neigung ihn zu täuſchen erhöht, oder, wenn es gut und edel denkt, ſolches durch erniedrigenden Argwohn quält. Unglücklich iſt er, der auf unzählige Weiſe getäuſcht werden kann, wenn er ſich dieſen Gefühlen preisgiebt. Ein edles Vertrauen wird im Gegentheil ſeine Ehe glücklich machen, und jede Frau, die nicht ſchon vorher tief geſunken war, gewinnen. Gerade die Anerkennung ihrer Tugend und ihrer Treue, ein gewiſſer Stolz, der durch dieſes Vertrauen der weiblichen Seele eingeflößt wird, bewacht unſtreitig die Ehre und Ruhe des Mannes ungleich beſſer, als die angeſtrengte Aufmerkſamkeit qualvoller Eiferſucht. In Betreff der Freundſchaft und der Ehe muß es der Blinde nicht vergeſſen, daß er derjenige Theil iſt, der Aufopferungen erhält, und daß er deshalb zu weit gehenden hohen Forderungen kein Recht habe. Wenn er nur aus dieſem Geſichtspunkte ausgeht, ſo wird er ſich durch manchen Beweis der Schonung und Aufmerkſamkeit, der herzlichſten Anhänglichkeit und Theilnahme belohnt fühlen. Bei der Wahl der Ehegattin will der Blinde gewöhnlich gern lange prüfen. Allein da das weibliche Geſchlecht dem männlichen ſo ſehr an Feinheit überlegen iſt, ſo lernt ſelbſt der Sehende ſeine Gattin vor

der Ehe ſelten völlig kennen; wie kann dies folglich der Blinde zu erreichen hoffen? Daher ſcheint mir der Blinde den beſten Weg einzuſchlagen, wenn er genau prüft, welche Eigenſchaften ihm bei ſeiner künftigen Gattin unentbehrlich, welche ihm nur wünſchenswerth ſind, und nun ſo viel als möglich nachforſcht, in wiefern die erſtern Eigenſchaften dem Frauenzimmer, auf welches ſeine Wahl fällt, eigen ſind. In Betreff der letztern muß er es dem günſtigen Schickſale überlaſſen, wie viel davon mit den erſtern vereinigt ſey. Der Blinde muß vorausſetzen, daß er nicht aus feuriger Liebe, ſondern aus Konvenienz gewählt werde, und deshalb muß er ſorgfältig darnach trachten, ſeine künftige Gattin nicht durch Vorſpiegelung guter Eigenſchaften oder ſeines Einkommens zu täuſchen. Der Rauſch feuriger Liebe verſchwindet oft ſchnell; aber das gute Weib, das ſich in nichts in Betreff ſeiner Hoffnungen täuſcht, vielleicht manches beſſer findet, als es erwartet hatte, wird bald für den Gatten, der es ſanft und liebevoll behandelt, Theilnahme und herzliche Anhänglichkeit fühlen, die, je länger die Verbindung währt, herzlicher und feſter wird. Sorgfältig aber muß der Blinde ſein Einkommen berechnen, weil ihm bei der Anhänglichkeit, die er bald für ſeine Gattin fühlt, jeder Mangel doppelt drückend wird und er bei dem Gefühle dieſes Drucks, ſo wie bei allen Leiden, weil ihn nichts zerſtreut, auch um ſo inniger leidet. Vortrefflich iſt es, beſtimmen zu können, wie viel der Hausvater in jeder Woche, in jedem Monate bedarf. Mißlich aber bleibt es von ſeiner Gattin, die Beſtreitung

der häuslichen Ausgaben durch eine beſtimmte Summe unnachläßlich zu fordern. Es gleicht dies einem Entreprise-Kontrakt, bei dem immer ein Theil zu kurz kommt; und es ſcheint mir daher bei dieſem Benehmen jenes wechſelſeitige Zutrauen zu mangeln, das in jeder Ehe herrſchen muß. Wenn der Mann der Frau eine kleine Summe, wenn dieſe ausgegeben iſt, wieder eine giebt, ſo erhält der Mann mehrere Ueberſicht des Hausweſens und kann mit mehrerer Hinſicht auf ſeine Kaſſe leiten, die doch auch nicht immer gleiche Stärke haben wird.

Schrecklich iſt für den blinden Ehemann jede Krankheit ſeiner Gattin. Er kann ihre Größe nicht füglich ermeſſen. In jedem Hauſe eines Sehenden iſt, wenn ein Theil erkrankt, noch der andere in voller Thätigkeit; allein der Blinde ſteht beim Bette ſeiner kranken Gattin zum Theil ſogleich iſolirt da; und bei allem Vertrauen, das ich in meinen Arzt ſetze, rückt mir dieſer doch oft zu große Angſt und Beſorgniß vor.

Jetzt komme ich auf die Verhältniſſe als Vater. So lange das Kind noch ſehr klein iſt, fürchte ich es zu verletzen, und ſein Schrei erregt mir nur Beſorgniß. Sobald es größer wird, wird es mir theurer. Jede Entwickelung ſeiner Fähigkeiten macht mir Freude; aber überall ahne ich auch ſchon den künftigen Charakter des Kindes, und darüber erwacht denn auch gleich manche bange Beſorgniß. Ueberhaupt ängſtigen meine Kinder mich oft ſehr. Ein heftiger Schrei macht mich zittern. Ein Stoß oder Fall meines Kindes erzeugt das äußerſte Entſetzen, und ich fühle bei keiner andern Veranlaſſung den Verluſt meiner Augen ſo ſchmerzlich, als bei

der Erziehung meiner Kinder. Wie manches Böſe ſehe ich nicht, und wie viel könnte ich, wenn ich es zu ſehen im Stande wäre, für ihre Sittlichkeit und beſonders für ihre körperliche Kultur thun. Jedes kleine Vergehen, das ich vor dem Entſtehen durch einen warnenden Blick verhüten könnte, wird mir jetzt nicht eher, als wenn es begangen iſt, oder durch ſeine Folgen bekannt; und ſtatt als Freund warnen und verhüten zu können, kann ich jetzt nur als Richter tadeln und ſtrafen. Die Ueberzeugung, hier nicht ganz wirken zu können, beugt mich oft ſehr tief, beſonders da mir die Vorſehung ſieben Kinder gab, und ein Blinder ſchwerlich mehrere Kinder zugleich beobachten kann. Nicht alle Blinden haben dieſe ängſtliche Beſorgniß für ihre Kinder. Sie iſt vielleicht eigenthümlicher Zug meines Charakters, worin Heiterkeit und Schwermuth nahe an einander grenzen. Auch finde ich, daß ich bei Fremden, beſonders wenn dieſe nicht mehr in den erſten Jugendjahren ſind, folglich nicht immer kleine Ungezogenheiten oder andere leichtſinnige Aeußerungen zu befürchten ſind, ungleich mehr leiſten kann, ſobald es nicht mehr zugleich auf Bildung des Körpers und der Sitten, ſondern eigentlich des Kopfs und Herzens ankommt. Da der Blinde nicht an ſo vielen Zerſtreuungen und Umgang Theil nimmt, größtentheils einheimiſch iſt, die, welche ihn umgeben, in der Regel mit Herzlichkeit behandelt mit ſeinen Hausgenoſſen weit mehr als der Sehende oder der Geſchäftsmann umgeht, ſo glaube ich, daß dieſes mein Selbſtgeſtändniß mit dem, was ich vorhin von der Fähigkeit des Blinden zum Erzieher ſagte,

nicht im Widerſpruche ſtehe; auch hat der blinde Schön-berger ſich viele Jahre hindurch als Hauslehrer in einigen Familien vortheilhaft ausgezeichnet, und was Pfeffel als Erzieher geleiſtet hat, iſt allgemein bekannt. Ich halte mich überzeugt, daß ich auch beim Unterricht meiner Kinder nicht ganz ſo viel als bei fremden leiſten kann. Ich fühle es, daß ich zuweilen zu viel fordere, und muß deshalb bei ihrem Unterricht ſehr über mich wachen, den ich deshalb lieber einem andern Lehrer übertrage. Da ich hingegen bei fremden weit mehr Geduld habe, und beſonders da ich von je her bei mir ſelbſt darauf gearbeitet habe, mir richtige und beſtimmte Begriffe zu erwerben, ſo glaube ich, frei von Stolz, mir etwas darin zutrauen zu können, daß ich die Begriffe von Jünglingen zu berichtigen und ihnen ohne alle Anſtrengung eine Menge von Kenntniſſen fürs gemeine Leben und viele wiſſenſchaftliche Kenntniſſe mitzutheilen im Stande bin, wovon ich ſelbſt einige Beweiſe abgelegt zu haben glaube.

Auch die Fehler meiner Kinder wirken zu heftig, zu leidenſchaftlich auf mich. Eine jede Aeußerung, ein jeder Zug, der mich zu großen und ſchönen Hoffnungen berechtigt, kann mich zu Freudenthränen bringen; aber auch jede entgegengeſetzte trübe Ausſicht zerreißt mir die Seele; und wenn meine Kinder einſt größer werden, ſo können ſie mir einen Himmel auf Erden ſchaffen; aber wenn ſie mich kränken und betrüben ſollten, ſo würde ich auch namenlos elend werden. Ich zittere bei dem Gedanken an die Möglichkeit, und erinnere jeden Blin-

den, der ſich die Vaterfreude zu reizend malt, auch dieſe Seite des Gemäldes nicht unter aller Aufmerkſamkeit zu halten, folglich, wenn ihm die Vorſehung Vaterfreuden verſagt hätte, ſich deshalb nicht unglücklich zu wähnen. Ich bin gegen meine Kinder gerade nicht gelind. Meine Stimmung gegen ſie iſt größtentheils ernſt; aber, ihnen Freude zu machen, mein Glück. Doch glaube ich, daß ſie einen ſehenden Vater mehr und inniger lieben würden, weil er ihre Vergnügungen mehr als der blinde theilen und ſie, ehe ſie aus dem ihnen beſtimmten Pfade biegen, ſchon mit einer Miene zurücklenken kann.

Familien, worin der Hausvater blind iſt, ſind ſelten; ich habe mich daher hier nur ſelbſt beobachten können; dieſe Selbſtbeobachtungen aber hier unverholen auseinander geſetzt; und derjenige, dem die Sache wichtig iſt, der kann weiter prüfen und vergleichen.

Zehnter Abſchnitt.

Vergnügungen, Zerſtreuungen und angenehme Unterhaltungen der Blinden.

Umgang und Unterhaltung mit Menſchen, die mit ihm durch Kopf und Herz übereinſtimmen, bleibt das größte Vergnügen des Blinden, das er ſich aber, wie ich vorhin anzeigte, nur ſelten verſchaffen kann. Umgang in großen Geſellſchaften iſt weniger für ihn, es ſey denn, daß er darin auf Menſchen ſtößt, bei denen er die vorhin angezeigten Eigenſchaften findet; und ein gewiſſer Reiz der Neuheit und eine Ueberraſchung bei Gleichheit der Ideen erhöht alsdann noch zuweilen das Vergnügen. An öffentlichen Orten finde ich wenige Unterhaltung. Es wenden ſich ſelten Menſchen an mich; ich weiß zuweilen nicht ſogleich, mit wem ich zu thun habe, und bin deshalb ſchüchtern oder ziehe auch wohl zuweilen durch ein lautes Geſpräch die Aufmerkſamkeit auf mich, bemerke dies erſt beim Gange des Geſprächs und dann entſteht, wenn ich wieder einzulenken ſuche, doch immer einige Verlegenheit. Wäre ich ein reicher Mann, könnte ich täglich ein Paar Freunde zu mir zu Tiſche

laden, dann, glaube ich, würde unſere Unterhaltung die heiterſte ſeyn. Unerklärbar aber iſt es mir geweſen, weshalb ich bei öffentlichen Aufzügen, wenn ich mich in der Nachbarſchaft in einem Hauſe oder ſicher dabei befand, mich nicht ohne Wohlbehagen fühlte. Ein gewiſſes Bild der ganzen Sache ſchwebte mir doch vor der Seele. Ich abſtrahirte mir manches aus dem Benehmen der Leute, und vielleicht daß ſelbſt eine dunkle Idee von der Thätigkeit ſo vieler Menſchen und ihre frohe Theilnehmung an dem nämlichen Gegenſtande mich, der ich an der Freude meiner Nebenmenſchen herzlichen Antheil nehmen kann, auch bei dieſer Veranlaſſung erfreute. Bewegungen in freier Luft, ſelbſt nur der Aufenthalt darin, ſind mir äußerſt angenehm, und wirken ſehr vortheilhaft auf meine Geſundheit. Ich habe als Blinder eine Reiſe nach Danzig, eine nach Berlin, die andere nach Thoren auf der ordinären Poſt gemacht, und war nie geſünder als bei meiner Rückkehr. Ich würde, wenn es nicht zu koſtbar für mich wäre, ſo wie man ins Bad reiſt, gern jährlich in der ſchönſten Jahreszeit eine Poſtreiſe von 50 bis 100 Meilen machen. Dem kränkelnden, durch einen Unfall gebeugten Blinden empfehle ich daher eine ſolche Reiſe als Heilungsmittel; doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß er einen zuverläſſigen Begleiter haben muß. Wäre der Blinde ſo glücklich, ſich Wagen und Pferde halten zu können, ſo würde er in Betreff der Geſundheit und des ganzen Wohlbehagens außerordentlich gewinnen, weil er, wenn er ſich durch Mißmuth gedrückt, durch Anſtrengung ermattet fühlt, eine Bewegung in freier Luft, oder Erholung,

ſich, ſobald er dazu den Wunſch äußert, ſogleich verſchaffen kann. Soll er ſich aber erſt einen Fuhrmann ſuchen laſſen, den er oft erſt einige Stunden, nachdem er den Wunſch geäußert, zuweilen gar nicht haben kann, ſo hat er, weil ihn die Erwartung hiebei noch mehr ermüdet, und er, bis er die Gewißheit erhält, ob ſein Wunſch erfüllt werden könne, an Intereſſe für andere Gegenſtände verliert, lange nicht den Genuß im nämlichen Verhältniſſe. Der Sehende gewinnt mehr durch körperliche Bewegung, wenn er geht, als wenn er fährt. Beim Blinden findet der entgegengeſetzte Fall ſtatt. Er kann den eignen Wagen ſo einrichten laſſen, daß er ihm eine ſtarke Erſchütterung verſchafft; und ſchon die Schnelligkeit, womit er beim Fahren die Luft durchſchneidet, die Abwechslung von Sonnenhitze und Schatten haben einen gewiſſen Reiz, den der Sehende nicht einmal bemerkt. Das Gehen erfordert doch immer einige Aufmerkſamkeit und wird dadurch, weil es zugleich ermattet, weniger wohlthätig. Der Sehende ſieht beim Spatzierengehen tauſend Gegenſtände, die ihn zerſtreuen und neue und angenehme Ideen erwecken können. Dem Blinden umſchwebt bei ſeinem Spatzierengehen die nämliche Finſterniß, die ihn zu Hauſe umgiebt, und äußere Gegenſtände reißen ihn folglich nicht von dem Gedanken los, womit er ſein Haus verließ. Sein Begleiter, gewöhnlich ein Hausgenoſſe, ſchweigt oder unterhält ihn mit Ideen aus ſeinem Kreiſe. Daher iſt für mich ein Spatziergang an der Seite meines Gehülfen oder meines Sohnes ſelten eine Erholung, weil ich während deſſelben entweder meditire oder docire, und oft mit dem

nämlichen Gedanken, womit ich mein Studierzimmer verließ, wieder hereintrete. Ich habe auch den Verſuch mit einer Schaukel gemacht; aber dabei brauche ich doch immer fremden Beiſtand; und es iſt für mich ängſtlich, wozu vielleicht eine dunkle Idee der Hülfloſigkeit eine Veranlaſſung giebt, um mir ſelbſt Bewegung zu ſchaffen, einen andern in Bewegung zu ſetzen. Freilich wäre dies auch der Fall, wenn ich einen Kutſcher hätte; aber dieſer Menſch wirkt doch nicht ſo gerade auf mich als derjenige, der mich ſchaukelt; und ich weiß wenigſtens keinen Grund anzugeben, warum mir ſonſt das Schaukeln Angſtſchweiß erpreßt hat. Dagegen glaube ich, wenn ich mir Bewegung mit Reiten verſchaffen könnte, ſey es auch nur durch die dunkle Idee, daß ich wieder dem Sehenden etwas näher gerückt ſey, an Vergnügen zu gewinnen. Wäre die Sache nicht koſtbar und könnte ich mich über manches hinwegſetzen, ſo glaube ich, daß es möglich wäre, wenn ein ſehr zuverläßiges und ſanftes Pferd ſo zugeritten würde, daß es jedem Gegenſtande aus dem Wege ginge. Es müßte auf dieſe Weiſe täglich auf dem nämlichen Wege nach einem Orte hingeritten und von dieſem wieder auf dem nämlichen Wege zurückgekehrt werden; und nun könnte der Blinde, dem blos ſein Bedienter folgen und bei auſſerordentlichen Fällen zurufen dürfte, täglich auch in der nämlichen Stunde den Weg, wahrſcheinlich auch mit der größten Sicherheit zu Pferde zurücklegen. Das beſtändige Sitzen erzeugt bei den mehreſten Blinden Krankheiten des Unterleibes, wodurch ich auch viel leide. Häufiges Stehen wirkt nicht völlig entgegen, mildert

aber doch das Uebel. Ich fühle häufig Beängſtigungen; in etwas geringerm Grade aber, ſeitdem ich es mir zum Geſetz machte, keine ſehr feſt anliegende Kleidungsſtücke zu tragen, Strumpfbänder, Hemdknöpfe und ähnliche Dinge abzulegen; und ich glaube dies allen Blinden empfehlen zu müſſen: auch muß jeder im Betreff der Diät ſich ſelbſt beobachten. Es iſt dem Blinden ſehr angenehm, nicht allein zu ſeyn. Ehe ich noch einen Gehülfen hatte, war mir, wie ich ſchon berührt habe, ein Stubenvogel ſehr willkommen. Mit einem Hunde war dies nicht der Fall, weil ich das Thier zuweilen unwillkührlich trat oder ſtieß, und dies erzeugte bei mir eine widrige Empfindung. Kleine Arbeiten aus Wachs, Papp, Korallen, Muſcheln haben mich oft angenehm unterhalten. Ein gewiſſes Produziren, und wären es auch nur Kleinigkeiten, thut jedem Menſchen gütlich; denn man freut ſich in gewiſſer Art doch immer des Werks ſeiner Hände. Auch pflanzte ich gern Gewächſe und freute mich ihres Gedeihens und Wachsthums; und mein äuſſerſt unbedeutendes Gärtchen war mir deshalb vormals ſehr theuer. Wollte ich jetzt noch die alte ehemalige Ordnung darin erhalten, ſo müßte ich es meinen ſieben Kindern verſchließen, deren Vergnügen mir theurer als das meinige iſt. Auch haben es die kalten Winter größtentheils zerſtört.

Es giebt manche Spiele, an denen der Blinde noch Theil nehmen kann, wie z. B. auf dem Damenbrete, wenn die ſchwarzen Felder erhöht, die weißen niedrig, die weißen Steine oben glatt, die ſchwarzen gereift wären. Schach ſpiele ich dergeſtalt, daß mein Bret auf die

angezeigte Weiſe beſchaffen iſt; aber in der Mitte jedes Quadrats iſt ein Loch gebohrt. Jeder Stein hat unten einen Zapfen, womit ich ihn, damit er nicht umfallen könne, ins Loch ſtecke, weil ich die Züge meines Gegners mit dem Fingern unterſuche. Die weißen Steine endigen ſich oben in Spitzen, die ſchwarzen in Flächen; die ſchwarzen Springer haben gezackte Mähnen, die weißen keine. Hiedurch ſind mir alle Steine bei der leiſeſten Berührung kenntlich. Alle Steine aber ſind etwas ſtark, um nicht beim Ausziehen und Einſtecken leicht zerbrochen werden zu können. Ich hatte es als Blinder in dieſem Spiele zu groſer Fertigkeit gebracht, ſpiele aber jetzt, da mir Uebung fehlt, nur noch leidlich. Charten zu ſpielen, indem mir ein anderer die Charten ins Ohr ſagt, oder mit gezeichneten mir blos kennbaren Charten zu ſpielen, die ich aber alsdann nie geben müßte, habe ich verſucht; es hat mir aber keine Unterhaltung gewährt; auch ſcheute ich hiebei gehäſſige Urtheile. Andere Blinde haben am Spiele Vergnügen gefunden. Meekren erzählt von einem Blinden, der die Charten ſo fein zu zeichnen wußte, daß dies kein Sehender bemerkte, und dies galt auch von den Zeichen der blinden Salignac, die ſolche, um ſie noch unkenntlicher zu machen, während des Spielens häufig veränderte.

In Betreff der Muſik habe ich mich bereits geäußert. In der Regel aber iſt dies Vergnügen für den Blinden zu koſtbar. Der Blinde bedarf eines Begleiters, und iſt er verheurathet, ſo ſcheint es unbillig, ſeine Gattin nicht ſo viel als möglich an ſeinem Vergnügen Theil nehmen zu laſſen. Beides hat für ihn einen doppelten Entréepreis, und,

wenn der Koncertſal entfernt liegt, noch die Koſten des Fuhrwerks zur Folge, Ausgaben, zu deren Beſtreitung ſchon ein gewiſſer Grad von Wohlhabenheit erforderlich iſt. Ich bereue es jetzt, mich in den frühern Jahren nicht mehr mit Muſik beſchäfftigt zu haben. Weil ich dafür kein Talent hatte, ließ ich es blos bei einigen Verſuchen bewenden, und ein von mir während meiner Blindheit gemachter Verſuch, die Harfe zu erlernen, fiel nicht glücklich aus. Es würde mir jetzt viel Freude machen, wenn ich ein Inſtrument ſpielen könnte. Für manche Blinde unter meinen Bekannten hat die Muſik wenig Reiz; die mehreſten aber ſind ihre großen Verehrer; und in einem Inſtitut für Blinde würde ich ſehr darauf halten, daß jeder Blinde ein Inſtrument, wenn auch nur zu ſeiner Unterhaltung, ſpielen lernte. Der Blinde, der nur irgend einige Anlagen dazu hat, ſollte ſeine Stimme für den Geſang auszubilden ſuchen. Die meinige iſt unharmoniſch; aber zuweilen, wenn ich allein bin, fällt mir unwillkührlich ein Geſang ein; und ich glaube daher, daß es für den Blinden, der Talent dazu hat, eine angenehme Unterhaltung ſeyn müßte. In meinen jüngern Jahren, da ich ſchon meine Augen verloren hatte, machte mir das Schauſpiel noch viel Freude.

Der verſtorbene Profeſſor Kant meinte: ich müſſe die Aufführung des Schauſpiels doch immer nur ſehr einſeitig betrachten; und ſcherzweiſe antwortete ich ihm: die zuverläßigſten Rezenſenten eines Theaters wären ein Blinder, ein Tauber und ein Mann, der die Sprache, worin das Stück aufgeführt würde, nicht verſtände. Der Blinde müßte anzeigen, wie ihm die

Deklamation, der Taube, wie ihm die Aktion, der Ausländer, wie ihm die Aktion durch die bloße Modulation der Töne noch verdeutlicht gefallen habe; und Kant meinte lächelnd: es könnte an der Sache wohl etwas Wahres ſeyn. Ich kehre von dieſem Scherz zur Sache ſelbſt zurück. Mein Vergnügen im Schauſpielhauſe wurde noch durch mein ſcharfes Gehör erhöht; denn ich bin hiedurch im Stande, an verſchiedenen Geſprächen zugleich Theil zu nehmen. Ich bemerkte daher auch im Schauſpielhauſe die mancherlei Urtheile, deren Zuſammenſtellung für mich nicht ohne Vergnügen war. Da ich mir von jedem Menſchen ein Bild mache, ſo ſchwebte mir, wenn ich im Schauſpielhauſe ſaß und die Deklamation hörte, ein Bild der Dekoration, der Schauſpieler, ihrer Kleidung, ihres Anſtandes, ihres Mienenſpiels und ihrer Gebehrdenſprache vor meiner Phantaſie; und da dies ganz ſo war, wie ich es wünſchte, ſo fragt es ſich, ob ich nicht eben ſo viel Vergnügen als der Sehende hatte? Jetzt in den ſpätern Jahren iſt dies nicht mehr ganz der Fall. Ein Vorleſer, der ein Theaterſtück gut deklamirt, gewährt mir beinahe mehr Vergnügen, als ich im Schauſpiele habe. Ich bin daher gegen dieſe Art des Vergnügens ſehr gleichgültig geworden.

Ueber den Beſuch öffentlicher Orte habe ich mich ſchon geäußert. Befindet ſich dort der Blinde einzig im Schooße ſeiner Familie, ſo genießt er wenig Abwechslung; und ſelten wird er einzelne Menſchen, vielweniger einen Zirkel finden, der ſich ihm ganz nähert, geſetzt auch, daß er, ſo wie dies bei mir der Fall iſt, äußerſt anſpruchlos wäre. Auch ſind die wenigſten öffentlichen Orte ſo beſchaf-

ſen, daß der Blinde ſie ohne alle Scheu und Beſorgniß, ſich dort vielleicht einer kleinen Indiskretion und nicht ganz ungegründetem Tadel auszuſetzen, beſuchen könnte. Vorzüglich aber dränge ſich der Blinde in keine geſelligen Zirkel, weil man ihn freilich zum Theil mit äußerer Wohlanſtändigkeit empfangen, er aber ſich nur erſt, ob er wirklich willkommen ſey, nach langer und genauer Prüfung überzeugen kann. Wäre der Blinde begütert genug, um zu ſeiner Zerſtreuung eine gewiſſe Liebhaberei zu wählen; ſchaffte ihm z. B. ſein Garten, ſeine Orangenbäume, ſeine Blumen, ſeine Bibliothek, irgend ein Apparat oder ein anderer Gegenſtand dieſer Art Freude oder Unterhaltung, ſo hätte er einen Lebensgenuß mehr; nur muß er ſich hüten, ſeine Freuden andern mitzutheilen, die Gegenſtände, die ihm Freude machen, andern vorzuzeigen; denn die liebloſe Härte, womit er bei ſolchen Fällen, freilich größtentheils nur hinterrücks, behandelt wird, geht oft ſehr weit. Kann der Blinde ſich die Freuden der Wohlthätigkeit gewähren, kann er als guter Rathgeber, freundſchaftlicher Vermittler, Beförderer der Eintracht, Beſchützer des Schwachen und Hülfsbedürftigen, kurz, zum Beſten der Nebenmenſchen wirkſam handeln, ſo wird ihm das herzerhebende Gefühl, zum Werkzeuge des Edlen und Guten in der Hand der Vorſehung geworden zu ſeyn, für manche ſeiner Leiden ſchadlos halten. Doch ſelbſt bei der Geſtattung dieſer herzerhebenden Freuden muß der Blinde mit ſchüchterner Behutſamkeit zu Werke gehen; denn er iſt, bei ſeiner Blindheit und der dem Blinden von Natur eignen Offenheit, der Gefahr, getäuſcht, hintergangen und gemiß-

braucht, und hiedurch ſchwermüthig und menſchenfeind-lich zu werden, doppelt ausgeſetzt. Wenn er endlich, zur Theilnahme für das Glück und die Zufriedenheit des Nächſten durch ſein Herz hingeriſſen, zuweilen zu offen, zuweilen auch hin und wieder zu vorſchnell handelt, dann iſt auch kein Tadel, kein Spott bitter genug, den ſich nicht der große Haufe gegen ihn erlauben wird, zum Theil ſchon deshalb, weil es gemeinen Seelen unerträg-lich iſt, ein Weſen, von dem ſie wähnen, daß es von dem Schickſal unter ihre Füße geworfen, höchſtens zum Gegenſtande des Mitleidens beſtimmt ſey, emporſtreben zu ſehen.

Ich rede hier nicht als ſchwermüthiger hypochondri-ſcher Mann; meine Selbſtbiographie, die ich niederzu-ſchreiben angefangen habe, wahrſcheinlich, wenn die Vorſehung noch einige Zeitlang mein Leben friſtet, been-digen werde, wird auch, wenn ſie nach meinem Tode ver-öffentlicht werden ſollte, den Beweis enthalten, daß mir die Vorſehung zum Erſatz für meine Leiden, zwei herr-liche Geſchenke, Frohſinn und Genügſamkeit, verlieh. Viel verdanke ich der Gnade des Monarchen. Ich habe vortreffliche edeldenkende Menſchen in allen Ständen ken-nen gelernt, ich habe Freunde gefunden, die mein Gutes geſchätzt, meine Fehler mit Nachſicht geduldet haben. Ich habe, um nicht eine gewiſſe Bitterkeit bei mir ein-wurzeln zu laſſen, es mir zu einem Geſetze gemacht, ſo oft das Andenken erlittener Unfälle erwacht, zugleich zu meiner Selbſtbelehrung immer daran zu denken, wie viel ich durch eigne Schuld oder Unvorſichtigkeit dazu beitrug oder beigetragen haben könnte; dagegen erkenne ich ge-

wiß alle Wohlthaten, die mir die Vorſehung erwies, mit ſo herzlichem Danke, daß ich mich zwar, mit vielen andern Menſchen verglichen, für einen unglücklichen Mann, wenn ich mich aber mit meinen Unglücksgefährten vergleiche, für einen der glücklichſten Blinden halte; auch bin ich feſt überzeugt, daß es mehrere Blinde giebt, die beinahe eine völlige Ausnahme machen und dem Sehenden einigermaaßen gleich ſtehen. Ich habe indeß, da Gleichheit der Schickſale ſogleich die Menſchen näher aneinander knüpft, auch viele Züge aus dem Privatleben und viele Herzensergießungen meiner Unglücksgefährten zu erfahren, zu ſammeln und zu vergleichen Gelegenheit gehabt, und die hieraus gezogene Schlußfolge, in ſo weit ſolche mit meinen eignen Erfahrungen nicht im Widerſpruche ſteht, zwingt mich dies Werk mit folgendem Rathe zu ſchließen. Arme Gefährten meines Unglücks! es iſt nicht genug, daß Ihr Willen zum Guten habt, daß Ihr Kräfte beſitzt, um dieſen Willen zu unterſtützen; es iſt nicht genug, daß Ihr duldend und demüthig ſeyd; Ihr müßt, wenn Ihr Euch nicht um die letzte Eurer Lebensfreuden, um die Ruhe, bringen wollt, heimlich und verſchloſſen ſeyn. Habt Ihr Kenntniſſe, habt Ihr Kräfte, entbehrt lieber, dafern Ihr es irgend vermögt, den Genuß, den Euch beide verſchaffen können, als daß Ihr Euch den oft höchſt nachtheiligen Folgen ausſetzt, die öffentliches Auftreten und Wirken nicht ſelten erzeugen. Schon iſt es Pflicht für jeden gebildeten Menſchen, das Gute um des Guten ſelbſt willen, auch unbemerkt zu thun, doppelte Pflicht für den Blinden; denn dieſem muß Ruhe

über alles theuer ſeyn. Wenn ihm daher nicht das Glück durch Geburt, Verbindung und Vermögen einen imponirenden Einfluß zum Erſatz ſeines Unglücks gab, ſo lerne er zeitig entbehren, nichts wünſchen, nichts ſuchen, die Menſchen vermeiden, wenigſtens ihnen ausweichen. Ihm gnüge nur ſeines Herzens und der wenigen Edlen und Guten Beifall, die ein günſtiges Schickſal ihm näher zuführte. Er ziehe ſich von den Menſchen zurück, ſuche in ſtiller Eingezogenheit ſeine Zufriedenheit zu finden und nicht in dieſer Welt Freude oder Glück zu ſuchen oder zu hoffen. Gewährt ihm beides hin und wieder der günſtige Zufall, wie dem Wanderer eine Blume am Wege, ſo hüte ſich der Blinde, nicht mehr ſolche günſtige Zufälle zu hoffen und nicht etwa auf den Beiſtand des Glücks Pläne zu bauen; die Freude, die ihm häusliche Verhältniſſe zu gewähren vermögen, nach dieſen, wiewohl auch mit Behutſamkeit zu ringen, iſt das Höchſte, was er ſich noch geſtatten kann. Deshalb — ſo unbarmherzig es auch von der einen Seite ſcheint, ſo iſt es Pflicht des Vaters und Erziehers, jedem blinden Kinde, damit dieſer Gedanke ihm alltäglich und gewöhnlich werde, unaufhörlich einzuprägen, kein Glück, keine Freude und keinen Lebensgenuß in dieſer Welt beſtimmt zu hoffen; aber doch unaufhörlich darnach zu trachten, deſſen, wenn es ihm von ungefähr zu Theil würde, weder von Seiten des Kopfs noch des Herzens unwürdig zu ſeyn, und Beides, vorzüglich aber deshalb auszubilden, weil es jenſeits des Grabes noch eine Welt giebt, worin die Vaterhand der Vorſehung jeder hier zurückgeſtoßenen eingekerkerten Kraft zum Guten ihre

Wirkung angewieſen haben muß. Wenn Ihr, meine lieben Unglücksgefährten! die Ihr meinem Herzen ſo nahe ſeyd, den guten Rath eures theilnehmenden Freundes nicht ganz von Euch ſtoßen wollt, ſo ſeyd äußerſt behutſam gegen Eure Nebenmenſchen. Höchſt ſelten iſt freilich ein grauſamer, völlig gefühlloſer und vorſätzlich böſer Mann; einen ſanften, gefühlvollen, edlen und großen Mann werdet Ihr aber auch nicht häufig finden. Der große Haufe lebt nur, um zu genießen, und nimmt auf nichts als ſein eignes Ich Rückſicht. Für dieſe letztern habt Ihr höchſtens das Intereſſe, das eine gut aufgelöſte Diſſonanz in der Muſik hat, wenn Ihr ſie durch Eure Kunſtfertigkeit und auch durch die Ueberzeugung, daß in ihnen noch große unerkannte Fähigkeiten ſchlummern, auf eine nicht ganz unangenehme Weiſe unterhaltet. Dem beſſern edlern Theil des Menſchengeſchlechts ſeyd Ihr Achtung und Schonung ſchuldig. Die Freuden guter Menſchen ſind auf Erden ſo kärglich ausgeſät, daß es mir wehe thut, wenn ich einem ſolchen auch nur einen heitern Augenblick durch meinen Anblick oder meine Klage trüben ſollte. Vergeßt daher nicht, was Leſſing dem bildenden Künſtler zur Pflicht machte: ſelbſt beim Ausdrucke des größten Schmerzes, das Gräßliche und Verzerrung zu vermeiden. Gewöhnt Euch, wenn das Schickſal, und, welches wohl noch häufiger der Fall ſeyn dürfte, wenn auch die Menſchen Euch niederdrücken, Eure Klagen höchſtens in den Buſen eines Freundes auszugießen, oder nur da laut werden zu laſſen, wo es die Nothwendigkeit erfordert. Mildert ſie alsdann noch ſelbſt, wenn Ihr

könnt, durch den Troſt, den Euch Ueberzeugung von der menſchlichen Hinfälligkeit und das Vorgefühl einer beſſern Welt geben, weil man Euch ſonſt wegen Eurer Klagen als läſtige Freudenſtörer fliehen wird. Nehmt, wenn Ihr Kräfte fühlt, Euch dem Sehenden an die Seite zu ſtellen, auch die Ueberzeugung an, daß man Euch dieſes größtentheils eher als Anmaaßung ausdeuten, denn als Verdienſt anerkennen wird. Rechnet daher nicht einmal darauf, Euch unverdienten Beweiſen der Verachtung zu entwinden, ſondern wenn Ihr nicht euer Leben in ſtiller Abgezogenheit hinbringen könnt, wenn Euch Eure innere Kraft weiter forttreibt, ſo macht Euch gleich auf tauſendfache Leiden gefaßt; hofft und erwartet nichts mehr, als was Euch durch die Verwendung weniger Edlen, dafern ihnen die gütige Hand der Vorſehung zum Beſten des Menſchengeſchlechts einen ausgedehnten Wirkungskreis anwies, zu Theil werden kann. Lebt ſo, daß Ihr, mit Vertrauen auf die Vorſehung erfüllt, ruhig an eure Sterbeſtunde denken, und, wenn Euch Erdennoth zu Boden drückt, Euch mit Vertrauen an den Vater des Weltalls wenden könnt:

O ſende meinen Tod heran,
er komm' auf jene Weiſe,
wie einem müden Wandersmann
die Ruh', nach langer Reiſe.
Doch ſollten Leiden ſonder Zahl
mich fernerhin beſchweren,
ſo bitt' ich, Herr! mit jeder Qual
Muth und Geduld zu mehren.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baczko, Ludwig von,

Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten die Blinden

Leipzig 1807

Biogr. 51 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061501-5